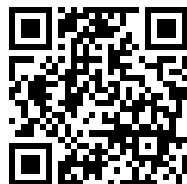

This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

GoogleTM books

<https://books.google.com>





Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

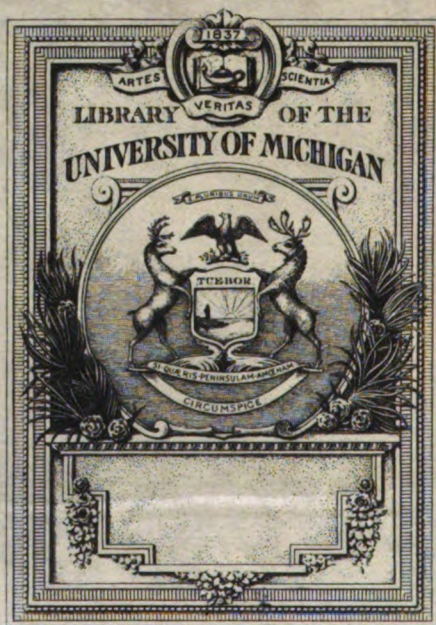
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 933,400



805
A596

BEIBLATT ZUR ANGLIA.

MITTEILUNGEN
ÜBER ENGLISCHE SPRACHE UND LITERATUR
UND ÜBER ENGLISCHEN UNTERRICHT

HERAUSGEGEBEN

VON

MAX FRIEDRICH MANN.

DREIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.



HALLE A. S.
MAX NIEMEYER.
1922.

Gen.
Harr.

BAND-INHALT.

(Nach Verfassern bez. Titeln und Herausgebern alphabetisch geordnet.)

I. Englische Sprache und Literatur einschliesslich der Volkskunde und Geschichte.

A. Besprechungen.

Seite

Bahr, siehe Whitman.

Barnes, siehe Urlau.

Baumgarten, Religiöses und kirchliches Leben in England
(Hübener) 216

Beowulf with the Finnsburg Fragment, ed. by A. J. Wyatt, new
edition revised with Introduction and Notes by B. W. Chambers
(Fehr) 121

Beowulf, siehe Chambers; Liebermann.

Bibliothek der ags. Prosa. Hg. von Hecht.

Bd. X, siehe Exameron.

Blake, siehe Saurat.

Bonner Studien zur englischen Philologie, siehe Jahn.

Brown, siehe The Stonyhurst Pageants.

Bryan, The Midland Present Plural Indicative Ending -e(n)
(Flasdieck) '224

Buckhurst, siehe The Corpus Glossary.

Chambers, Beowulf. An Introduction to the study of the poem with
a discussion of the stories of Offa and Finn (Fehr) 121

Chambers, Beowulf (Ekwall) 177

Chambers & Sidgwick, Early English Lyrics (Fischer) 9

Cook, The Old English Elene, Phoenix, and Physiologus (Ekwall) 61

Crawford, siehe Exameron.

Dane, Will Shakespeare. An Invention in 4 Acts (Eichler) . . 232

Danielowski, Die Journale der frühen Quäker (Fischer) 5

Ehrentreich, Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen
auf Grund experimenteller Untersuchungen (Funke) 145

Elene, siehe Cook.

Emerson, Essays (Fehr) 168

Exameron anglice, or The Old English Hexameron, ed. by S. J.
Crawford (Holthausen) 83

*

	Seite
Fehr, England im Zeitalter des Individualismus (1830—1880). Gesellschaft, Weltanschauung und Schrifttum in ihren Wechselwirkungen (Caro)	158
Fürster, Keltisches Wortgut im Englischen (Ekwall)	73
Fourteenth Century Verse and Prose, ed. by Kenneth Sisam (Holthausen)	88
Gepp, A Contribution to an Essex Dialect Dictionary (Horn) . .	25
Handbuch der Englisch-Amerikanischen Kultur, hg. von Dibelius. Bd. I, siehe Levy. „ II, „ Baumgarten.	
Hayek, siehe Whitman.	
Hesperia. Ergänzungreihe. Schriften zur engl. Philologie, hg. von Bright. Heft 7, siehe The Stonyhurst Pageants.	
Holm, Corrections and Additions in the Ormulum Ms. (Flasdieck)	221
Jahn, Die me. Spielmannsballade von Simon Fraser (Fischer) . .	32
Jespersen, Engelsk Fonetik (Horn)	92
Kellner, Die englische Literatur der neuesten Zeit von Dickens bis Shaw (Fehr)	1
Kershaw, siehe Stories and Ballads etc.	
Knott, siehe Moore.	
Kock, Plain Points and Puzzles (Flasdieck)	223
Landauer, siehe Whitman.	
Leabhar Gabála, The Book of Conquests of Ireland. The Recension of Micheál O Cléirigh. Part 1. Ed. by R. A. Stewart Macalister and John MacNeill (Pokorny)	95
Leipziger Beiträge zur englischen Philologie, hg. von Max Fürster. Heft 2, siehe Vogel.	
Liebermann, Ort und Zeit der Beowulfdichtung (Ekwall) . . .	67
Levy, Die englische Wirtschaft (Hübener)	185
Lindsay, The Corpus, Epinal, Erfurt and Leyden Glossaries (Ekwall)	161
Lunds Universitets Arsskrift. N. F. Avd. 1, Bd. 17, Nr. 7, siehe Kock.	
Macalister, } MacNeill, } siehe Leabhar Gabála.	
Metger, Posies (Caro)	113
Milton, siehe Saurat.	
Modern Philology. Vol. XVIII, No. 9, siehe Bryan.	
Moore and Knott, The Elements of Old English (Flasdieck) . .	194
Moore, Historical Outlines of English Phonology and Middle English Grammar (Flasdieck)	230
Ormulum, siehe Holm; Weinmann.	

Palaestra.

Bd. 133, siehe Ehrentreich.

Phœnix, siehe Cook.**Physiologus**, siehe Cook.**Publications of the Philological Society.**

Vol. VIII, siehe Lindsay.

Reisiger, siehe Whitman.**Saurat**, Blake and Milton (Liljegren) 39**Schröder**, Neuenglische Elementargrammatik (Western) 70**Schuchhardt**, Alteuropa in seiner Kultur und Stilentwicklung
(Binz) 49**Shakespeare**, siehe Dane.**Shaw**, Androcles and Pygmalion. Two Plays (Caro) 126**Shaw**, Fanny's First Play. Great Catherine. Annajanska. Over-
ruled (Caro) 10**Shaw**, Misalliance (Caro) 10**Sidgwick**, siehe Chambers.**Sisam**, siehe Fourteenth Century Verse and Prose.**Smith** (C. Alphonso), "You all" as used in the South (Fischer) . . . 168**Stories and Ballads of the Far Past.** Translated from the
Norse (Icelandic and Faroese) with Introductions and Notes by
N. Kershaw (Schroeder) 159**Tauchnitz Edition.**

Siehe Emerson; Shaw.

Texte und Forschungen zur englischen Kulturgeschichte.

Festgabe für Felix Liebermann.

Siehe Förster; Wildhagen.

Thackeray, siehe Vogel.**The Corpus Glossary**, ed. by W. M. Lindsay, with an Anglo-
Saxon Index by Helen Mac M. Buckhurst (Ekwall) 161**The Kit-Kat.**

Vol. IX, siehe Smith.

The Stonyhurst Pageants, ed. by Brown (Holthausen) 84**Thomas**, An Introduction to the History of the English Language
(Horn) 30**Thurneysen**, Die irische Helden- und Königsage bis zum 17. Jahr-
hundert (Porkorny) 195**Urlau**, Die Sprache des Dialektdichters Will. Barnes (Holthausen) . . . 90**Vogel**, Thackeray als historischer Romanschriftsteller (Mühe) 34**Weinmann**, Über den Gebrauch des Artikels im Ormulum (Flas-
dieck) 193**Wells**, A Manual of the Writings in Middle English 1050—1400
(Flasdieck) 225**Weston**, From Ritual to Romance (Fischer) 106**Whitman** (Walt), Ich singe das Leben. Deutsche Übertragung von
Max Hayek. Einleit. Aufsatz von Herm. Bahr (Noll) 209

	Seite
Whitman (Walt), Grashalme. Deutsch von Hans Reisiger (Noll)	209
Whitman (Walt), Gesänge u. Inschriften. Übertragen von Gustav Landauer (Noll)	209
Wildhagen, Das Kalendarium der Handschrift Vitellius E XVIII (Ekwall)	82
Young, siehe Mutschmann.	

B. Aufsätze.

Eichler, Schauspielerinnen in London um 1600?	118
Ekwall, OE. <i>Gyrve</i>	116
Holthausen, Zu Chaucer's 'Reeves Tale'	103
Holthausen, Zum Physiologus	102
Holthausen, Zur Märchen- und Sagenkunde. IV. Der Teufel und Noahs Frau	169
Horn, Understanded	101
Jiriczek, Notiz zu Beiblatt Dez. 1921 (ten Brink und Skeat)	120
Liljegren, Die engl. Quellen der Philosophie Miltons und verwandtes Denken	196
Lindkvist, Some Notes on Elfric's Festermen	130
Meyer, Wéalpeo(w)	94
Mutschmann, Macaulay und Milton	170
Mutschmann, Zur Psychologie des Verfassers der „Nachtgedanken“	12
Preusler, Split Genitive	206

C. Mitteilungen.

Angekündigte Schriften	208
------------------------	-----

II. Unterrichtswesen.

A. Besprechungen.

1. Allgemeine Werke.

Pennsylvania. A Glympse of the University, its History, Equipment etc. etc. (Mann)	207
--	-----

2. Lehr- u. Lesebücher; Schulausgaben.

Blümel, siehe Reichel.	
Boerner-Thiergen, Oberstufe zum Lehrbuch der engl. Sprache. Gekürzte Ausg. C, bearb. von Schöpke (Mellin)	173
Dinkler-Mittelbach-Zeiger, Lehrbuch der engl. Sprache. Grammatik, verkürzte Ausg. (Mellin)	208
Liening, siehe The Storyteller.	
Reichel und Blümel, Lehrgang der engl. Sprache. 2. Auflage (Mellin)	175
Schöpke, siehe Thiergen.	
Schulze, siehe Thiergen.	

BAND-INHALT.**VII****Seite**

The Storyteller. Ausgew. und erkl. von Liening (Caro) . . .	24
Thiergen, Grammatik der engl. Sprache Ausg. C. 6. Aufl. Bearbeitet von Schöpke (Mellin)	173
Thiergen, Grammatik der englischen Sprache. 5. Aufl. Neubear- beitet von Schulze (Mellin)	173
Thiergen-Schulze, Oberstufe zum Lehrbuch der engl. Sprache Ausg. A (Mellin)	173
Uebe-Müller, Grammatik der engl. Spr. f. Handelsschulen. 2. Aufl. (Mellin)	173

Mitarbeiter dieses Bandes.**S. t. Binz 49.****Caro 10; 24; 115; 126; 158.****Eichler 118; 233.****Ekwall 61; 67; 73; 82; 116; 161; 177.****Fehr 1; 121; 168.****Fischer 5; 32; 105; 168.****Flasdieck 193; 194; 221; 223; 224.****Funke 145.****Holthausen 83; 84; 88; 90; 102; 103; 169.****Horn 25; 30; 92; 101.****Hübener 185; 216.****Jiriczek 120.****Liljegren 89; 196.****Lindkvist 130.****Mann 207.****Mellin 173; 175; 208.****Meyer 94.****Mühe 34.****Mutschmann 12; 170.****Noll 209.****Pokorny 93; 195.****Preusler 206.****Schröder 159.****Western 70.**

Verzeichnis der Mitarbeiter.

- Ackermann, Dr. Richard, Rektor, Nürnberg, Kressenstrasse 2.
Adami, Dr. Friedrich, Studienrat, Frankfurt a/M.
Alscher, Rudolf, Professor, Direktor, Teschen, Oesterr.-Schlesien.
†Andrae, Prof. Dr. August, Oberlehrer a. D., Göttingen.
- 5 Andrews, E. A., M. A., Jena.
Anthes, Dr. Ed., Prof. am Neuen Gymnasium zu Darmstadt.
Arndt, Dr. O., Direktor des Realgymn. zu Halberstadt.
Aronstein, Prof. Dr. Phil., Studienrat, Berlin NW. 87, Elberfelderstr. 28 III.
Asanger, Dr. F., Bochum, Joachimstr. 5 II.
- 10 Assmann, Prof. Dr. Bruno, Studienrat a. d. Drei-Königschule, Dresden.
†Baldamus, Prof. Dr. A., Oberlehrer a. König Albert-Gymn. zu Leipzig.
Bang, Prof. Dr. W., Louvain, 18 rue des Récollets.
Banner, Prof. Dr. Max, Studienrat a. D., Frankfurt a/M.
Barge, Prof. Dr. Hermann, Studienrat am Petri-Realgymn., Leipzig.
- 15 Barth, Dr. Paul, Professor a. d. Univ. Leipzig.
Becker, Dr. Gustav, Berlin W.
Becker, Prof. Dr. Karl, Studienrat am Gymn., Elberfeld, Markgrafentr. 14.
Behaghel, Dr. O., Geh. Hofrat, Prof. a. d. Univ. Giessen.
†Beljame, Alexandre, 29, rue de Condé, Paris.
- 20 Besser, Prof. Dr. Reinhold, Realschuldirektor, Dresden-A.
†Beyer, Dr. Otto, Schuldirektor a. D., Leipzig-Entritzsch.
Binz, Prof. Dr. G., Vizedirektor der Landesbibliothek, Bern.
†Björkman, Dr. Erik, Prof. a. d. Univ. Uppsala.
†Blacker, Carola, Freiburg i/B.
- 25 Blau, Dr. Ernst, Frankfurt a. M.
Bödtker, Dr. A. Trampe, Prof. a. d. Univ. Christiania.
†von Bojanowski, Geh. Hofrat, Dir. d. Grossherzogl. Bibl. in Weimar.
Born, Dr. Max, Studienrat, Schöneberg b. Berlin.
Boyle, Robert, St. Petersburg.
- 30 Brandl, Dr. Alois, Geh. Reg.-Rat, Professor a. d. Universität Berlin.
Brandl, Dr. Leopold, Professor, Wien 9.
Bremer, Dr. Otto, Prof. a. d. Univ. Halle.
Brennan, Chris., Sidney, New South Wales, Australia.
Brereton, J. Le Gay, Sidney, New South Wales, Australia.

- 35 Brie, Dr. Friedrich, Professor a. d. Univ. Freiburg i. B.
 Brosch, Dr. M., Fondi Frari 2593, Venedig.
 Brotanek, Dr. Rudolf, Prof. a. d. Techn. Hochschule, Dresden.
 Bruhn, Dr. E., Geh. Reg.-Rat u. Gym.-Dir., Frankfurt a. M.
 †Bülbring, Dr. Karl, Prof. a. d. Universität Bonn.
- 40 Campion, John, M. A., Columbia University, New York City.
 Caro, Prof. Dr. J., Studienrat am Philanthropin, Frankfurt a. M.
 Collins, Dr. George Stuart, 478 Jefferson Avenue, Brooklyn, N. Y.
 †Conrad, Dr. Hermann, Prof. a. d. Hauptkad.-Anstalt Gross-Lichterfelde.
 Craig, Dr. Hardin, London.
- 45 Curtis, Dr. F., Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Universität Frankfurt a. M.
 †Deutschbein, Prof. Dr. Karl, Oberlehrer am Gymnasium zu Zwickau.
 Deutschbein, Dr. Max, Professor a. d. Univ. Marburg.
 Dick, Dr. E., 87 Thiersteinallee, Basel.
 Dieter, Prof. Dr. Ferdin., Oberlehrer a. d. 4. städt. Realschule, Berlin NO.
- 50 Dittes, Prof. Dr. R., Wien IV/1, Wiedner Hauptstr. 39.
 Dittrich, Dr. Ottmar, Prof. a. d. Univ. Leipzig.
 Dorr, Prof. Karl, Studienrat a. Realgymn. zu Elberfeld, Dorotheenstr. 7.
 †Effer, Prof. Dr. Hubert, Studienrat a. d. Ober-Realschule Düsseldorf.
 Eggert, Prof. Dr. Bruno, Dir. d. Helmholtz-Oberrealschule, Frankfurt a. M.
- 55 Eichler, Dr. A., Prof. a. d. Univ. Graz, Hasnerpl. 3.
 Eidam, Christian, Prof. am Gymn., Nürnberg, Lauferthorgraben 9.
 Eimer, Prof. Dr. Manfred, Straßburg i. E., Illwallstr. 1.
 Ekwall, Dr. Eilert, Prof. a. d. Univ. Lund.
 Einenkel, Dr. Eugen, Univ.-Prof., Überlingen am Bodensee, Goldbach 6.
- 60 Ellinger, Dr. Joh., Prof. a. d. Staatsoberrealschule, Wien 20/1.
 Fairbrother, Mrs. J. P., Oxford.
 Fehr, Dr. B., Prof. a. d. Univ. Zürich.
 Feuillerat, Albert, Prof. a. d. Univ. Rennes.
 Fiedler, Prof. H. G., Taylorian Institute, Oxford.
- 65 Findlay, Dr. J. J., Prof. der Pädag., Owens College, Manchester.
 Fischer, Dr. Josef, Dir. des Realg. zu Dillingen.
 Fischer, Dr. Rudolf, Prof. a. d. Univ. Innsbruck.
 Fischer, Dr. Walther, Prof. a. d. Techn. Hochschule Dresden.
 Flasdieck, Dr. H. M., Göttingen, W. Weberstr. 10 II.
- 70 †Flügel, Dr. Ewald, Professor of English Philology, Palo Alto, California.
 †Flügel, Dr. Felix, Privatgelehrter, Leipzig-Gohlis.
 Förster, Dr. Max, Geh. Hofrat, Professor a. d. Univ. Leipzig.
 Frankenberger, Dr. Julius, Studienrat, Frankfurt a. M.
 Frantzen, Dr. J. A., Prof. a. d. Univ. Utrecht.
- 75 Franz, Dr. W., Prof. a. d. Univ. Tübingen.
 Fredlund, Knut, Göteborg.
 Freund, Dr. Max, Lektor a. d. Univ. Marburg.
 Fränkel, Dr. L., Reallehrer in München.
 Friedrich, Prof. Dr. Richard, Rektor des Gymn. zu Dresden-N.
- 80 Fritzsche, Prof. Dr. A., Rektor des Realgymnasiums zu Borna.
 Funke, Dr. A., Professor a. d. Univ. Prag.
 Gabrielson, Dr. Arvid, Uppsala.

- Gallert, Dr. Fritz, Oberlehrer am Realgymnasium zu Stralsund.
 † Gattinger, Dr. Edmund, Stift Melk, Nieder-Oest.
- 85 Geer, J., K. Reallehrer, Kempten, Westendstr. 134.
 Geering, Agnes, Dr. phil., Oberlehrerin, Frankfurt a/M.
 Gensel, Justizrat Dr. jur. W., Leipzig.
 † Glauning, Prof. Dr., Schulrat in Nürnberg.
 Glöde, Prof. Dr. Otto, Studienrat am Gymnasium, Doberan i. M.
- 90 Görnemann, Dr. Gertrud, Oberlehrerin, Lübeck.
 Graef, Dr. Adolf, Oberlehrer a. D., Bildhauer, Berlin.
 Graef, Prof. Dr. Fritz, Studienrat a. d. Ober-Realschule, Flensburg.
 Groth, Prof. Dr. Ernst, Direktor d. 2. höh. Mädchenschule, Leipzig.
 Gschwind, Frank, M. A., 6 Aeusserer Sonnenweg, St. Gallen.
- 95 Gündel, Prof. Edmund, Konrektor am Realgymnasium u. Dozent a. d. Bergakademie zu Freiberg.
 † Haase, Dr. K. F., Realschuloberlehrer, Dresden-A.
 van Hamel, Dr. A., Professor an der Univ. Bonn.
 Hammond, Eleanor Prescott, 1357 East 57th St. Chicago, Illinois.
 Hartmann, Prof. Dr. K. A. Martin, Oberstudienrat a. D., Leipzig.
- 100 Haupt, Prof. Dr. Hermann, Geh. Hofrat, Dir. d. Univ.-Bibl. zu Gießen.
 † Hauschild, Prof. R., Oberlehrer a. D. in Frankfurt a/M.
 Hausknecht, Prof. Dr. Emil, Lausanne.
 Hecht, Dr. Hans, Prof. a. d. Univ. Basel.
 Heim, Prof. Dr. Hans, Darmstadt, Grüner Weg 7.
- 105 Helmolt, Dr. Hans F., Redakteur, Frankfurt a. M.
 Helmolt, Frida, Oberlehrerin am Lehrerinnenseminar Callnberg.
 Henshaw, Dr. A. N., 142 East 40 St. New-York.
 Herlet, Dr. B., Konrektor, Würzburg.
 Herzfeld, Dr. Georg, Berlin.
- 110 Heuser, Prof. Dr. W., Studienrat, Pillau.
 Hewitt, Reginald, Lecturer am University College, Nottingham.
 Hirst, Dr. T. O., Liverpool.
 Hirt, Dr. Hermann, Professor a. d. Universität Gießen.
 Hochdoerfer, Dr. Richard, Springfield, Ohio, U. S. A.
- 115 † Hofer, Dr. O., Oberlehrer a. D., Bautzen.
 Hofmann, Dr. Hans, Gymnasiallehrer, Wetzlar.
 Holthausen, Dr. Ferd., Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Universität Kiel.
 Hoops, Dr. J., Geh. Hofrat, Prof. a. d. Universität Heidelberg.
 Hope-Moncrieff, Ascott R., 43, Union Grove, Clapham, London SW.
- 120 Horn, Dr. Wilhelm, Prof. a. d. Univ. Giessen.
 Hübener, Dr. Gustav, Prof. a. d. Univ. Königsberg, Luisenhöhe 3.
 Hudson, William H., Prof. of English Lit., Palo Alto, California.
 Hulme, Prof. Wm. H., Western Reserve Univ., Cleveland, Ohio.
 † Hupe, Dr. H., Oberlehrer am Katharineum zu Lübeck.
- 125 Hüscher, Dr. Herbert, Priv.-Doz. a. d. Univ. Leipzig.
 Imelmann, Dr. Rudolf, Professor a. d. Univ. Rostock.
 Inhülsen, Dr. Karl, 60 Leconfield Rd., Highbury New Park, London, N.
 Jespersen, Dr. Otto, Prof. a. d. Univ. Kopenhagen.
 † Jellinek, Dr. Arthur L., Wien.

- 130 Jiriczek, Dr. Otto, Geh. Hofrat, Prof. a. d. Univ. Würzburg.
 Jordan, Dr. Richard, Prof. a. d. Universität Jena.
 Jost, Dr. Karl, Privatdoz. a. d. Univ. Basel.
 † Kaluza, Dr. Max, Prof. a. d. Univ. Königsberg, Steinmetzstr. 24.
 Kappus, Prof. Dr. Karl, Studienrat, Berlin W. 30, Eisenacherstr. 40.
- 135 Karpf, Prof. Dr. Fritz, Bruck a. Mur, Schillerstr. 18.
 Keller, Dr. Wolfgang, Professor a. d. Univ. Münster.
 Kellner, Dr. Leon, Prof. a. d. Univ. Wien.
 Kemlein, Prof. Georg, Studienrat, Flensburg.
 Kläeber, Dr. Fr., Professor of English Philology, University of Minnesota, Minneapolis.
- 140 † Klapperich, Prof. Dr. J., Oberl. a. d. O.-Realsch. Elberfeld.
 Klein, A., Darmstadt, Frankfurter Strasse 87.
 Klinghardt, Prof. Dr. H., Oberlehrer am Realgymn. zu Rendsburg.
 Klotz, Dr. Alfred, Prof. a. d. Univ., Prag.
 Koch, Prof. Dr. John, Oberlehrer a. D., Gross-Lichterfelde I, Bismarckstr. 20.
- 145 † Koeppel, Dr. E., Prof. a. d. Universität Strassburg.
 Kraeger, Dr. Heinrich, Privatdoz. a. d. Univ. Berlin.
 Kratz, F., Reallehrer, Erlangen.
 Krause, Gustav, 23, Fitzroy Square, London W.
 Kreuser, Dr. Ernst, Oberpräzeptor, Heidenheim a/Brenz.
- 150 Kroder, Dr. Armin, Gymnasialprof., Neustadt a. H.
 Kron, Dr. Richard, Kaiserl. Marine-Oberlehrer a. D., Wiesbaden.
 Krüger, Prof. Dr. Gustav, Oberlehrer am Kaiser Wilhelms-Realg. u. Dozent a. d. Techn. Hochschule, Berlin W., Bendlerstr. 17.
 Kruisinga, Dr. E., Amersfoort (Holland).
 Küchler, Dr. Walter, Prof. a. d. Univ. Würzburg.
- 155 Lange, Dr. Hugo, Dir. des Oberlyzeums zu Weissensee.
 Lange, Prof. Dr. Paul, Oberstudienrat, Leipzig.
 † Langhans, Prof. Dr. Victor, Hofrat, Katzenberg, Ob.-Östr.
 Lehmann, Dr. Wilh., Oberlehrer, Wickersdorf b. Saalfeld.
 Leicht, Dr. Wilh., Studienrat a. d. Liebig-Oberrealsch., Frankfurt a/M.
- 160 Leitsmann, Prof. Dr. E., Studienrat a. d. Thomasschule, Leipzig.
 Lewis, Dr. E. H., Tutor in English, University of Chicago, Ill.
 Liebermann, Prof. Dr. F., Bendlerstr. 10, Berlin W.
 Liljegren, Dr. S. B., Lund.
 Lindelöf, Dr. U., Prof. a. d. Univ. Helsingfors.
- 165 Lindkvist, Dr. Harald, Linköping, Schweden.
 † Lindner, Dr. Felix, Prof. a. d. Univ. Rostock.
 Löwisch, Dr. M., Direktor der Oberrealschule zu Weissenfels.
 Long, Percy W., Harvard University, Cambridge, Mass.
 Lüdeke, Dr. H., Lektor a. d. Univ. Basel.
- 170 Lüder, Studienrat Prof. Dr. Albrecht, Leiter der Studienanstalt zu Dresden-N.
 Luick, Dr. K., Prof. a. d. Universität, Wien XIX, Gatterburggasse 6.
 Mahir, Dr. Otto, Studienrat, Hof i/B., Ludwigstr. 27.
 Mann, Prof. Dr. Max Friedrich, Frankfurt a/M., Humbrachtstr. 11.

- Malik**, Dr. Josef, Professor, Wiener Neustadt, Engelbrechtg. 14/1.
- 175 **van der Meer**, Dr. J., Prof. a. d. Univ. Frankfurt a/M..
- Meier**, Prof. Dr. Konrad, Rektor des König Georg-Gymnasiums, Dresden.
- Mellin**, Professor Josef, Dir. d. Lyz. Münsterberg (Schles.).
- †**Meyer**, Dr. Kuno, Prof. a. d. Univ. Berlin.
- Middendorff**, Prof. Dr. Heinrich, Würzburg.
- 180 **Minckwitz**, Dr. M. J., München, Giselastr. 29.
- Mogk**, Dr. Eduard, Professor a. d. Universität Leipzig.
- Montgomery**, Marshall, M. A., Dublin.
- Morich**, Rudolf J., Sunny Mount, Alassio, Riviera di Levante, Italia.
- Morsbach**, Dr. L., Geh. Reg.-Rat, Professor a. d. Universität Göttingen.
- 185 **Mühe**, Dr. Theod., Direktor, Hamburg 37, Werderstr. 30 II.
- Mutschmann**, Dr. Heinrich, Prof. a. d. Univ. Dorpat.
- Neumann**, Dr. Wilh., Prof., Wien IV, Radeckg. 3.
- Neunzig**, Prof. Dr. Rudolf, Studienrat, Berlin SW.
- Newcomer**, A. G., Assistant Professor of English, Palo Alto, California.
- 190 **Nohl**, Dr. L., Vorstand der höheren Bürgerschule, Ettlingen.
- Noll**, Prof. Dr. Gustav, Studienrat, Frankfurt a/Main.
- Pabst**, Prof. Dr. Felix, Studienrat a. Gymn. zu Bremen, Feldstrasse 56a.
- Paterna**, Dr. Wilhelm, Hamburg.
- Peter**, Sidonie, Leipzig, Mühlgasse 8.
- 195 **Petithomme**, Azeline, Rennes (Ile-et-Vilaine), 16, rue Châteaudun.
- Petri**, Dr. Albert, Direktor der Realschule zu Schmölln, S.-A.
- Petry**, Prof. Dr. Lorenz, Studienrat, Frankfurt a/M.
- Pfeilsticker**, Julie, Stuttgart, Neckarstr. 36.
- Pogatscher**, Dr. A., Prof. a. d. Univ. Graz.
- 200 **Pokorny**, Dr. Julius, Prof. a. d. Univ. Berlin. Halensee, Paulsbornerstr. 90.
- Preusler**, Dr. W., Studienrat, Hirschberg, Schlesien.
- Price**, Dr. H. T., Lektor a. d. Univ. Kiel.
- †**Proescholdt**, Dr. Ludwig, Friedrichsdorf i. Taunus.
- Prosiegel**, Prof. Dr. Theodor, Aschaffenburg.
- 205 **Pughe**, Dr. F. H., Halle a. d. S.
- Rambeau**, Prof. Dr. A., Berlin-Wilmersdorf.
- Regel**, Prof. Dr. Ernst, Studienr. a. d. O.-R., Halle/Saale, Wörmplitzer Str. 107.
- Reichel**, Prof. Dr. Kurt, Breslau II, Bahnhofstr. 9.
- Rein**, Dr. W., Prof. a. d. Universität Jena.
- 210 **Reitterer**, Dr. Th., Professor, Wien VIII/2, Floriang. 2.
- Reuning**, Dr. Karl, Oberlehrer, Wiesbaden.
- Riegel**, Prof. Dr. Julius, Rektor u. k. Inspektor d. höh. Mädchenschule
Labenwolfstrasse zu Nürnberg, Ob. Pirkheimerstr. 43, I.
- Bitter**, Dr. Otto, Professor a. d. Univ. Halle a/S., Lessingstr. 37.
- Rozsa**, Dr. Desider, Prof., Budapest.
- 215 **Röttgers**, Prof. Benno, Direktor der Viktoriaschule, Berlin W.
- Roos**, Erik G. T., Mag. phil., Uppsala.
- Ruge**, Prof. Dr. Walter, Rektor des Gymn. zu Bautzen.
- †**Sahr**, Dr. Julius, Professor i. R., Gorisch i/S.
- Sampson**, Martin Wright, Assistant Professor of English, University of
Indiana, Bloomington, Ind.

- 220 Sander, Dr. Arnold, Direktor d. Oberlyzeums, Frankfurt a/M.
 †Sarrazin, Dr. G., Prof. a. d. Univ. Breslau.
 †Sauer, Dr. Bruno, Professor a. d. Universität Kiel.
 Schick, Dr. J., Prof. a. d. Univ. München, Türkenstr. 93.
 †Schipper, Dr. J., Hofrat, Prof. a. d. Universität, Wien.
- 225 Schirmer, Dr. Gustav, Zürich, 82, Kreuzstr.
 Schmedes, Prof. Dr. J., Studienrat am Goethe-G., Frankfurt a/M.
 Schmitz, Dr. phil. Th., Frankfurt a/M., Kaulbachstr. 18 II.
 Schnabel, Dr. Bruno, Reallehrer, Kaiserslautern.
 Schöffler, Dr. H., Privatdozent a. d. Univ. Leipzig.
- 230 †Schott, Dr. W., Kgl. Gymnasialprofessor, Bamberg.
 Schröder, Dr. Franz Rolf, Privatdoz. a. d. Univ. Heidelberg.
 Schröder, Dr. A., Prof. a. d. Univ. Köln, Rosenstr. 56.
 Schultz, Dr. Oskar, Prof. a. d. Univ. Jena.
 Schwarz, Prof. Dr. Ferd. H., Villa Sonneck, Solothurn.
- 235 Seydel, Prof. Dr. Wolfgang, Studienrat a. d. Thomasschule, Leipzig.
 †Sieper, Dr. E., Prof. a. d. Universität München.
 Singer, Dr. S., Prof. a. d. Univ. Bern, Spitalgasse 57.
 †Skeat, Walter W., 2 Salisbury Villas, Cambridge.
 Smith, Dr. Arved, Lektor, Gävle, Schweden.
- 240 †Smith, Miss Lucy Toulmin, Oxford.
 Sokoll, Dr. Ed., Prof., Dir. d. Staatsrealschule im XV. Bezirk, Wien.
 Stahl, Dr. Ernst Leopold, Heidelberg.
 Steidler, Dr. B., Berlin.
 Steinmeyer, Dr. Kurt, Studienrat, Frankfurt a/M.
- 245 Stephan, Adalbert, Prag I, Marienpl. 25, II.
 †Stiehler, Prof. Dr. E., Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium, Döbeln.
 Strauss, Dr. Otto, Währingerstr. 97, Wien XVIII.
 †Stryienski, Casimir, Professeur agrégé au Lycée Montaigne, Paris.
 Sudhoff, Dr. Karl, Geh. Med.-Rat, Prof. a. d. Univ. Leipzig.
- 250 Tappert, Prof. Dr. Wilh., Studienrat a. d. Höh. Töchterchule, Hannover.
 Teichmann, Prof. Dr. Eduard, Studienrat a. d. Oberrealschule, Aachen.
 Theisen, Prof. Paul, Studienrat a. d. Realschule, Kassel.
 †Thiergen, Prof. Dr. O., Hofrat, Studiendirektor am Kgl. Kadettencorps, Dresden-N.
 Titchener, Dr. E. B., Cornell University, Ithaca, N.-Y.
- 255 †Trautmann, Dr. Moritz, Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Universität Bonn.
 Ungemach, Dr. Karl, Gymnasiallehrer, Schweinfurt.
 Vetter, Dr. Theodor, Prof. a. d. Univ. u. am Polytechn. zu Zürich.
 †Viëtor, Dr. Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Universität Marburg.
 †Wagner, Dr. Albrecht, Prof. a. d. Univ. Halle.
- 260 Wagner, J. H., Lehrerin und geprüfte Schulvorsteherin, Frankfurt a/M.
 Wagner, Philipp, Prof. in Stuttgart, 9 II Danneckerstrasse.
 Walde, Dr. A., Prof. a. d. Univ. Innsbruck.
 Wallenberg, Dr.
 von der Warth, Dr. J., Studienrat, Crefeld.
- 265 Wasserzieher, Dr. Ernst, Dir. a. D., Bonn, Römerpl. 2a.
 Weber, Prof. Dr. Robert, Studienrat am König Albert-Gymnas. zu Leipzig.

- Weisser, Dr. W., Prof. am Realgymnasium, Ulm.
 Wendt, Dr. G., Prof. am Realgymnasium zu Hamburg, Wrangelstr. 9.
 v. Westenholz, Dr. F. R. Freiherr, Prof. a. d. Techn. Hochschule zu
 Stuttgart.
- 270 Western, Dr. Aug., Rektor, Fredrikstad (Norw.).
 † Wetz, Dr. W., Prof. a. d. Universität Freiburg i/B.
 Wiechmann, Prof. Dr. Ernst, Studienrat am Realgymn., Ludwigslust.
 Wild, Dr. Friedrich, Wien IX, 4, Währinger Gürtel 156.
 † Wilke, Prof. Dr. Edmund, Oberlehrer am Realgymnas. zu Leipzig.
- 275 Winter, Dr. Georg, Archivrat, Magdeburg.
 Wippermann, Ferd., Studienrat in Duisburg-Meiderich.
 Wolbe, Dr. Eugen, Studienrat, Berlin NW., Claudiusstr. 10.
 † Wülfing, Dr. J. Ernst, Privatgelehrter, Bonn.
 † Wülker, Dr. Richard, Geh. Hofrat, Prof. a. d. Universität Leipzig.
- 280 Wurth, Dr. Leopold, Prof. a. d. Staats-Realschule zu Wien V.
 Würzner, Dr. Alois, Dir., Wien X, Jagdgasse 45.
 Zachrisson, Dr. E. B., Stockholm.
 Zeiger, Prof. Dr. Theod., Dir. d. Liebig-Oberrealsch., Frankfurt a/M.

Die Mitarbeiter, die im I. und II. Bande dieser Zeitschrift unter den
 Chiffren:

F. C. H. (I, 174), S. H. (I, 119), M. (I, 214), W. M., St. Gallen (II, 114)

R. (I, 117), E. R.—t. (I, 195), K. R. (I, 121)

Beiträge veröffentlicht haben, konnten leider von mir nicht ermittelt werden.

Mann.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

XXXIII. Bd.

Januar 1922.

Nr. I.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Leon Kellner, Die Englische Literatur der Neuesten Zeit von Dickens bis Shaw. Zweite, wesentlich veränderte Auflage der „Englischen Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria“. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1921. — 402 S.

Die Besprechung dieses Buches bereitet mir große Verlegenheiten. Ich verdanke Kellners „viktorianischer Literatur“ unendlich viel Anregungen. Seit ihrem Erscheinen liegt sie innerhalb Armes Länge auf meinem Arbeitstisch. Immer wieder habe ich sie bei meinen eigenen Studien benützt, zum Nachschlagen, zum Vergleichen, zum Messen und Abwägen der Meinungen, so eifrig, so häufig, daß mein Exemplar nachgerade aussieht wie Blitherstones Wörterbuch in Dombey & Son. Ich hatte Hochachtung vor Kellners erstaunlicher Belesenheit, seiner glänzenden Beschlagenheit in literarischen Fragen und seinem ganz hervorragenden Darstellungsvermögen. Viele Kapitel sind mir lieb geworden. Jetzt aber muß ich unfreundlich werden, und es fällt mir schwer. Die zweite Auflage ist erschienen. Wiedernum habe ich Blicke in das Buch getan und viele Seiten mit erneutem Vergnügen gelesen. Wiedernum urteile ich: eine schöne Leistung! Aber! Ich muß leider hinzufügen: für das Jahr 1909! Das Buch bringt Streichungen. Das Mill- und Spencerkapitel sind beispielsweise gefallen. Recht so! Sie waren zu lang! Aber eine glatte Streichung ist ein bloßes Dr. Eisenbart-Mittel. Gewisse

Inhaltsangaben sind verschwunden. Sie waren zur Not entbehrlich. Aber alles andere ist geblieben, wie es war. Und was hinzugekommen ist, beschränkt sich auf Zeilen. Wie wenn seit 1909 die Anglistik stehen geblieben wäre! Man mißverstehe mich nicht! Ich schätze voll und ganz die Schwierigkeiten, die sich vor Kellner bei der Angleichung seines Werkes an die wissenschaftlichen Forderungen unserer Zeit unter den jetzigen Verhältnissen aufgetürmt haben. Drei Lösungen standen zur Wahl. Zunächst ein anastatischer Neudruck, der das Buch im alten Umfang erschwinglich gemacht hätte — das Einfachste und Tunlichste. Zum andern: eine gründliche Umarbeitung des alten Stoffes unter voller Berücksichtigung der Neuentwicklungen der Literatur. Für Kellner vorläufig ein Ding der Unmöglichkeit. Zum Dritten: eine Beschränkung des Stoffes auf die eigentlichen viktorianischen Jahre, also auf rund 1830—1900. Dies hätte den Verfasser von der Behandlung der Literatur des 20. Jahrhunderts, die ihm schwer zugänglich war, befreit und ihm eine Vertiefung der Hauptkapitel — auch in Wien — ermöglicht. Statt dessen erweitert Kellner sein Forschungsobjekt durch die eigenartige Titeländerung „Die englische Literatur der neuesten Zeit von Dickens bis Shaw“ und erweckt Hoffnungen, die er gar nicht erfüllen kann.

Ein großer Romankünstler wie Joseph Conrad wird mit 12 Zeilen abgetan, die vollständig daneben greifen, da sie Conrad als „an Geist und Können dem Schöpfer der Dschungelgeschichten am nächsten“ bezeichnen!!! Samuel Butler wird auf einer halben Seite in das nichtssagende Cliché Individualismus gedrückt. „Seine Weltanschauung ist die des Züchters.“ Eben nicht! Butler war ja Evolutionist des inhärenten Willens. Weglassen wäre hier das kleinere Übel gewesen; denn die jetzige Butlerbegeisterung, die aus jeder neuen Literaturgeschichte spricht, ist nach der alten Butlerknebelung eine Modeströmung, der die richtige Einschätzung noch zu folgen hat. Die keltische Renaissance schiebt Kellner auf folgende Trägerschultern: Yeats, Macleod, Rhys, Kernahan, Francis Thompson, Lionel Johnson, Laurence Housman, H. Trench und — Robert Hichens (!). Hier stimmen drei bis vier Namen. Alle andern gehören weg. Dafür aber fehlen Namen wie Synge, A. E., Padric Colum, O'Sullivan, um

nur die wichtigsten zu nennen. Die beiden unentbehrlichen Bücher von Ernest A. Boyd, die Kellners Bibliographie, die in diesem Kapitel kein einziges Buch seit 1907 nachgetragen hat — das Wichtigste ist alles in den letzten zwölf Jahren erschienen! — nicht erwähnt, wären doch sicher aufzutreiben gewesen. Ich persönlich hätte meine Exemplare dem Verfasser gerne zur Verfügung gestellt. Aber selbst ohne Boyd hätte Kellner zur Einsicht kommen müssen, daß das keltische Kapitel nicht so stehen bleiben durfte. Die „Englischen Studien“ haben 1916 in Bd. 49 einen Aufsatz von J. M. Clark über die irische Schule gebracht, und im selben Jahre ist eine Marburger Dissertation über Synge erschienen. Wir wollen das Wellsabschnittchen mit dem Mantel der Liebe bedecken und über das gänzliche Fehlen des Namens Galsworthy — bitte! Englische Literatur der neuesten Zeit! — rasch hinweggehen. Peinlich berührt es aber, wenn man sieht, daß bei den eigentlichen Viktorianern auch nicht der leiseste Versuch gemacht wurde, das allerwichtigste nachzuholen. Da lesen wir bei Swinburne einen Satz wie den folgenden (272): „Sein Freund Watts-Dunton ist der einzige, der über seine Jugenderlebnisse, sein Temperament, sein Verhalten dem Alltag gegenüber Auskunft geben könnte; aber Watts, der zärtlich ist wie eine Mutter, schweigt wie ein Mann.“ Dabei stellt Kellner selbst auf S. 267 fest, daß Watts-Dunton 1914 gestorben ist!¹⁾ Und weiß denn Kellner wirklich nicht, daß Edmund Gosse 1917 eine große Swinburnebiographie veröffentlicht hat, die uns mehr verrät, als Watts zu sagen gewußt hätte.²⁾ Ich habe s. Z. in Herrigs Archiv ausführlich und in den Neueren Sprachen noch einmal über dieses Buch und weitere Swinburneliteratur geschrieben. Hier wird uns das wirklich Feststehende gegeben, so beispielsweise die bekannte Schwimmerperiode bei Etretat, die Kellner (272) — wie

¹⁾ Hier war Kellner glücklicher als an andern Stellen, wo er längst Verstorbene immer noch leben läßt: 105 Andrew Lang † 1912; 107 William Schwenck Gilbert † 1911; 214 Alfred Austin, den alten poeta laureatus, † 1913. Daß heute Robert Bridges dieses Amt inne hat, dürfte doch allgemein bekannt sein.

²⁾ Soeben kündigt Mrs. Watts-Dunton ein Buch an *The Home Life of Swinburne*, daß bei Philpot erscheinen soll. Es wird die Putneyperiode behandeln. Genau das, was wir nicht brauchen.

ich vermute — nach Strodtmanns Dichterprofilen wiedergibt, mit dessen Verzerrungen, die unhistorisch sind.

So könnte man seitenlang weiterfahren. Das Schlimmste aber ist die Bibliographie, die uns in der ersten Auflage so wertvoll war. Wenn ich hier lakonisch die nötigen Ergänzungen machen wollte, so müßte ich den Herausgeber des Beiblattes um Überlassung einer ganzen Monatsnummer bitten. Ich verzichte darauf, weil es kleinlich wäre, öffentlich zu zeigen, daß mir mehr Quellen zugänglich sind als Kellner. Die Bibliographie steht aber nicht einmal auf der Höhe des Jahres 1914. Soviel durfte man doch erwarten. Und wo gelegentlich etwas nachgeholt worden ist, bekümmert sich der Text über dem Strich um die Forschungsergebnisse des neu-eingetragenen Buches keineswegs. Dibelius' Dickensbuch wird erwähnt, ohne daß das Geringste daraus verwertet würde. Kellner spricht doch selber von der literarischen Volkskunst und da hätte er ganz leicht das wertvollste Resultat der Dibeliusschen Untersuchungen hineinverarbeiten können. Unbegreiflich ist es mir, daß Kellner die zahllosen bibliographischen Hinweise, die ich in meiner „Erforschung des modernen Englands“ und in weifs wie vielen Besprechungen auf Grund eigener Anschauung gegeben habe, sich kein einziges Mal zu Nutze gemacht hat. Wie viele bedenkliche Lücken hätte er da ausfüllen können! Ich verstehe auch nicht, was für einen Dienst er dem Leser erwiesen haben soll, indem er mein Buch über Oscar Wildes Gedichte, das er doch selber besitzt, in seinem Wildekapitel verschweigt. Fast gewinnt man den Eindruck, Kellner habe, weil vielleicht jetzt andere Probleme ihn fesseln, der Anglistik Valet gesagt. Hoffentlich nicht!

Kellners Unterlassungssünden sind um so peinlicher wegen des Eindrucks, den sein Buch auf die auswärtige Kritik machen muß, die sich sagen wird: mit der deutschen Anglistik ist es fertig, nicht weil sie unfähig ist, sondern weil ihre Instrumente verrostet und das Objekt ihr immer weiter entrückt wird.¹⁾ So aber liegt der Fall nicht.

¹⁾ Dieses Urteil schimmert schon hindurch durch die Worte des Referenten des Times Literary Supplement vom 27. Okt. 1921, der sehr milde ist, weil er das Buch nicht genau angesehen hat. Aber selbst er sagt: „If he — d. h. the German student — takes the book, however, as a guide

Ich habe vielleicht harte Worte gesprochen. Ich durfte sie nicht unterdrücken. Möge der verehrte Verfasser sie als das nehmen, was sie sind. Weil wir ihn schätzen, erwarten wir viel von ihm.

St. Gallen.

Bernhard Fehr.

Emma Danielowski, Dr. phil., Die Journale der frühen Quäker.
Zweiter Beitrag zur Geschichte des modernen Romans in England. Gedruckt mit Unterstützung eines Mitgliedes der Religiösen Gesellschaft der Freunde. Berlin, Mayer und Müller, 1921. 8°. X + 138 S. Geh. 15 M.

Mit guter Sachkenntnis behandelt die Verfasserin ein Gebiet, das in der Geschichte des englischen Romans gewöhnlich nur flüchtig erwähnt wird, die Journale der frühen Quäker. Diese bilden gleichsam eine Art Etappe auf dem Weg zum modernen englischen Roman, als dessen erster ausgebildeter Typus Richardsons „*Urpamela*“ (= *Pamela*, Buch I und II, 1740) erscheint.

Die vollständigste Sammlung von Quäkerbüchern und -handschriften befindet sich in England. Es ist die „Friends' Reference Library“, Devonshire House, 136 Bishopsgate, London E. C. 2 (Bibliothekar Mr. Norman Penney, der verdiente Herausgeber von G. Fox' Tagebuch, Cambridge University Press, 2 Bde., 1911). An bibliographischen Hilfsmitteln zur Erforschung der Quäkerliteratur kommt besonders in Betracht: Jos. Smith, *A Catalogue of Friends' Books*, London 1867. An Sammelwerken sind erwähnenswert eine amerikanische Veröffentlichung: *The Friends' Library* (ed. by W. and T. Evans), 14 vols., Philadelphia 1837—1850, und eine englische: *The Friends' Library* (ed. by W. Allen), 16 vols., Lindfield 1832—36. Auf deutschen Bibliotheken konnte Verfasserin im ganzen zwölf Journale ausfindig machen, doch erhielt sie über andere aus England und Amerika zuverlässige Nachricht.

Eine Übersicht über die gesamte Quäkerjournalistik gliedert sich zweckmäßsig (z. T. nach E. Grubbs Vorgang, *Cam-*

to what is essentially valuable in the English literature of the period discussed, he will find himself led astray more than once, particularly in the later years.”

bridge History of Literature, Bd. 8) in drei Perioden: die Frühjournalistik (1640—1729), die die Zeit ausfüllt, da die Quäker in schweren Kämpfen und Verfolgungen ihre religiöse und politische Gleichberechtigung erringen mußten, die Spätjournalistik (1740—1815), die besonders auf amerikanischem Boden, in der Zeit der Trennung der Kolonien vom Mutterland und dem darauffolgenden Unabhängigkeitskriege, blühte, endlich die modernen Journale, die das 19. Jahrh. ausfüllen. Die vom Verf. untersuchte Zeit der Frühjournalistik zerfällt wieder in drei Gruppen: 1. 1640—1690, Journale des George Fox und derer um ihn; 2. 1691—1718, Journale des William Penn und derer um ihn; 3. 1719—1729, Journale der Nachzügler. Außer den drei großen Journalen von Fox (1624—91), Penn (1614—1718) und des Miltonfreundes Th. Ellwood (1639—1713), die eingehend analysiert werden, gibt Verf. auch willkommene Textproben der Aufzeichnungen von A. Jaffray (1614—73), Stephen Crisp (1628—92), R. Davies (1635—1708), John Banks (1637—1710), John Gratton (1643—1712), W. Edmunson (1627—1712), Chr. Story (1648—1720), Th. Wilson (1656—1725) und Dan. Roberts (1659—1727).

Bald entwickelt sich ein stehender Typus dieses autobiographischen Journals, das sich fast überall aus Bekehrungs- und Leidensgeschichte sowie der Missionstätigkeit des Schreibers zusammensetzt. Der literarische Wert all dieser Erzeugnisse, der naturgemäß sehr unterschiedlich ist, beruht vor allem auf der schlichten Volkstümlichkeit des Stiles und einer oft recht naturalistischen Darstellungsweise. Die fromme Gesinnung der Schreiber drückt sich in zahlreichen erbaulichen, an Predigtstil und Bibel sich anlehrenden Betrachtungen aus, die den Glaubens- und Gesinnungsgegnossen eine labende Lektüre sein mochten. Im Sinne der Quäker waren diese Journale Traktat, Apologie und Streitschrift alles in einem; die lehrhafte Tendenz sollte durch die "*fine history*" möglichst schmackhaft gemacht werden; das wenigstens ist die ausgesprochene Absicht Foxens bei Abfassung seiner Lebenserinnerungen gewesen.

Da es sich also hier um Bekenntnisse, Bekehrungen und innere Erleuchtungen handelt, ist es klar, daß diese Journale mit den Konfessionen Augustins eine Art innerer Familienverwandtschaft verbindet, wie Verf. S. 100 f. richtig hervor-

hebt. Und Thomas Ellwood gesteht auch, daß „Augustin und die Kirchenväter“ lange Zeit seine Lieblingslektüre gewesen. Aber es hätte vielleicht einen Hinweis verdient, daß die weniger belesenen „Freunde“ nicht bis auf jene alten Zeiten zurückzugehen brauchten. In ihren eigenen Tagen war ja die erschütterndste religiöse Bekenntnisschrift entstanden, die die englische Literatur wohl überhaupt hervorgebracht, aus der Feder eines erbitterten Quäkergegners, der, aller Mystik abhold, doch die bewußteste, lebendigste Gottesgemeinschaft in sich trug, — John Bunyans ergreifendes Seelengemälde *“Grace Abounding to the Chief of Sinners, or, a Brief and Faithful Relation of the exceeding Mercy of God in Christ, to his poor Servant J. B.”* (1. Aufl. 1666; mit Anhang über Bunyans Verfolgungen, Gerichtsverhandlung und Gefängnishaft). So sind also die Quäkerjournale nicht eine isolierte, dieser Religionsgemeinschaft eigentümliche Erscheinung, sondern sie stellen sich den zahlreichen protestantischen Bekenntnisschriften an die Seite, deren vollendetes Beispiel Bunyans Werk ist.

Was nun die Beziehungen der Quäkerjournale zum modernen englischen Roman, insbesondere zur „*Urpamela*“ anlangt, so lehnt Verf. mit richtigem Blick für Richardsons Ursprünglichkeit es ausdrücklich ab (S. 95), in jenen irgend eine „Quellenbeziehung“ (Vorstufe der Pamelageschichte oder stoffliche Vorlage) zu finden, und beschränkt sich darauf, eine allgemeine äußere Verwandtschaft in „Gliederung, Form und Stil“ festzustellen, die in dieser vorsichtigen Formulierung ohne Bedenken zugegeben werden darf. Ein weiterer gemeinsamer Zug ist ferner das grübelnde Auseinandersetzen von seelischen Vorgängen, die von der *Pamela* direkt zum psychologischen Roman führen. Auch dieser Zug — ein Umstand, der vielleicht noch nicht deutlich genug hervorgehoben wurde und den auch Verf. übergeht — hat in der englischen Literatur des späteren 17. Jahrh. nirgends klassischeren und entschiedeneren Ausdruck gefunden als gerade in Bunyans erwähntem Meisterwerke. Was aber einen anderen Zug betrifft, den Verf. verschiedentlich an den Quäkerjournalen hervorhebt, ihr naiver Naturalismus, so findet sich auch dieser in dem durch die Predigt geschulten Bunyan, nämlich in jenem gruseligen „Dialog“ (der doch nur einfacher Bericht ist) vom *Life and Death of Mr. Badman* (1680), wo überdies, ähnlich wie bei

den Quäkerjournalen, die mit handfester Tendenz erzählten Geschehnisse reichen Anlaß zu ausgiebigen moralischen Reflexionen und Belehrungen geben. Und so führt *Mr. Badman* direkt zum anderen Hauptzweig des englischen Romans des 18. Jahrh., zum realistischen Roman. Es ergibt sich also, daß gerade um jene Zeit, da die typischen Quäkerjournale entstanden, ein Nicht-Literat, ein Volkschriftsteller im wahrsten Sinne des Wortes, gleichfalls schon alle jene Elemente in seinen Schriften verwandt hat, deren sich dann Richardson und seine Nachfahren mit mehr oder minder bewulster Absicht und mit größerer oder geringerer Meisterschaft bedienen werden.

In der schwierigen Frage der Beeinflussung Richardsons durch Marivaux' *La Vie de Marianne* (I: 1731, engl. Übersetzung 1736) beharrt Verf. uneingeschränkt auf dem Standpunkt, den sie in ihrem ersten Beitrag zur Geschichte des englischen Romans (*Richardsons erster Roman — Entstehungsgeschichte*, Diss. Tübingen 1917) eingenommen hatte. Die auch von ihr nachgewiesenen Übereinstimmungen zwischen *Pamela* und *Marianne* will sie im wesentlichen durch die Existenz einer gemeinsamen englischen Quelle (John Hughes im englischen *Spectator*, Nr. 375) erklären. In einer Anzeige ihrer Dissertation in den „Neueren Sprachen“ Bd. 26, 1918, S. 81 f., wies ich auf einen Aufsatz von Carola Schroers hin [„Englische Studien“ Bd. 49 (1915—16): „Ist Richardsons *Pamela* von Marivaux's *Vie de Marianne* beeinflusst?“], der mit beachtenswerten Gründen für eine solche Beeinflussung eintritt. Auch heute noch möchte ich, trotz der dankenswerten, von Verf. aufgedeckten „Quellenlinien“ einer größeren unmittelbaren Abhängigkeit das Wort reden, als Verf. zuzugeben gewillt ist.¹⁾

Würzburg.

Walther Fischer.

¹⁾ Einige Druckfehler, besonders in den englischen Zitaten, wird der Leser leicht berichtigen. Ein eigenartiges Versehen ist S. 102, Z. 3 von unten, unterlaufen: Milton lebte 1653 nicht „in Frankreich“, sondern in „Petty France in Westminster, . . . opening into St. James's Park“ (vgl. Masson, *Milton* IV, S. 418; Stern, *Milton und seine Zeit*, III, 181).

Early English Lyrics — *Amorours, Divine, Moral, and Trivial.*

Chosen by E. K. Chambers and E. Sidgwick. X + 384 S. 8°.

London, Sidgwick and Jackson, Ltd., 1921. 7/6 sh. geb.

Das vorliegende, geschmackvoll und gediegen ausgestattete Büchlein ist ein unveränderter Neudruck der 1907 erschienenen ersten Auflage. Die Pflicht des Berichterstatters beschränkt sich somit darauf, auf die Tatsache der Neuerscheinung hinzuweisen und freudig zu bekunden, daß diese reizenden Proben mittellenglischer und frühneuenglischer Lyrik (bis zum Auftreten Wyatts und Surreys), die die beiden sachkundigen Sammler hier vorlegen, stets aufs neue durch ihre Frische und Lieblichkeit, durch ihren schwermütigen Ernst und religiösen Eifer, oder auch durch ihre frohe Ausgelassenheit auf uns wirken, mag es sich nun um namenlose oder um bekannte Verfasser (Chaucer, Skelton, Kyldare, J. Awdlay u. a.) handeln. Der von E. K. Chambers, dem bekannten Verfasser von *The Medieval Stage* (Oxford 1903) beigezeichnete Aufsatz über *Some Aspects of Medieval Lyrics* (S. 257—296) ist eine gründliche, anziehend geschriebene Einführung in das Problem der mittellenglischen Lyrik, die auch der gleichzeitigen altfranzösischen und provençalischen Lyrik gebührende Beachtung schenkt. Eine längere bibliographische Liste gibt eine gute Übersicht über die wichtigsten der Auswahl zugrunde liegenden englischen Liederhandschriften und sonstige einschlägigen Veröffentlichungen, wobei auch die deutsche Forschung mit einer stattlichen Anzahl von Namen vertreten ist. Schwierigere Vokabeln werden in Fußnoten erklärt, während die nötigen sachlichen Erläuterungen, Auskunft über Textgestaltung, Quellen und Lesarten, oder Hinweise auf parallele Fassungen in den ausführlichen Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten gegeben werden.

In früheren Zeiten hätte das schmucke Büchlein jedem Anglisten zur Anschaffung empfohlen werden müssen; nach dem heutigen (Okt./Nov. 1921) Geldwert würde sich sein Preis in deutschen Landen auf 7/6 sh. \times 35 = 262,50 M. stellen!

Würzburg.

Walther Fischer.

Misalliance by **Bernard Shaw**. Leipzig 1921. Bernhard Tauchnitz. 269 S.

Fanny's First Play by **Bernard Shaw**, ebda. 1921. 253 S. **Great Catherine**. **Annajanska**. **Overruled**.

A. u. d. T.: **Tauchnitz Edition** Vol. 4552. 4555.

Das letzte Mal hatten wir an dieser Stelle (*Beiblatt* 30, 229) Vol. 4531 der *Tauchnitz Edition* anzuzeigen: *Three Plays for Puritans*. In rascher Aufeinanderfolge läßt es sich der rührige Verlag angelegen sein, dem deutschen Leserkreise weitere Stücke Shaws darzubieten, allerdings — wohl aus technischen Gründen — in anderer Reihenfolge, als der Dichter es tut. In gewissem Sinne ist das zu bedauern, denn Shaw, der mehrere Stücke in einem Bande vereinigt, verfolgt doch eine bestimmte Absicht: die Vorrede, wie immer so auch hier für mich eigentlich die Hauptsache, bezieht sich auf die im betreffenden Bande abgedruckten Dramen, wenn auch das tertium comparationis nicht immer leicht zu finden ist. So ist es bei den *Three Plays for Puritans*, *Plays Unpleasant* und auch bei dem uns vorliegenden Bande *Misalliance*; zu diesem Stücke oder vielmehr der Preface dazu steht *Fanny's First Play* — Fanny die fortschrittliche Tochter des rückschrittlichen Grafen O'Dowda — in einem direkten Verhältnis, und nicht ohne Grund befinden sich die zwei Namen in demselben Bande. In beiden ist viel vom Verhältnis der Kinder zu den Eltern die Rede, die Erziehung ist das Leitmotiv für *Misalliance* und *Fanny's First Play: Parents and Children* überschreibt Shaw die Vorrede. In der *Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen* (30, 1—9) habe ich diese Vorrede eingehend besprochen. Dazu gebricht es hier an Raum. Ich verweise nur u. a. auf einige Kapitel, die besonders wichtig sind: *Children as Nuisances*, *Taboo in Schools*, *Children's Rights and Duties*, *Children's Happiness*, *Technical Instruction Wanted*, *A Child's Magna Charta*, *Children's Rights and Parent's Wrongs*, *Family Affection*, *Art Teaching*, *Natural Selection as a Religion*, *Moral Instruction Leagues*, *The Bible*, *Artist Idolatry*. Wenn auch Shaw einer großen Freiheit das Wort redet, wenn er auch namentlich an englische häusliche und Schulverhältnisse denkt und anknüpft, wenn man sich auch öfters in einen Gegensatz zu ihm stellen wird, anregend ist er immer, und vielfach wird man ihm beipflichten, so hinsichtlich des Moralunterrichtes und

der Bibel. Die Herren, die unser gesamtes Schulwesen gänzlich umgestalten wollen, könnten hier manches lernen.

Vom eigentlichen Stücke ist nicht viel zu sagen. *Misalliance* ist freilich ein größeres, aber kein großes Drama, es ist das typische Shawsche Stück mit geringer, dazu abenteuerlicher, Handlung und vielen Reden. Die drei „Kinder“ Johnny und Hypatia Tarleton und Bently Summerhays, die in Freiheit aufgewachsen sind, sind nicht gerade Muster ihrer Art; etwas besser gefällt uns Joey Percival, the man with three fathers.

Im Bande mit dem Titeldrama *Fanny's First Play*, es ist auch eine Satire auf die Kritiker, finden wir *Great Catherine*, die in Deutschland oft über die Bühne gegangen ist. Der Dichter sucht uns die galante russische Kaiserin psychologisch näher zu bringen. *Annajanska* ist ein Dramolet, das zur Zeit des Krieges spielt: Verhältnisse, die sich in anderen Ländern, nicht nur in Rußland, während des unseligen Krieges ebenfalls zeigten, Drückeberger, die sich in der Heimat aufblähen.

Wichtiger ist das vierte Drama: *Overruled* mit seiner Vorrede. Hier behandelt Shaw, wie schon einmal ausführlicher in der Vorrede zu *Getting Married*, das Eheproblem. „The theoretic libertine is usually a person of blameless family, whilst the practical libertine is mercilessly severe on all other libertines, and excessively conventional in professions of social principle“, d. h. Shaw will hier nichts für oder gegen die Polygamie sagen: „The theorists who write most sincerely and favorably about polygamy know least about it; and the practitioners who know most about it keep their knowledge very jealously to themselves“. Das Drama selbst: die Ehepaare Lunn und Juno, deren Hälften sich lieben, aber langweilen, unternehmen, um Abenteuer zu erleben und sich aufzufrischen, eine Ozeanfahrt, lernen sich auf dem Dampfer kennen, flirten über Kreuz, setzen den Flirt bei der Landung in der Heimat fort, merken, daß sie den Flirt auf falsche Voraussetzungen hin begonnen haben, treiben ihn aber trotzdem weiter. Ob aus dem Spiel mit dem Feuer nicht einmal Ernst werden kann, erfahren wir nicht. In dem Stücke zeigt sich noch stärker als sonst Shaws Neigung zum Dialog, der wohl teilweise pointiert, nicht selten aber zu spitz ist, so daß er vom Gegenspieler nicht verstanden wird. Ein Beispiel:

Juno: I do not admit that I have done wrong. I admit that what I did was wrong.

Gregory: Can you explain the distinction?

Juno: It's quite plain to anyone but an imbecile. If you tell me I've done something wrong you insult me. But if you say that something that I did is wrong you simply raise a question of morals. I tell you flatly if you say I did anything wrong you will have to fight me. In fact I think we ought to fight anyhow. I don't particularly want to; but I feel that England expects us to do.

Anläßlich solcher Dialogdramen begreift man Lessings Ruf in der *Hamburgischen Dramaturgie* nach *Handlung*.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

Zur Psychologie des Verfassers der "Nachtgedanken".

Bibliographie.

I. Young's Werke.

- | | |
|--|---|
| The Last Day 1713. | The Complaint or Night Thoughts (I) 1742. |
| Busiris 1719. | Night Thoughts (I), II, III 1742. |
| The Revenge 1721. | Night Thoughts IV—IX 1743—45. |
| The Love of Fame, the Universal Passion 1725—27. | The Centaur not Fabulous 1755. |
| The Brothers 1726 (—1753). | Conjectures on Original Composition 1759 (Shakesp. Jb. 39). |
| A Vindication of Providence 1728. | |
| An Apology for Princes 1729. | |

II. Andere Quellen- und Nachschlagewerke.

- Barbauld, The Correspondence of Sam. Richardson 1804.
 Boswell, The Life of Sam. Johnson 1791 (Globe edition).
 Brandl, Einleitung zu Y.'s Conjectures etc. Shakesp. Jb. 39, 1 ff.
 Courthope, A History of English Poetry, vol. V 1905.
 Croft, The Life of Young (see Johnson).
 George Eliot, Worldliness and Otherworldliness: The Poet Young (Westm. Rev. 1857) Essays (Tauchn.).
 Johnson, Samuel, The Life of Young 1780 ed.
 Milton, Paradise Lost 1667 — Paradise Regained 1671.
 Mutschmann, Der andere Milton 1920.
 — Milton und das Licht 1920 (u. Beibl. XXX 11/12).
 Pope, Essay on Man 1733.
 Saintsbury, Young etc. (Camb. Hist. vol. X) 1913.
 (Schlosser, J. G.) Anti-Pope 1776.
 Thomas, W., Le poète Edward Young (Pariser These) 1901.

Wenn es bei Milton heißen muß: Zurück zu Johnson, so lautet die Losung bei Young: Zurück zu George Eliot. Mit dem ihr eigenen psychologischen Scharfblick hat Mary Ann Evans diesen rätselhaften Charakter durchschaut. Das in den Literaturgeschichten gemeinhin gezeichnete Bild muß dagegen abgelehnt werden. Das gilt auch von der Monographie von Thomas, der zwar das Material mit bewunderungswürdiger Gründlichkeit beherrscht, den Charakter seines Helden aber in seltsamer Verblendung in einer sentimental-verklärten Beleuchtung erscheinen läßt (z. B. 56, 197, 207, 317, 458). Fernerstehende, wie z. B. Meta Klopstock in ihrem Briefwechsel mit Richardson und die übrigen deutschen Zeitgenossen, können hier zwar entschuldigt werden. Mit Recht aber wies George Eliot die Kritik darauf hin, daß es besser sei, auch einmal die unschönen Seiten eines Charakters hervorzukehren, statt diese mit sanften Redensarten zu verdecken. Es habe keinen Wert, „einen Menschen zu zeichnen, wie er nicht war“. „Youngs Biographen und Kritiker sind gewöhnlich von der Annahme ausgegangen“, so fährt sie fort, „er sei ein großer Apostel der Frömmigkeit gewesen, und seine Dichtung sei religiös erhaben.“ Sie will dagegen zeigen, wie Young aller menschlicher Sympathiegefühle bar gewesen sei (36, 37).

Dieses ist zweifellos zutreffend, und dem, was sie über seine moralischen Qualitäten sagt, ist kaum etwas hinzuzufügen. Trotzdem darf man bei ihren Erkenntnissen nicht stehen bleiben, sondern man muß tiefer in die verwickelte Psyche dieses bedeutenden Mannes eindringen, in dem gewisse Probleme seines Zeitalters und Volkes sich zu tragischem Konflikte steigerten.

In dem Buche „Der andere Milton“ wird Young von dessen Verfasser in der Reihe jener Autoren genannt, bei denen die von Taine als spezifisch englisch bezeichnete „hypertrophie du moi“ in die Erscheinung trete (21). Young selber läßt uns darüber keinen Zweifel. Er auch beschäftigt sich ausschließlich mit dem eigenen Selbst. In seinem Innern allein findet er Realität. „Erkenne dich selbst, oh Mensch!“, so ruft er aus; „dieses ist die Summe und Quintessenz aller Weisheit“ (NTh. IV, 487). „Allein zu sein heißt nicht, einsam sein“ (III, 8). Milton „stieg in die eigene Seele hinab“ (Par. Reg.

II, 111; D. a. Milton 17); Young „tauchte in seine Seele hinein, bis auf den Grund“, und dort fand er das Wissen (NTh. VII, 253). So fühlt denn die Seele sich erst in der Nacht wohl. Die Sterne „erleuchten am besten die Pfade der Gedanken; die Nächte sind deren Tage, ihre leuchtenden Stunden. Am Tage wird die Seele von den Lebensnotwendigkeiten erdrückt, vom Lärme betäubt, von der Lichtfülle geblendet, von der Menge hin und her gestossen, so daß sie den Weg des Verstandes [der sein eigenes Reich, getrennt von der Sinnenwelt hat] nicht gehen kann. Am Tage bleibt die Seele untätig; all ihre Gedanken werden ihr von außen aufgedrängt; sie werden verstümmelt, ehe sie reifen. Des Nachts aber sind die Gedanken frei von der Außenwelt, von den Leidenschaften nicht erhitzt; nichts hindert ihre Bewegungsfreiheit; und ohne von außen aufgedrängt zu werden, schwärmen sie nach eigenem Gutdünken umher, die Ausgeburten höchster Freiheit, ohne an die Grenzen der Erde gebunden zu sein. Aber nach ihren Reisen im Weltall lassen sie sich auf die Erde nieder, wie Seefahrer, die Anker werfen, um auszuruhen“ (V, 113). Youngs Hauptwerk, jene leidenschaftliche Enthüllung seines Innersten, heißt darum mit Recht „Die Nachtgedanken“. Für ihn besitzt die Nacht mehr Göttlichkeit als die Sonne. Sie „treibt die Gedanken nach innen; sie zwingt die Seele, sich an sich selbst zu klammern als an den Schwerpunkt unsres Seins. Dort ist unser Schauplatz; dort sitzt unser Richter“ (V, 126, vgl. IX, 1439). In die Einsamkeit der Seele flüchtet er sich vor der Besudelung durch die Berührung mit den Menschen, so wie Milton, der am Eingange seiner beiden größten Dichtungen ausruft, die Seele sei „ihr eigener Schauplatz, und könne sich einen Himmel aus der Hölle, und eine Hölle aus dem Himmel“ machen (Par. L. I, 154), sie könne sich „ein Eden in öder Wüstenei“ errichten (Par. Reg. I, 7; D. a. Milton 76). Der wahre Wert des Menschen muß „in ihm selbst“ gesucht werden. „Suche ihn in deinem nackten Selbst, und du wirst ihn dort finden“ (NTh. VI, 415). Wie für Berkeley, dessen Philosophie also hier mit in die Entwicklungsgeschichte der Anthropologie einbezogen wird, war für Young die Außenwelt nur der Reflex des inneren Menschen, die Welt der „Sinne“ (senses) nur ein Widerschein der Vernunft (reason). „Die Gegenstände sind nur das Äußerliche, die Tat ist unser;

unser ist die Leinwand, der Stift und die Farbe, die das herrliche Bild der Natur entwerfen, und die gewaltige Kuppel der Schöpfung ausschmücken“ (VI, 431). Die Seele ist das Einzige, das Bestand hat; die Erde mag vergehen, aber die Seele bleibt (VI, 745).

Die Folge dieser Anschauungen ist, daß Youngs Werke eine ununterbrochene, sich immer wiederholende Selbstoffenbarung bedeuten. Sich in anderer Empfindungsweise zu versetzen, war ihm nicht gegeben (vgl. D. a. Milton 17, 18). Kein Dichter enthülle sich vollkommener als Young, trotz all seiner Schwerfälligkeit, niemals habe er vermocht, einen anderen, lebendigen menschlichen Charakter zu zeichnen (42), bemerkt George Eliot mit Recht (36), ohne allerdings aus dieser Erkenntnis ein Haupterklärungsprinzip zu machen, wie hier versucht werden soll. In seinen letzten Lebensjahren hat Young, hochbetagt, dieses von ihm als dem rücksichtslosen Selbsterforscher wohl erkannte Prinzip mit Leidenschaft in seiner seltsamen, aber hochbedeutenden Schrift über die Originalwerke dargestellt, um so die Eigenart seiner Person und seines Wirkens vor aller Welt zu rechtfertigen. Nicht angelerntes Wissen, nicht Nachahmung, wie Pope und die Seinen lehrten, verleiht den höchsten Ruhm (Or. 30). Das Genie ist der Gott in uns (31), d. h. das, was wir in unsrer Seele, diesem Einzigartigen, finden. „Erkenne dich selbst“ ist ihm oberster Grundsatz (so schon bei Hobbes, D. a. Milton 20, und Bacon, Thomas 472 ff.). „Tauche tief. hinein in deine Brust“, so ruft Young aus; „erforsche die Tiefe, die Ausdehnung, die Eigenart und den vollen Eigenwert deines Geistes; mache dich ganz vertraut mit dem fremden Menschen, der in dir wohnt.“ Und das so Gefundene soll man in sich selbst ehren, denn es ist das wertvollste Gut (52, 53). „Der Mann aber, der sich so selbst verehrt, wird bald entdecken, daß die Welt sich dieser Verehrung anschließt. Seine Werke werden beachtet werden; sie werden sein ausschließliches Eigentum sein; und solches Eigentum allein vermag den edlen Namen eines Autors zu verleihen; nämlich den eines Mannes, der, um die Sache genau auszudrücken, denkt und zusammenstellt (composes), während andere Eindringlinge in das Reich der Literatur, so wortreich und gelehrt sie auch immer sein mögen, ... nur lesen und schreiben können.

So spricht also Young hier durchaus in eigenem Interesse; auf diese Weise suchte er darzutun, daß sein Name weiter zu leben verdiene: hatte er doch längst durch den Titel seines satirischen Werkes gestanden, daß die „Ruhmsucht, die allgemeine Leidenschaft“, auch ihn beherrschte.

Was war es aber, das er in den tiefsten und dunkelsten Schächten seiner Seele fand? Was breitete er mit unermüdlicher Beharrlichkeit immer wieder in seinen Werken aus? Es war ein metaphysisches Problem, das seine Seele im Banne hielt; das ihm keine Ruhe liefs; an dem er seine Kräfte verzehrte. Es war die quälende Frage des Fortlebens nach dem Tode, die sich bei ihm zu einer fast bis zum Wahnsinn gesteigerten Furcht vor dem Tode verdichtete. Seine Wesenheit, sein Egoismus, liefs ihn den ewigen Fortbestand seiner Persönlichkeit ungestüm fordern. „Religion ist alles!“ so hört man ihn rufen. „Religion! Vorsehung! ein Leben nach dem Tode! Hier liegt fester Boden; ... dieser vermag uns zu tragen; alles andere ist Meeresflut, die unter uns einsinkt ...“ (NTh. IV, 560). „Nur die Unsterblichkeit, und zwar diese ganz allein, vermag die Seele inmitten der Leiden, Erniedrigungen und der Leere des Lebens zu trösten, zu erheben und zu befriedigen“ (VI, 573). „Nur die Annahme der Unsterblichkeit kann jenes dunkelste Rätsel, nämlich die Hoffnung der Menschen, lösen“ (VII, 104). Fast wörtlich erinnert Youngs gequälter Aufschrei an Miltons, Adam in den Mund gelegte Worte über die Vernichtung der Individualität (Par. Lost II, 146, D. a. Milton 51): „Vernichtung! Wie sich ein Abgrund vor mir auftut! So könnte ich ja im nächsten Augenblick des Gedankens beraubt werden, oder gar des Gefühls, welches doch dem Engel wie dem Wurm zukommt [“sense” hat der Mensch mit den Tieren gemeinsam, “thought” oder “reason” zeichnet ihn (und die höheren Geister) aus], ausgetrieben aus dem Reiche der Lebenden! Und dieser Geist, diese alles-durchdringende, alles-begreifende Seele, dieser Splitter der göttlichen Kraft, welche die Natur durchwandert, von Stern zu Stern fliegt und Gott besucht ... sollte auf ewig verlöschen! Entsetzen! Tod!“ (VII, 820). „Sollte das Dasein ein Schatten, das Bewußtsein ein Traum sein!? Ein Traum!? wie entsetzlich! Ein großes Nichts vor ihm und hinter ihm!“ (VII, 962). Ist doch „ewiges Leben der bren-

nende Wunsch der Natur“ (VII, 1312). Jedes Wesen strebt in erster Linie nach Glückseligkeit: „Glückseligkeit, Ende und Ziel unsres ganzen Wesens!“ so beginnt Pope den vierten Brief seines „Versuchs über den Menschen“. „Wenn aber ein sterbliches Wesen nach Glückseligkeit trachtet, so ist die ewige Dauer derselben eine notwendige Bedingung“ (NTh. VIII, 1340). „Denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit“ (Nietzsche, „Nachtlied“). Darum greift Young auch die Deisten und insbesondere Pope wegen dessen „Essay on Man“ an, weil diese nicht genügend Nachdruck auf das Unsterblichkeitsproblem legten (vgl. Courthope 297). „Auch er [Pope] besang den Menschen; ich besinge den unsterblichen Menschen. Was könnte heute außer der Unsterblichkeit Interesse erregen?“ (NTh. I, 453). Schlosser, der Schwager Goethes, folgt hier anscheinend Youngs Spuren und wird deutlicher. Er nennt sein Werk „Anti-Pope, oder Versuch über den natürlichen Menschen“, den Menschen, wie er wirklich ist, der nicht von dem kalten Verstande beherrscht wird, sondern der seinen unwiderstehlichen Gefühlsimpulsen folgen muß.

Young gelangte nicht zu der Ruhe der Seele, die Schlosser angeblich erreichte. Jener war in einem Zeitalter geboren, das „mehr Neugier als Frömmigkeit“ besaß; das lieber den Ort des Himmels und der Hölle feststellen als sich bemühen wollte, sich jenen zu sichern und diesem zu entgehen“ (NTh. IX, 1850). Auch sein Verstand liefs ihn ernsthaft an der Theorie einer besonderen ewigen Seelensubstanz zweifeln; auch ihn hielten „klammernde Organe“ an der Welt und ihren Freuden fest. Und so entstand jener tragische Konflikt, jene Ungewissheit über die Zukunft, jene an Wahnsinn grenzende Furcht vor dem Tode, die Youngs ganzes Sinnen und Trachten beherrschte. Der Tod war ihm „ein blindes Tauchen in ein gänzlich Unbekanntes, das Entsetzen der schwachen Natur! Des schwachen Verstandes Entsetzen vor dem unbekannten Dunkel“ (II, 675). Shakespeare hatte demselben Empfinden durch den Mund Hamlets Ausdruck verliehen, wenn er von dem unbekannten Lande sprach, aus dessen Bereich kein Wanderer wiederkehrt (III, 1), mit welcher Stelle Young auch wohl vertraut war. Mit krampfhafter Eindringlichkeit sucht er sich zu überreden, daß der Tod doch eigentlich eine Befreiung sei, der Anfang des wirklichen Lebens: „Wird nicht

der gewaltige Geist, jener Sohn des Himmels, durch den Tyrannen Leben vom Thron gestofsen, eingekerkert und gequält!? Aber der Tod befreit ihn, erhöht ihn zum Gott! Der Tod stößt nur den Leib in ein Grab; das Leben aber die Seele!“ (NTh. III, 461). „Dieses Leben ist die Knospe des [eigentlichen] Daseins, die dunkle Dämmerung, das Zwielicht unsres Tages, der Vorhof“ (I, 122). So suchte er sich zu trösten, aber vergebens. Bis zu Selbstmordgedanken muß ihn diese entsetzliche Furcht vor „jener dunklen Strafe und jener über die Massen furchtbaren Grenze einer Ewigkeit“ (Or. 103) getrieben haben; sagt doch schon Lukrez im dritten Buche seines Lehrgedichtes, in welchem er gegen die „Religion“ kämpft, die Todesfurcht vergifte alle Lebensfreude, sei der Ursprung vieler Laster, und könne sogar das Leben unausstehlich machen.

In seiner Mitwelt stand Young keineswegs vereinzelt da. Auch in andern rief die religiöse Grundstimmung des Menschen, die mit dem Rationalismus in Widerstreit trat, ähnliche Erscheinungen hervor. Es sei nur an den Widerhall erinnert, den Young allenthalben fand. Akut wurde das Problem bei einem jüngeren Zeitgenossen. Von Samuel Johnson berichtet Boswell, er sei von einer ungewöhnlich heftigen Todesfurcht erfüllt gewesen; das ganze Leben erschien ihm nur ein Kampf mit diesem Gespenst (204). Als Boswell seinem Meister vorhielt, David Hume habe behauptet, er fürchte sich nicht vor der Vernichtung seiner Individualität, entgegnete dieser ihm aufs äußerste erregt: „Dann ist er verrückt, oder er lügt!“ (210). „Seine Furcht war“, so berichtet Boswell, „das Ergebnis philosophischer und religiöser Betrachtungen“ (284). Johnson fürchtete sich allen Ernstes vor der Möglichkeit, zu den Höllenqualen verdammt zu werden, und Boswell meint, solche entsetzliche Furcht vor der Zukunft sei häufig die Wirkung des melancholischen Temperaments (640 f.; vgl. auch 412, 469, 628, 678).

Diese Furcht, die Johnsons Leben verbitterte, war es auch, die an Young nagte, die immer wieder die Tiefen seiner Seele aufwühlte. Leidenschaftlicher als Johnson veranlagt, sah er sich einem unentrinnbaren Dilemma gegenüber: Falls es ein Leben nach dem Tode gab, so wäre es das klügste gewesen, „tugendhaft“ zu leben. Aber seine Begehrlichkeit

trieb ihn immer wieder dazu, die Güter dieser Welt zu erstreben: "Ambition, Pleasure, and the Love of Gain", Ehrgeiz, Vergnügungssucht und Habsucht werden zu oft von ihm, und in so bedeutungsvollen Zusammenhängen genannt, um sich nicht als die ihn hauptsächlich beherrschenden Leidenschaften zu erkennen zu geben. Was über sein Leben bekannt ist, bestätigt dieses nur. Sein politischer Ehrgeiz, noch mehr sein notorisches Streben nach reichen Pfründen sind nur zu wohl bekannt. Bei seinem Tode hinterließ er ein beträchtliches Vermögen (Croft 372). Pope sagte angeblich von ihm, „er habe eine törichte Jugend verlebt“ (ebd. 374); und sein gut informierter Biograph sagt aus, es sei das Beste, lieber „nichts, das falsch, als alles, das wahr ist“, über ihn zu sagen (382).

Es entstand somit ein deutlicher Zwiespalt in seinem Wesen, so daß George Eliot ihn mit Recht, wenn auch in nicht gerade schonenden Worten, „eine Kreuzung zwischen einem Schmarotzer und einem Psalmendichter“ nennt (9); so daß sie eine Skizze seines Charakters mit der Bemerkung schließt, er sei „ein frommer und moralpredigender Genußmensch“ (a pious and moralising rake, 13) gewesen.

In diesem Widerstreit ist also jener tragische Konflikt zu erblicken, der Youngs ganzes Leben erfüllte und verdüsterte. Die Frage des Sterbens und des Lebens nach dem Tode plagte ihn mit jener Beharrlichkeit, die aus seiner gänzlich nach innen gerichteten Einstellung entsprang. Sich über dieses Problem zu äußern, war ihm ständig heftigstes Bedürfnis. Keinen andern Gegenstand vermochte er mit Erfolg zu behandeln. Sein Studiengang war auffällig schleppend und entbehrte jeglicher Auszeichnung. Erst in seinem 30. Lebensjahre trat er als Dichter hervor; aber selbst das schon im Titel bedeutungsvolle Thema des „Jüngsten Tages“ war nicht geeignet, das einzig Wertvolle, sein „originales“ Wesen zur vollen Entwicklung zu bringen. Auch deshalb nicht, weil ihn die Form, das konventionelle Reimpaar, an dieser hemmungslosen Entfaltung seines „Genies“ hinderte. Denn er war ein schlechter Künstler; von fast allen Dichtern, so wird gesagt, sei er derjenige, „dem es am meisten an Kunst fehlte“ (Saintsb. 140). Er war 59 Jahre alt geworden, als der aufgespeicherte Lavastrom seiner nach außen drängenden Gefühle endlich mit

elementarer Wucht hervorbrach. Auch hier ist Youngs Verhalten mit dem Miltons zu vergleichen: beide finden endlich den Stoff und die Form, um ihre bis zum Überfließen erfüllte Seele zu entlasten, und beide sprengen mit rücksichtsloser Energie die sie hindernden Fesseln der Konvention, indem sie das Gesetz des Reimes nicht achten und in freien Blankversen ihrem geprefsten Herzen Luft machen in ihren Hauptgedichten, im „Verlorenen Paradies“ (M. u. d. L. 29 ff.), bzw. in den „Nachtgedanken“.

Young selbst muß dieser Ausbruch seines innersten Wesens, die Befreiung von ständigem Drucke, überrascht haben. Als er über das gewaltige Erlebnis der Seelenentladung in seinem 76. Lebensjahre berichtete, schrieb er, allerdings in der dritten Person und mit angeblicher Objektivität, er habe den Inhalt seines eigenen Geistes nicht gekannt; aber er sei durch lautes Rufen und durch den Drang erschütternder Ereignisse geweckt worden. Er spricht davon, es gäbe Männer, die plötzlich unter dem Antriebe irgendwelcher aufregender Ereignisse der Gegenstand allgemeiner Bewunderung geworden seien. Wie ein Meteor erhöhe sich das Genie solcher Leute plötzlich und unvermutet (Or. 49, 50).

Der Dichter selber gibt in den „Nachtgedanken“ an, daß der Tod dreier ihm teurer Personen die unmittelbare Veranlassung zur Abfassung des Dichtwerkes gewesen sei (I 210). Zwar ist anzunehmen, daß diese Sterbefälle ihn wohl mit verstärkter Eindringlichkeit auf das ihn dauernd beschäftigende Problem hinwiesen; aber er vergewaltigt doch die Wirklichkeit stark, indem er diese Ereignisse innerhalb eines Vierteljahres geschehen sein läßt. Auch macht er zum Zwecke der Selbsterhöhung falsche Angaben über die Persönlichkeiten (Thomas 165 f.), so daß man wohl berechtigt ist, dieser ganzen Behauptung zu mißtrauen, wie denn schon Croft sagt, daß diese Todesfälle keineswegs weder die ausschlaggebenden noch die notwendigen Faktoren gewesen seien (373). Und so drückt denn auch George Eliot ihre Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Schmerzes aus (24).

An derselben Stelle aber, wo Tseharnner über Youngs Angaben, den Tod von zwei dieser Personen (dieser weicht also wieder ab!) und dessen Wirkung auf Young berichtet, teilt er uns auch aus des Dichters Munde den wahren Anlaß

zu der Entfesselung von dessen Genius mit. „Young, der durch diesen doppelten Verlust tief bedrückt war, zog sich noch dazu auf der Überfahrt von Calais nach Dover ein Fieber zu, das ihn an den Rand des Grabes brachte“ (Thomas 600). Er, der von ständiger Furcht vor dem unbekannten Lande geplagt war, der stets versucht hatte, sich von diesem Inkubus zu befreien, — in dem Gedichte vom jüngsten Tage, an zahlreichen Stellen seiner Tragödien, in seinen Predigten, — ohne dafs ihm dies ganz gelingen wollte, wurde nun erneut und mit allerheftigstem Nachdruck auf das Problem hingewiesen: die unmittelbare Nähe des Todes stellte ihn an den Rand seines Grabes; er schaute hinab in den „furchtbaren Abgrund der Ewigkeit“. Ein gütiges Geschick liefs ihn nochmals von der Grenze des Schattenlandes zurückkehren. Aber das Ungeheure des Erlebnisses öffnete den drängenden Wogen die Schleusen, und in der „Klage“, unter welchem Haupttitel das erste Buch der Nachtgedanken erschien, machte die gequälte Seele sich in freiem Versmaße endlich Luft. Die nächsten Gesänge folgen bald, lassen aber vom vierten ab an innerer Wirkungskraft nach. Die Leser haben zu allen Zeiten instinktiv sehr wohl bemerkt, welcher spontan wirkende Genius jene ersten hervorbrachte, und sie haben, wie schon Croft bemerkte, „die zwei oder drei ersten vielleicht eifriger und öfter gelesen als die übrigen“ (373). Auf jene Krankheit spielt Young selber in nicht mißzuverstehender Weise an, wenn er ausruft: „Vor wie kurzer Zeit erschauerte ich noch an dem Abgrunde! Vor wie kurzer Zeit rief das Leben noch verzweifelt nach seinem letzten Helfer!“ Er dankt dann dem Arzte für die ihm noch geschenkte Zeit, die ihm die Lösung des Konflikts, die Vorbereitungen auf den Tod bringen soll. Seine eigentliche Krankheit verlange aber nicht nach medizinischer, sondern nach moralischer Hilfe (NTh. II, 43).

Macht man sich mit den vorgetragenen Gedanken zur Psychologie Youngs vertraut, und liest man die Nachtgedanken daraufhin durch, so wird Vieles einen neuen Sinn bekommen, und die Persönlichkeit des Dichters viel lebensvoller vor dem geistigen Auge erstehen. Die Erkenntnis der Zusammenhänge führt aber auch zu der Lösung eines viel hin und her gewendeten Rätsels, indem jetzt die Gestalt des Lorenzo (Thomas 169 ff.) eine Erklärung findet, da dieser mit Young selber

identifiziert werden muß. Der Dichter redet also in den Nachtgedanken auf sich selber ein; der Dichter sucht den in ihm wohnenden Genußmenschen und Atheisten zu bekehren, und diese Bekehrung führt er im Kunstwerke aus, das also auch ihm die Erfüllung jener Wünsche bringen sollte, die ihm die Wirklichkeit versagte. Über den glücklichen Ausgang seiner Bemühungen bleibt der Leser aber doch im Zweifel, trotz der triumphierenden Überschriften des siebenten Buches, „Der bekehrte Ungläubige“, und des letzten, „Die Tröstung“. Deutlich erkennt Young eine Doppelung an in dem Ausruf: „Lorenzo, with Lorenzo clash no more!“ „Lebe doch nicht länger in Widerspruch mit dir selber! Trage auch nicht mehr jene durchsichtige Maske!“ (VII, 1330). Denn du lebst zwar wie ein Ungläubiger und Heide, innerlich aber glaubst du, wenn du nachdenkst, wie du nicht anders kannst.

Auch diese Behauptung, daß Lorenzo mit dem Dichter identisch sei, wird sich durch den ganzen Geist, der die endlosen Diskussionen der Nachtgedanken durchweht, als richtig erweisen lassen. Young hatte klar die Doppelheit seines Wesens erkannt, jene zwei Seelen, die in seiner Brust wohnten, von denen die eine nach dem Höchsten strebte, die andere aber ans Irdische sich klammerte; jene Doppelheit, von der George Eliot spricht, wenn sie ihn „einen moralisierenden Genußmenschen“ und dgl. nannte; die auch Courthope im Auge hat, wenn er die Aufmerksamkeit darauf lenkt, daß Youngs Empfinden im Gegensatz zu seinem Verhalten gestanden habe; wenn er Youngs Temperament als eine seltene Mischung von weltlicher und frommer Gesinnung bezeichnet (292). Young und Goethe sind ja keineswegs die einzigen, die von den zwei Seelen in ihrer Brust sprechen: Der Trubadur- und Minnedichtung sowie der Sonett poesie ist diese Vorstellung geläufig. Ganz besonders deutlich aber erscheint sie bei dem Apostel Paulus. Young sagt genau dasselbe, was Paulus im Römerbriefe ausdrückt, nur daß er sein Empfinden im Kunstwerk verschleiert: „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht; denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich . . . Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das widerstreitet dem Gesetz

in meinem Gemüte, und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern . . . So diene ich nun mit dem Gemüte dem Gesetz Gottes, aber mit dem Fleische dem Gesetz der Sünde“ (Kap. 7, 18 ff.).

Diese Zerlegung seiner Person in zwei Teile, die Gleichsetzung von Lorenzo mit Young, und damit, nebenbei bemerkt, von Clarissa (= Lucia) mit seiner Frau, und von Florello mit Frederic, seinem jugendlichen Sohne, spielt dann nochmals eine Rolle in der Schrift über den Centauren. Dies war ein Prosawerk. Hatte die Dichtung das Gewünschte, die Bekehrung und den Ausgleich zum Guten, als im Reich der Phantasie verwirklicht darzustellen versucht, so wurde hier in der Sprache des Alltags die lebende, greifbare Wahrheit geschildert: der Centaurer setzt sich aus dem menschlichen, d. h. geistigen, denkenden und dem tierischen, körperlichen Teile zusammen. Er ist ein echtes Doppelwesen, wie Young sich selber vorkam, und diesmal „läuft das Tier mit dem Menschen davon“ (Dedic.). Auch in diesem Werk führte die Furcht vor dem Tode dem Verfasser die Feder. Endlos, wie in den Nachtgedanken, wälzt er unaufhörlich dasselbe Problem; „das Buch wächst unter meiner Hand, bis sein Umfang seinen Zweck zunichte zu machen droht“ (Let. VI).

Um den vorbildlichen Christentod Addisons darzustellen, und sich so wenigstens vorübergehend an seinem höchsten Ideale begeistern und sich beruhigen und entladen zu können, schrieb er dann noch sein Buch über die Originalwerke, mit deren Gegenstand jene Anekdote aber auch nicht das Geringste zu tun hat. Sein wirkliches Ende wurde ihm nicht leicht, und die Berichte über die Todesstunde scheinen darauf hinzudeuten, daß der Kampf tatsächlich ein schrecklicher war (bei Thomson 206 ff.).

* * Die „Night Thoughts“ werden angeführt nach der mir allein zugänglichen Ausgabe London 1795, nach eigenhändig eingetragener Verszählung.

Dorpat.

Heinrich Mutschmann.

II. UNTERRICHTSWESEN.

The Storyteller being a collection of 34 serious and merry tales for young folks. Ausgewählt und erklärt von **M. Liening**. 1920. Berlin, Carl Fleming & C. T. Wiskott. 112 S.

A. u. d. T.: **Sammlung englischer und französischer Schriftsteller der neueren Zeit**, begründet von **J. Klapperich**, hersg. von **Walter Hübner**. 77. Bändchen. Ausgabe A.

In guter Ausstattung — das muß man jetzt hervorheben — bietet uns der Verlag sehr hübsche Märchen, Sagen und Erzählungen, eine geschickte Auswahl aus *My Magazine*, der englischen Monatsschrift für Kinder. Kulturhistorisch interessant und manches Kapitel der landläufigen Lesebücher ergänzend sind besonders die Nummern 6: Good William Caxton, 10: The Lord of Charlecote Manor (Shakespeare), 12: The Boy who Captured Robin Hood, 13: A Peep into the Future (King Alfred), 21: The Story of the King's Crown, 24: The First Boy in London, 27: The Heiress of the Nameless Knight (The Knight of the Swan), 31: The Song that Found a King (Blondel).

Es erhebt sich nur die Frage, in welcher Weise das Buch benutzt werden soll. Für die mittleren Klassen besitzt man das eingeführte Übungsbuch, in den höheren Klassen setzt die Schriftstellerlektüre ein. Der Herausgeber denkt auch an die Privatlektüre für reifere Schüler. Ob *The Storyteller* dann noch durchwegs seinen Reiz ausübt?

Folgende Wörter vermisste ich im Wörterbuch: **gang** (34, 3), **rhinoceros** (31, 15) hinsichtlich der Aussprache, **to toddle** (71, 29), **to rein up** (84, 28), **to weight** (93, 32). — **Hold your noise** (18, 28) = **Keep your noise** könnte wohl in den Anmerkungen eine Stelle finden.

To bother (Wörterbuch S. 6) enthält in der Aussprachebezeichnung einen Fehler.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

[11. 12. 21.]

I N H A L T.

	Seite
Ia. Kellner, Die Engl. Literatur der Neuesten Zeit von Dickens bis Shaw (Fehr)	1
Danielowski, Die Journale der frühen Quäker	5
Chambers and Sidgwick, Early English Lyrics } (Fischer) {	9
Shaw, Misalliance	10
Shaw, Fanny's First Play. Great Catherine. Annajanska. Overruled } (Caro) {	10
Ib. Mutschmann, Zur Psychologie des Verfassers der „Nachtgedanken“	12
II. The Storyteller. Ausgewählt und erklärt von M. Liening (Caro)	24

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

XXXIII. Bd.

Februar 1922.

Nr. II.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Edward Gepp, A Contribution to an Essex Dialect Dictionary. London, G. Routledge & Sons [1920]. IX und 80 S. Gr. 8°.

Jede neue Arbeit auf dem Gebiet der englischen Mundarten ist dem Sprachforscher willkommen, besonders wenn sie über das Lexikalische hinausgeht. Das vorliegende Buch bietet mehr, als der Titel verspricht. Aufser einem Beitrag zum Wörterbuch der Mundart von Essex erhalten wir eine kurze 'Grammatik'. Wir haben hier allerdings keine fachwissenschaftliche Arbeit vor uns, sondern die Sammlungen eines Dialektliebhabers, eines Pfarrers, der in seinen Gemeinden die mundartliche Rede eifrig beobachtet hat. Der Verfasser steht jedoch der wissenschaftlichen Literatur nicht ganz fremd gegenüber, er benutzt z. B. das NED. und das EDD. (Wright's English Dialect Dictionary). Es macht ihm Freude, wenn er scheinbare Verderbnisse der heutigen Mundart in der älteren Sprache wiederfindet.

Das Wörterbuch (S. 1—40 und Nachtrag S. 73—76) verzeichnet Wörter, die der Verfasser in High Easter, Felsted und Little Dunmow in Essex gehört hat. Er will mit der Aufnahme der Wörter in sein Buch nicht sagen, daß diese Wörter dem Dialekt von Essex eigentümlich sind; tatsächlich begegnen wir da einer Menge von Wörtern, die aus anderen Mundarten bekannt sind. — Die Formenlehre bietet eine wertvolle Zusammenstellung. Es handelt sich da um ein Gebiet, für das auch der Nichtfachmann brauchbare Vorarbeit

Anglia, Beiblatt XXXIII.

3

leisten kann. Die knappe Lautlehre vergleicht in großen Zügen die Mundart mit der Schriftsprache. Phonetische Umschrift dürfen wir in einem solchen Buche natürlich nicht erwarten.

Der Verfasser will zu weiteren Sammlungen anregen und möchte ein großes 'Essex Dialect Dictionary' entstehen sehen. Seine Sammlungen bieten allerlei brauchbares Material für die Mundartenforschung. Eine wissenschaftliche Darstellung einer Essex-Mundart bietet Th. Albrecht, *Der Sprachgebrauch des Dialektdichters Charles E. Benham zu Colchester in Essex*, Berlin, Mayer & Müller, 1916 (Palästra CXI); vgl. dazu die Besprechungen von E. Ekwall, *Anglia-Beibl.* 28, 204, W. Klein, *Archiv* 136, 182 und von mir, *Litbl.* 38, 233.

Die Sammlungen von Gepp geben Anlaß zu mancherlei sprachgeschichtlichen Beobachtungen.

Lautlehre. Die Aussprache *taibl* (table) u. dgl. scheint viel mehr bei den Jüngeren als bei den Älteren vorzukommen, 'which indicates recent importation' (S. 59). — Dialektmischung liegt auch vor, wenn statt *ø* für me. *au* in einigen Wörtern *ā* vorkommt (S. 59), z. B. in *causeway* (= *caacy*, *cauzy*), *sauce* (= *saace*); vgl. auch Albrecht § 166. — Der Einfluß des Cockney-Dialekts auf die südenglischen Mundarten ist ein Problem, das besondere Aufmerksamkeit verdient (S. 61²). Der Verfasser erklärt seine Essex-Leute in der Behandlung des *h*- für fast untadelig, die alten Leute sogar für 'entirely blameless'. Albrecht findet in seinen grammophonischen Aufnahmen das *h*- im allgemeinen gut bewahrt, während Ellis den Schwund des *h*- häufiger bezeugt hat (vgl. Albrecht § 94, 201). Die Sache müßte genauer untersucht werden.

Der Verf. bezeugt als Rest von *th* > *f* *suff'n* (something) S. 33 und den umgekehrten Übergang von *f* > *th* in *thurrin* (foreign) 36, 63, *thurinner* (foreigner) 14, *sliver* (slither) 32, *tharrow* (furrow) 36, 63. In anderen Mundarten läßt sich beobachten, daß *th* > *f* früher einmal ein allgemeiner Lautwandel war; *f* > *th* scheint ursprünglich das hyperkorrekte Gegenstück gewesen zu sein.

misky (misty) 23 stammt vom Subst. *misk*; Subst. und Adj. sind in dieser Form im EDD. für Som. und Dev. bezeugt. In Mundarten, in denen sowohl *-t* als *-k* nach *s* schwindet, kann *mis* < *mist* umgebildet werden zu *misk* nach dem Muster

von *flas* für *flask*. Umgekehrt ist *cash* in Essex zu *cast* 64 umgebildet worden.

G. bezeugt Schwund des *f* in *arter* (after) — die Schreibung *ar* deutet auf *ā* — und *croat* (croft) 62. Wright, EDG. § 279 kennt außerdem *loft*, *soft* mit geschwundenem *f*. Die Erscheinung ist noch nicht erklärt worden. Mit dem Schlagwort 'Assimilation' ist natürlich nichts getan. Die Formen *āb*, *krȳt* sind entstanden in Gegenden, wo *dāta* und *dafta* (daughter), *ōt* und *ōft* (ought) zusammentreffen. In Essex begegnen für *draught* in verschiedenen Bedeutungen *drȳt* und *drāf(t)* 59. Das Schwanken in Wörtern mit ursprünglichem *gt* hat sich ausgedehnt auf Wörter mit ursprünglichem *ft*.

Manchmal sind die Angaben zu ungenau für sprachgeschichtliche Verwertung. S. 63 heißt es: *v* has the sound of *f* in *leaf* (leave). Was bedeutet das Wort? Albrecht § 183 gibt *līf* als 'leave, permission', ae. *lēaf*, also als Subst. Ist -*f* Bewahrung des ae. Auslauts oder ist -*v* nachträglich in Verbindungen wie *leave to go* zu *f* geworden? EDD. hat -*f* in *leave* Subst. 'the first offer' und Verb 'to allow, permit, let'.

Häufig läßt sich in dem von G. verzeichneten mundartlichen Sprachstoff die Wirkung der Funktion auf die Wortform beobachten (vgl. mein Buch über „Sprachkörper und Sprachfunktion“, Berlin 1921). Die Abschwächung des zweiten Kompositionsglieds geht weiter als in der Schriftsprache, die stark unter dem Einfluß des Geschriebenen steht, und die außerdem der analytischen Betrachtungsweise, die die beiden Teile eines Kompositums ins Auge faßt, geneigter ist als die Mundart. *Holy-mass*, der Name eines Marktes, wird zu *Hollym's* 18, was die Betonung auf der ersten Silbe voraussetzt; *homestall* 'a farmhouse with its premises' erscheint als *homest'l* 18, *playstall* 'a village playground' als *plaa's'l* 27, in *alehouse*, *bakehouse*, *cowhouse* usw. 64 wird der zweite Bestandteil 'us gesprochen. — Bei der Kürzung von *Saturday* zu *Sad-d'y* 65 (*sædi* auch von Albrecht bezeugt) wirkte die Zweisilbigkeit der übrigen Wochennamen mit: *Friday*, *Sunday* usw. — Der vortonige Teil eines Wortes wird unterdrückt: 'h*aps* (perhaps) 16, 'm*ost* (almost) 23, besonders in Fremdwörtern: *sheen* (machine) 31, *tater* (potato) 35, *Roblum* 'a local common plum' (*Myrobolan*) 65², wobei der Auslaut sich wohl durch Anlehnung an *plum* erklärt. — Der funktions-

arme und tonschwache Titel *Mister* vor Namen, der selbst aus *maister* gekürzt ist, erscheint als *Muster* 60. Der Wirt in Dickens' *Pickwick Papers* Kap. 9 (Fireside Ed. S. 154) hat den Titel noch weiter abgeschwächt: *Mus'r Jingle*; auch für *Master* gebraucht er eine abgeschwächte Form: *They ha' gone, Mas'r!* — Das ursprünglich affektische Intensivadverb *monstrous* erlitt Abschwächung seiner Bedeutung und infolgedessen auch seiner Form: es erscheint als *mons's* 62, auch von Albrecht, Index und EDD. für Essex bezeugt; *mons'ous* wird auch von Thackeray gebraucht: *mons'ously civil and kind* Pendennis (The Oxford Thackeray, S. 488). — *pound* erscheint als *p'n* 62, wahrscheinlich in Wertangaben wie 5 *p'n* 10: da war es nicht nötig, *pound* mit voller Deutlichkeit auszusprechen. In West Somerset sagt man *vourteen páwn*, aber *dhuurtéen p'n táin* (EDD.: pound, Sb.¹, 4). Ne. *pence* aus *pennis* ist auch eine gekürzte Form (vgl. Sprachfunktion § 47). — *ly* hat sein *l* verloren in erstarrten Formen, in denen *-ly* nicht mehr als Adverbialsuffix gefühlt wird: dem auch in andern Mundarten weitverbreiteten *on'y* gesellen sich zu *sar'ny* (certainly), *presn'y* (presently) 64, 65.

Formenlehre. Der unbestimmte Artikel *a* vor Vokal (a *apple*, a *egg*) 42, der in Essex wie überall sonst in den Mundarten üblich ist, ist eigentlich nicht auffällig. Dafs von den beiden Artikelformen *a* und *an* die vorkonsonantische gesiegt hat, ist sehr verständlich: sie war die häufigere, denn es gibt mehr Substantive mit konsonantischem als mit vokalischem Anlaut. Vielmehr ist die Regelung der Schriftsprache auffällig. Hat sich da die alte Tradition unter dem Einfluß des Schriftbildes gehalten? Gepp hält es für möglich, dafs auch in der Mundart *an* vor Vokal unter dem Einfluß der Schule wiederhergestellt wird.

Aus den Pluralformen sei herausgegriffen *mowlds* 'garden soil' 43, ein richtiger Einheitsplural wie *ashes* der Schriftsprache.

phlock 43 wird richtig als Neubildung aus dem vermeintlichen Plural *phlox* 'Flammenblume' erklärt (EDD. kennt *flock* aus Dev.), ebenso wie das bekannte *shay* aus *chaise*. Hinzuzufügen wäre noch: *abser*, d. h. *æbsə* = *abscess* (vgl. *apse* EDD.) und *brye* 'gad-fly' aus *breeze* (vgl. EDD.: *breeze*). Beachtenswert ist die Mitteilung S. 43, dafs *maize*, *bullace* 'Pflaumen-

schlehe', *sauce* 'vegetables', *allowance* u. dgl. als Plurale behandelt werden.

Auf dem Gebiet der Pronomina sei hingewiesen auf *thee* (these): *thee winders* 47.

Das Verb *pry* 'force open with a lever' 28, auch vom EDD. für Essex bezeugt, geht auf *prize* zurück (frz. *prise*); von der 3. Sg. Praes. aus ist die Form ohne *-z* neugebildet worden.

Zu *join* wird als Praet. und Part. Praet. *jouned* 50 angeführt (vgl. EDD. unter *join*). In der Mundart wird offenbar *džain* (join) gesprochen, vgl. S. 60: *oi* wie 'long i', d. h. *ai* in *moist*, *boil*, *soil*. Zu *džain* wurde ein Praet. *džau* gebildet nach dem Muster von *fain*(d : *faun*(d. Das *-d* ist bei *džau* angefügt worden nach dem Muster des unfesten *-d* nach *n*.

Für *can't* begegnen *cain't*, *cait*, *ket*, *cay*, ebenso für *shan't*: *shain't*, *shait*, *shet*, *shay* 51 (Albrecht, Index verzeichnet nur *kān*, *šān*, EDD. unter *can* für Essex *caint*). Die ursprünglich affektische Form *cain't* wurde allmählich die gewöhnliche Form und erlitt Abschwächung: *cait*, *ket*, dazu *cay*, ursprünglich wohl nur vor folgendem konsonantisch anlautenden Wort. *nt*, das ursprünglich der Träger der Verneinung war, konnte ganz wegfallen, nachdem der Begriff der Verneinung in dem Vokal sich ausgeprägt hatte; vgl. Sprachfunktion S. 91.

Wortbildung. Der leichte Übergang von Substantiv zu Verbum läßt sich beobachten bei *tea* (we *tead* at the vicarage) 35, *tater* = potato (to dig potatoes) 35, *sheen* = machine (to work with the threshing machine) 67, ähnlich in hessischen Mundarten: *wir maschine heut*. Umgekehrt wird das Verb *differ* zum Subst. 10. Alle diese Fälle werden auch vom EDD. bezeugt. — Neubildungen auf *-ation* hat die Mundart in *ruination* 30 und *enquiraion* 12, die beide auch das EDD. kennt, außerdem in *preachation* 27.

Merkwürdig sind die Baumnamen auf *-(e)ry*: *perry* (pear-tree), *nuttery* (nut-tree = hazel-tree), *oakery* (oak-tree) 24, alle wohl nur in Flurnamen: *Perry Field*, *Nuttery Croft*, *Oakery Grove*; dazu kommt *ivery* (ivy) 19. Das EDD. bezeugt *nuttery* für Ost-Suf. und verbreitetes *ivory*. — *tree* scheint zunächst nach Kons. sein *-t*- verloren zu haben, wobei die Funktionsarmut des Kompositionsglieds noch mitwirkte: *oak-tree* > *oakri*, *për-tree* > *për-tree* > *perry*.

Syntax. Beachtenswert ist die Verwendung von *do* 'if so' und *don't* 'if not' 10, 51. Das EDD. verzeichnet (unter: *do*, 3) den Gebrauch von *do* „used elliptically for *if you do*“. Es handelt sich jedoch nicht um eine Ellipse. Vielmehr waren *do* und *don't* ursprünglich, bei parataktischer Rede, Imperative. *Don't come here again; do, I'll thrash you!* bedeutete ursprünglich: 'komme nicht mehr hierher! tu's trotzdem! versuch's mal! dann werde ich dich verprügeln'. *Stop that noise, don't I'll larn ye!* '... tu's mal nicht! dann werde ich dich Mores lehren'. Von der Anrede wird schliesslich diese Verwendung übertragen auf die Aussage: *He ain't bin this way, do I don't see him* 51.

Die bekannte Erscheinung, daß ein Verb für sein Kausativ eintritt (*learn* für *teach*), findet sich in der Mundart bei *fall* (to fall a tree) 12; *sit* und *set*, *rise* und *raise* 48 werden vertauscht. Vgl. M. Deutschbein, System der ne. Syntax, S. 93.

In der stehenden Verbindung *ne yet* 'nor yet' hat sich die alte Verneinung *ne* gehalten: *n'yet*, *nit* 57, vgl. auch EDD.: *nit* aus südenl. Mundarten, kein Beleg aus Essex.

Wortschatz. Der Verf. gibt eine schöne Sammlung von Verunstaltungen von Fremdwörtern, besonders von fremden Krankheitsnamen. Es sind köstliche 'Malapropismen' darunter, wie *prelatic* für *paralytic* 72. — *insault* 67 wird richtig erklärt als Mischung aus *insult* + *assault*.

Daß bei der mundartlichen Wortschöpfung auch der Humor zur Geltung kommt, zeigt die Bezeichnung *pudd'n-spoiler* 28 für eine lange Predigt.

Ab und zu gibt der Verfasser kleine Hinweise auf Volkskundliches. So bei *tell the bees* 36. Der Brauch, daß ein Todesfall im Haus den Bienen angezeigt wird, ist weit verbreitet. Nachweise gibt für England das schöne, an volkskundlichen Mitteilungen reiche Buch von Elizabeth Mary Wright, *Rustic Speech and Folklore*, Oxford 1913, S. 281, außerdem W. C. Hazlitt, *Faiths and Folklore*, London 1905, I, 38; für Deutschland A. Wuttke, *Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart*, Berlin³ 1900, S. 428.

Gießen.

Wilhelm Horn.

P. G. Thomas (Reader in English Language and Literature in the University of London), *An Introduction to the History of*

the English Language. London, Sidgwick & Jackson, 1920.
Kl. 8°. X und 108 S.

Das kleine Buch ist aus Vorträgen hervorgegangen. Es ist leicht verständlich und für einen weiteren Kreis bestimmt. Es bietet einen bequemen Zugang zum wissenschaftlichen Sprachstudium. Neues will es nicht bringen. Der Verfasser ist mit der einschlägigen Forschung bekannt. Die lose Gliederung erinnert daran, daß Thomas seine Ausführungen zuerst in Form von Vorträgen gemacht hat. In einem Buche hätte man gerne eine straffere Disposition.

Der Verfasser behandelt die folgenden Gegenstände: I. The Science of Language. Aufgabe und kurze Geschichte der Sprachwissenschaft; die Forschung von Bopp, A. W. von Schlegel, Grimm, Pott, Schleicher wird kurz gekennzeichnet. — II. Classification of Languages. — III. Elementary Phonetics. — IV. Sound-Change. Über die Lautgesetzfrage wird rasch hinweggegangen; der Name Leskien wird nicht genannt. — V. Grimm's Law. — VI. Gradation or Ablaut. — VII. Semantics and Analogy. Diese beiden Gegenstände würden besser getrennt behandelt und zwar die Analogie in unmittelbarem Anschluß an die lautliche Entwicklung. Die Entstehung der Analogiebildungen sollte deutlicher gemacht werden. Auch die Bemerkung, daß die Geschichte von *neither* durch die von *either*, die Geschichte von *little* durch die von *mickle* beeinflusst sei, ist so nicht verständlich. — Die Erörterung über das Verschwinden altenglischer Wörter dürfte vertieft werden unter Benutzung des Aufsatzes von Holthausen, Vom Aussterben der Wörter, Germ.-rom. Monatsschrift 7, 184. — VIII. Evolution in Language. Hier wird eine kurze Übersicht über die Entwicklung der englischen Flexion gegeben. Es sollte gesagt sein, daß das *of* in der Genitiversatz-Konstruktion ursprünglich zum Verbum gehörte. Damit wäre auch in lehrreicher Weise auf die Syntax hinübergegriffen. Von Syntax ist in dem kleinen Buch kaum die Rede; nur auf S. 80 findet sich eine kurze Bemerkung über Parataxe und Hypotaxe. — IX. Linguistic Contact. Es handelt sich da im wesentlichen um den Einfluß fremder Sprachen. — X. English Sounds and Spelling. Dieser Abschnitt wäre besser an anderer Stelle untergebracht worden.

Vermißt habe ich besonders Ausführungen über die Mundarten und die Herausbildung der Schriftsprache.

Bei den Literaturangaben vermiße ich D. Jones, *An Outline of English Phonetics*, Leipzig und Berlin, Teubner, o. J., als das neueste grössere Buch über englische Phonetik. O. Behaghel, *Deutsche Sprache*, Leipzig 1917, hätte dem Verfasser für die allgemeinen Erörterungen von grossem Nutzen sein können.

Giefßen.

Wilhelm Horn.

Johanna Jahn, Die mittellenglische Spielmannsballade von Simon Fraser. Bonn, Verlag von Peter Hanstein, 1921. IV und 59 S. 8°. Preis geh. 7 M.

A. u. d. T.: **Bonner Studien zur englischen Philologie**, begründet von K. Bülbring, fortgesetzt von W. Dibelius.

Die Ballade von Simon Fraser (gedruckt bei Böldeker, *Politische Lieder des Ms. Harl. 2253*, Berlin 1878 sowie bei Wright, *Political Songs, etc.*, London 1839 und Ritson, *Ancient Songs and Ballads* 1790 und 1829) erzählt in der Weise der volkstümlichen Spielmannsdichtungen die Gefangennahme und grausame Hinrichtung dieses geschichtlich beglaubigten Zeitgenossen Robert Bruce, der in den Aufständen der Schotten gegen Edward I. zu Fall kam († 7. Sept. 1306). Aus den in der Ballade enthaltenen Anspielungen auf Zeitereignisse zieht Verfasserin (S. 7) den, wie mir scheint, zwingenden Schluß, „daß unser Lied zwischen dem 7. und 27. September 1306 verfaßt sein muß, daß es also unmittelbar unter dem Eindruck der Ereignisse entstanden ist“. Im Gedicht, sowie in den meisten südenglischen Chronikberichten, erscheint der Name des Helden durchweg als *Frisel* (*Frysel*) [mit der Betonung vorwiegend auf der zweiten Silbe], den Verf. (S. 18) von der kontinentalfranzösischen Form des Namens in folgender Weise ableiten will: *Freis(ier)* > *Fres(el)* > *Frisel*; im Norden Englands wurde *Freisier* zu *Fraser*. Beim Vergleich mit den historischen Quellen ergibt sich die Selbständigkeit des Gedichtes in vielen Einzelheiten. Die in der Ballade [und übrigens auch bei Holinshed; vgl. Wright, a. a. O., S. 381] erwähnte Schlacht bei „Kyrkenklyf“ ist wahrscheinlich ein

Scharmützel, das vielleicht beim jetzigen Orte Northcliff (Firth of Forth) stattfand; jedenfalls glaubt Verf. die von Böddeker vorgeschlagene Gleichsetzung des Ortes mit Crieff ablehnen zu müssen. Als Dichter unserer Ballade möchte Verf. mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit den urkundlich bezeugten Spielmann John-Richard le Harpur betrachten, dessen Herr, Thomas de Multone, als einer der Richter Frasers in der Ballade eine auffallend große Rolle spielt. Ob dieser Spielmann freilich auch der Verfasser der etwa gleichzeitigen Ballade „Auf den Aufstand der Flandrer“ (gedruckt bei Böddeker und bei Wright a. a. O.) war, wie Verf. annehmen möchte, wird wohl schwerlich mit Sicherheit auszumachen sein.

An den historischen Teil der Arbeit schließt sich eine noch von Bülbring angeregte metrische Untersuchung. Es ergibt sich nach Anschauung der Verfasserin: „1. Die Langverse, meist durch eine Cäsur geteilt, haben sieben Hebungen, der erste Halbvers hat vier, der zweite drei Hebungen. — 2. In der Cauda haben der Bob-Vers eine Hebung, die beiden folgenden Verse je vier Hebungen, der Schlufsvers drei Hebungen.“ Diesem Ergebnis möchte ich mich für die vier Langzeilen anschließen, die sich also in der Theorie, die allerdings öfters durch „Unregelmäßigkeiten“ durchbrochen ist, als Septenare von vier und drei Hebungen darstellen. Hierbei hätte erwähnt zu werden verdient, daß diese vier Septenare in etwa der Hälfte der Fälle durch einen Reim gebunden sind, was sicher kein Zufall ist, sondern wohl als das vom Spielmann angestrebte Ideal betrachtet werden muß; in den übrigen Strophen reimen sie zu je zwei Paaren. Was dagegen die Kurzzeilen betrifft, so sind nach meiner Zählung in etwa 15 Strophen (also in gut der Hälfte) die zweiten und dritten Kurzverse dreiheb. Der vierte Kurzvers ist ja auch nach Verf. überwiegend dreiheb. Zieht man in Betracht, daß nach dem Reimschema abba (auf das Verf. befremdlicher Weise gar nicht eingeht), dieser vierte Kurzvers sowie der mit ihm reimende Bob-Vers auffallend häufig klingenden Ausgang zeigen bei häufigem stumpfen Ausgang von Kurzvers zwei und drei, so ist man geneigt, diese Wechselbeziehung des Reimes für beabsichtigt zu halten, so daß sich also für die Cauda folgendes „Idealschema“ ergäbe (Senkungen unbezeichnet, Hebungen durch Striche angedeutet), das natürlich ebenso

häufig nicht eingehalten wird wie der Normaltypus der Langzeilenstrophe:

— ×
 — — —
 — — —
 — — — ×

Ich glaube nicht, daß bei diesem Gedichte, in dem die Alliteration kaum eine Rolle spielt und das taktierende Prinzip ziemlich deutlich ausgeprägt ist, von einer Unterscheidung von Versen mit stumpfem oder klingendem Ausgang gänzlich abgesehen werden kann, wie Verf. es nach Bülbrings Vorgang (*Unters. zur ne. Metrik*, Halle 1913, S. 33) offenbar als selbstverständlich annimmt; denn in den von Bülbring untersuchten Denkmälern macht sich der Einfluß der Alliteration eben in ganz anderer Weise geltend. Im Übrigen ist es aber auch bemerkenswert, daß gerade Bülbring den Kurzvers seiner Schweifreimstrophen als dreiliebig ansetzt, und gerade dieser Kurzvers würde dann (dreimal wiederholt) unserer Cauda entsprechen.

Würzburg.

Walther Fischer.

Thackeray als historischer Romanschriftsteller von Dr. Gudrun Vogel.

A. u. d. T.: **Leipziger Beiträge zur englischen Philologie** herausgegeben von **Max Förster**. Heft II. Leipzig, Verlag von Bernhard Tauchnitz, 1920.

Die vorliegende Arbeit gibt auf 105 Seiten, wovon 15 auf Vorwort, Einleitung usw. fallen, in sehr übersichtlicher und klarer Gliederung eine Analyse von Thackerays Schaffen als Verfasser historischer Romane. Im ersten Hauptteil behandeln drei Kapitel (Milieu, Persönlichkeiten, Ereignisse) den historischen Stoff, den der Dichter in seinen Romanen verwertet hat, während der zweite Hauptteil, gleichfalls in drei Kapiteln (Handlung, Personen, Milieu) die Art der Verwebung des historischen Stoffes in die Romanfabel darstellt. Die Einleitung zeigt die Gesichtspunkte, die den Autor zur Wahl des historischen Stoffes bestimmt hatten, und sucht den Typ festzustellen, dem Th.s historische Romane von romantischem Standpunkt aus zuzuordnen sind. Der Schluß faßt das Ergebnis der ganzen Untersuchung zusammen. Es ist in der

Hauptsache eine Bestätigung des Eindrucks, den ein rückschauender Gesamtüberblick auch in der Erinnerung eines jeden Lesers feststellen wird, der Th.s Romane rein als ästhetisch Genießender auf sich hat wirken lassen. Diesen Eindruck durch eine gründliche wissenschaftliche Analyse bestätigt zu finden, ist umso wertvoller, als bekanntlich garnicht selten durch derartige Untersuchungen überraschende, mit dem ästhetisch gewonnenen Eindruck im Widerspruch stehende Ergebnisse zutage gefördert werden, was dann ein Beweis zu sein pflegt, daß es dem Dichter nicht gelungen ist, durch die unmittelbare Sprache seines Werkes seine Absichten deutlich zu machen.

So hat die Verfasserin zwei Grundtatsachen über Th. als historischen Romanschriftsteller in voller Klarheit herausgestellt: daß es dem Autor, soweit seine historischen Absichten in Betracht kommen, nicht um die Darstellung von geschichtlichen Persönlichkeiten, sondern um die Verlebendigung einer vergangenen Epoche zu tun war; und daß alles geschichtliche Geschehen in seinen historischen Romanen der Gestaltung der Romanfabel eingefügt und dienstbar gemacht wird, nicht umgekehrt. Wenigstens scheint mir aus dem Zusammenhang der Gesamtdarstellung hervorzugehen, daß (S. 95) die Sätze „Es ist bei Th. nicht so, daß die geschichtlichen Gestalten den Helden in ihren Bannkreis ziehen und sein Schicksal mit dem ihren verketten, sei es, um ihn zum Glück zu führen, sei es, um ihn zu zermalmen. Sie treten vielmehr aus ihrer Umgebung heraus in die des Helden hinein und beeinflussen ihn innerhalb seiner eigenen Sphäre,“ für die geschichtlichen Ereignisse dieselbe Geltung haben wie für die Persönlichkeiten.

Ist nun hinsichtlich dieser Grundtatsachen das Ergebnis der vorliegenden Untersuchung unanfechtbar, so müssen doch in Einzelheiten gegen die Auffassungen der Verfasserin einige Bedenken erhoben werden.

Die im Vorwort mit den üblichen Gründen gerechtfertigte traditionelle Ausscheidung der Erzählung der „Catherine“ aus der Reihe der historischen Romane würde durch eine sorgfältige Analyse dieses durchaus die Illusion der Geschichtlichkeit hervorrufenden Werks unschwer als unberechtigt nachzuweisen sein.

Die in der Einleitung versuchte Einordnung der historischen Romane Th.s in eine romantische Schablone, in dem es sich allein um „das äußere Leben der Zeit“, das „kulturhistorische Milieu“ handelt, schöpft das Wesen der Mittel, die diesen Werken Th.s das Gepräge des Historischen verleihen, bei weitem nicht aus. Für die Art, wie Th. aus der Heraufbeschwörung des „äußeren Lebens“ den Geist einer vergangenen Epoche, wie er ihn erschaute, lebendig zu machen will, dürfte eine Schablone bisher überhaupt nicht vorhanden sein.

Seite 23 wird behauptet, daß Th. in einem einzelnen Falle den Gang der Romanhandlung der Absicht kulturgeschichtlicher Belehrung untergeordnet habe. Es heißt dort über „Esmond“: „Im 3. Kapitel des dritten Buches wird eine Nachahmung eines Exemplars des *Spectator* abgedruckt, die sich in Inhalt und Form dem Original eng anschließt. Es handelt sich um einen Scherz (sic!), den *Colonel Esmond* seiner Cousine, der von ihm seit langer Zeit vergebens umworbenen *Beatrice Castlewood* spielt (sic!), um dieser ihre Herzenkälte und Koketterie vor Augen zu halten und ihr gleichzeitig seinen Entschluß, sich endgültig zurückzuziehen, anzukündigen. Daß *Esmond* niemals versucht, diese Absicht auszuführen, beweist, daß der Autor nur einen Vorwand gebrachte, um den Leser einen recht lebendigen Eindruck der damals so viel gelesenen Wochenschriften geben zu können.“ — Sollte die Tatsache „daß *Esmond* niemals versucht, diese Absicht auszuführen“, nicht vielleicht eher beweisen, daß *Thackeray* ein bedeutend besserer Psychologe ist, als seine Beurteilerin, und daher sehr wohl wußte, daß es — zumal bei Verliebten — von der in der Form eines literarischen Scherzes ausgesprochenen Drohung bis zum praktischen Versuch ihrer Ausführung ein unendlich weiter Weg ist?

Ebenso wie hier das Gepräge des rein künstlerischen Schaffens verkannt wird, dem das Kulturhistorische durchaus nur Mittel, die Dichtung der alleinige Zweck ist, geschieht es (S. 38) hinsichtlich einer Reihe biographischer Angaben, die über den Herzog von *Hamilton* in dem Augenblick gemacht werden, als *Beatrice* im Begriff steht, sich mit ihm zu verloben, und die gerade in diesem Zusammenhange, indem sie veranschaulichen, welche nahezu weltgeschichtliche Bedeutung zu

gewinnen *Esmonds* Cousine Aussicht hat, außerordentlich dazu beitragen, der Gesamtfabel den Anstrich eines echten historischen Dokuments zu geben. Es ist eine starke Verkennung der dichterischen Leistung, wenn hier der Vergleich mit dem Konversationslexikon gezogen und gesagt wird: „An den betreffenden Stellen kommt der Historiker zum Vorschein. Hier hat das künstlerische Schaffen nicht vermocht, sich die geschichtlichen Kenntnisse des Autors restlos zu unterwerfen und seinen Zwecken dienstbar zu machen.“

Wird in diesem Falle immerhin nur mit Bezug auf vereinzelte Ausnahmefälle das Künstlertum des historischen Romanschriftstellers Thackeray beanstandet, so sehen wir im Hinblick auf die Charakterdarstellung das analoge Fehlurteil ins Generelle gesteigert, wenn die Verfasserin (S. 39) behauptet, Thackeray sei „bei der Mehrzahl seiner historischen Personen“ einer Art der Schilderung gefolgt, bei der „der Forscher den Sieg über den Künstler“ davonträgt. Ein derartiges Urteil ist umso befremdlicher, als unmittelbar darauf u. a. C. Whibley's Meinung (*Life of Thackeray*), „als seine Gestalten niemals weiter von der Wirklichkeit entfernt seien, als wenn sie historische Namen tragen“, als „nicht unberechtigt“ anerkannt wird.

Unrichtig ist es auch, „dafs den Autor das Seelenleben historischer Personen garnicht interessierte“. Tatsache ist vielmehr, dafs Thackeray zur Belebung des historischen Hintergrundes eine große Zahl geschichtlicher Persönlichkeiten lediglich episodisch oder auch nur „zur Fixierung des Zeitpunktes“ als Staffage einführt. Andererseits bringt er auch eine ganze Anzahl von ihnen — es sei nur an James Edward, Wolfe, Addison, Steele, Swift, Johnson, Richardson erinnert — unserem Gesichtskreis so nahe, dafs wir den Eindruck von ihnen gewinnen, den (S. 50) merkwürdigerweise die Verfasserin selbst durch die Bemerkung kennzeichnet: „Mit wenigen Strichen weifs er sie (gemeint sind berühmte geschichtliche Personen) so lebendig zu machen, dafs wir sie leibhaftig vor uns zu sehen glauben.“ Richtig ist — cum grano — dafs er, wie es wiederholt (S. 43 und 100) heisst, „bei keiner einzigen geschichtlichen Gestalt ein Wort (sic!) über ihr Innenleben fällt“ (sic!). Es entspricht eben überhaupt nicht dem Charakter der Th.schen Schreibart über das Innenleben seiner

Gestalten „Worte zu fällen“. Er zeigt überall fast immer nur das von außen Sichtbare in symptomatischen Zusammenhängen und Aktionen, so daß der Geist einer Epoche, das Innenleben einer Person von selbst daraus hervorleuchten und alles mit Leben erfüllen.

Nicht richtig ist ferner die S. 39 ausgesprochene Meinung, Th. lasse seine historischen Persönlichkeiten immer nur einseitig gut oder einseitig schlecht erscheinen. Richtig ist vielmehr, daß er sie, genau wie jede andere erdichtete Gestalt seiner Romane in voller lebensechter Naturwahrheit dargestellt hat, und zwar unter Verwendung aller historischen Daten, deren Kenntnis er haben konnte. Die Fälle, die als Beweise einseitiger Schilderung herangezogen werden, liegen so, daß es sich dabei um Urteile über den Charakter historischer Persönlichkeiten aus dem Munde einer Romangestalt handelt. Es ist offenbar, daß durch solche Schilderungen lediglich der Charakter und der Standpunkt der urteilenden nicht aber der beurteilten Person gekennzeichnet wird, wobei es durchaus gleichgültig ist, ob Thackerays eigene subjektive Meinung im einen oder anderen Falle mit der des Beurteilers übereinstimmt oder nicht. Einseitigkeit ist in solchem Falle geradezu ästhetisches Gebot. Ein Urteil über *Marlborough*, der, wie es S. 43 mit Recht heißt, „von den einen als Abgott gefeiert, von den anderen als Verbrecher geschmäht“ wurde, kann aus dem Munde eines Zeitgenossen garnicht anders als einseitig gelaute haben.

Endlich sei noch der S. 100 ausgesprochene Irrtum berichtigt, es sei Th.s Auffassung, „daß es dem Einfluß der Umgebung, nicht dem betreffenden Menschen selbst zuzuschreiben ist, ob er sich zu einem ehrlichen oder einem anständigen Charakter entwickelt“. Th.s Ironie zeigt uns freilich häufig genug insbesondere seine unterwertigen Charaktere in der Illusion befangen, ihre Niedertracht sei nur eine Folge verhängnisvoller äußerer Einwirkung. In diesem Sinne sagt z. B. in „*Vanity Fair*“ *Becky Sharp*: „*I think I could be a good woman if I had five thousand a year*“ und der Dichter bemerkt dazu „*and who knows but Rebecca was right in her speculations, and that it was only a question of money and fortune which made the difference between her and an honest woman*“; doch ist das zweifellos nur in dem Sinne gemeint,

daß *Rebecca* für das Urteil der „Welt“ eine tugendhafte Frau hätte werden können. Mit welchem moralischen Stempel der Mensch nach aufsen hin seinen Lebensweg geht, das ist für Th. allerdings von den äußeren Verhältnissen abhängig. Sein Charakter dagegen liegt mit seiner Geburt unabänderlich ein für allemal fest, weshalb auch keiner von Th.s Romanen einen Charakter enthält, der nicht von vornherein, geradeso wie es die Verfasserin bei *Esmond* als Sonderfall glaubt hervorheben zu müssen, in allem Wesentlichen festgelegt, ja schon in der ganzen Reihe seiner Vorfahren erkennbar wäre. Zu dieser Auffassung bekennt sich Th. auch ausdrücklich, wenn er im VII. Kapitel der historischen Erzählung „*Catherine*“ sagt: „*A celebrated philosopher — I think Miss Edgeworth — has broached the consolatory doctrine, that in intellect and disposition all human beings are entirely equal and that circumstance and education are the causes of the distinctions and divisions which afterwards unhappily take place among them. --- As I have heard the author of ‘Richelieu’, ‘Siamese Twins’ etc. say ‘Poeta nascitur, non fit’, which means that though he had tried ever so much to be a poet, it was all moonshine: in the like manner I say ‘Roagus nascitur, non fit’. We have it from nature, and so a fig for Miss Edgeworth.*“

Zum Schluß noch eine historische Kleinigkeit: Seite 66 behauptet die Verfasserin: „1788 tötete König Ferdinand Wilhelm von Württemberg seine Frau Carolina von Braunschweig Wolfenbüttel wegen Ehebruch“. Es wäre interessant zu erfahren, auf welche Quelle die Angabe dieser historischen Merkwürdigkeit zurückgeht.

Hamburg.

Th. Mühe.

Denis Saurat, Blake and Milton. Bordeaux 1920, 74 S., Pr. 7.50 fr.

Diese Schrift ist als Nebenprodukt des großen Hauptwerkes desselben Verfassers (*La pensée de Milton*, Paris 1920) aufzufassen. Nachdem Saurat die Philosophie Miltons der eingehendsten systematischen Untersuchung, die sie je erfahren, unterworfen hatte, lag es ihm daran, die neuerrungenen Resultate bei einer Durchmusterung der englischen Dichtergalerie zu verwerten. Daß er dabei auf die vereinsamte, lange Zeit verkannte Gestalt Blakes geraten ist, nimmt den nicht Wunder, der mit

dem Künstler, Dichter und Philosophen der neuromantischen Frühzeit einigermassen vertraut ist. Verschiedene Tatsachen haben diese Wahl bewirkt. Erstens steht fest, daß Milton direkt unseren Mystiker beeinflusst hat. Ist doch eine seiner letzten, abstrakt allegorisierenden Dichtungen *Milton* genannt; *Paradise Lost*, *Paradise Regained*, der *Comus* und *Il Penseroso* hatten seine künstlerische Phantasie lebhaft beschäftigt und Bilder- und Illustrationszyklen hervorgerufen usw. Ja, Milton ist ihm eben keineswegs eine bloße literarische Tatsache geblieben; die Idiosynkrasie Blakes gestattete kaum je, daß ihm ein Interesseobjekt wurde, das ihm nicht in ein Interesse-subjekt, in einen organischen Teil seines subjektivsten Ichs sich verwandelte. Milton war einer der vielen längst abgeschiedenen Genien, die Blake in seinen Visionen besuchten; er wurde ihm auch eine von Blakes vielen Personifikationen eines bestimmten Prinzips. Wie z. B. *Urizen* das Feuer, der abstrakte Geist; *Tharmas* das Wasser, die konkrete Sinnlichkeit; *Urthona* die zeugende Erde; *Luvah* die Luft, die Liebe; *Los* das höchste Prinzip, die geistige Zeugungskraft usw., so war Milton in Blakes Ideenwelt als die dichterische Urphantasie verkörpert. Auch wo Milton nicht als eine der philosophischen Abstraktionen Blakes auftritt, ist er in ihm wirksam. Es sei mir erlaubt, nebenbei darauf aufmerksam zu machen, daß Blakes Deutung des gegenseitigen Verhältnisses von Gut und Böse in den Werken Miltons in vielen Hinsichten sich mit dem deckt, was ich in meinen Miltonstudien — wo mir die Werke Blakes noch unbekannt waren — ausgeführt habe (vgl. Introduction S. 35). In *The Marriage of Heaven and Hell* setzt zwar Blake das Gute als den reinen Intellekt, das Böse als den freien Impuls, durch Engel und Teufel versinnlicht, aber die höchste Form des Intellekts, die Intuition, ist ihm vom Impuls bedingt. So kehrt sich das Verhältnis von Gut und Böse um; Milton stehe deshalb, sagt Blake, unbewußt auf der Seite des Teufels; dieser sei der Verkünder neuer und höherer Wahrheiten und wenn in der genannten Dichtung der Gott des zwingenden Gesetzes und der Gewalt den Sohn des Feuers ins Meer hinabstürzt, erhebt sich dieser als der wirkliche Sieger wieder und tritt das Gesetz unter seinen Füßen. Wie Blakes Dichtungen nur ein ins Unendliche variiertes Thema bieten, so kehrt dieser Gedanke überall wieder: in *America*, wo das geknechtete

Europa dem freien Amerika gegenüber steht; in *Europe* und *Urizen*, wo Urizen der jüdische Jehovah, der Gott des Gesetzes ist, Orc das gährende Element, Satan das Prinzip des konkreten Begehrens.

Wenn wir also gedankliche Tendenzen von demselben Gehalt in Milton und Blake verfolgen können, müssen wir doch dessen eingedenk sein, daß wir sie in Milton sozusagen als unterirdische, unbewusste herauszuholen haben, während sie bei Blake eine völlig bewusste Rolle von Allegorien und Symbolen spielen. Wir können nur auf vereinzelte Stellen wie das bekannte "Each stair mysteriously was meant" bei Milton hinweisen, wo eine beabsichtigte Symbolik vorhanden ist. Bei Blake wimmelt es von Wörtern und Bildern, die symbolisch gemeint sind. Namentlich seine Gemälde sind deshalb schwer zu deuten. Die Sonne bedeutet z. B. dort den Intellekt, der Mond die Liebe; die kühn heraufspringende gotische Architektur versinnbildlicht etwa die künstlerische Phantasie usw. Wir haben wohl, glaube ich, hier den Ursprung der präraphaelitischen Symbolik zu suchen, nicht so sehr im Mittelalter oder bei Dante, wohin man es sonst geneigt gewesen ist zu verfolgen. Wenn uns in Holman Hunts „Light of the World“ das Kleid Christi, ohne Nähte und weiß, die katholische (im eigentlichen Sinne) Kirche bedeuten soll; die vier-eckige Spange das alte Testament, die ovale das neue Testament; die Äpfel den Fall; das wuchernde Unkraut und der Rost der Turnägel den langen Schlaf, aus dem Christus die Welt aufwecken soll; so geht wohl dies direkt auf Blake zurück und von ihm auf Böhme und Swedenborg, wo er sich vieles von seiner Mystik geholt hat. Wir müssen hier die Art Miltons und Blakes auseinander halten.

Um nun zur Schrift Saurats zurückzukehren, so hat er die Fragestellung vom Anfang an scharf ins Auge gefaßt. Er betont, daß Milton kein Mystiker sei; daß sowohl Milton als Blake als mächtige Anstrengungen der englischen Seele, von religiösem Dogmatismus sich zu befreien zu betrachten seien, Anstrengungen, die erst in Shelley als gelungen zu bezeichnen sind (S. 63). Ich glaube tatsächlich dasselbe gesagt zu haben wie Saurat — Saurat hat meine Schriften bei der Abfassung der seinigen nicht gekannt — wenn ich behaupte, daß Miltons geistige und religiöse Bestrebungen zeitlich bedingt seien, daß

vieles seinen Gedanken anlebe, was er selbst abgestreift hätte, wenn er ein Jahrhundert später geboren wäre.

Das Hauptgewicht legt aber Saurat auf die Tatsache, daß bei einer großen Ähnlichkeit der Temperamente Milton die Vernunft betont und die Beherrschung der Leidenschaften, Blake aber die Freiheit der Leidenschaften gegenüber der Vernunft. Auch hier ist es kaum möglich, ohne Hinweis auf Rousseau und den Geist der französischen Revolution zu wirtschaften. Es war ja die Zeit Godwins und Paines. Man braucht dabei gar nicht notwendigerweise an bewusste Entlehnung zu denken. Weist doch Saurat nach, daß manche Gedanken Miltons, die man erst in seiner *De Doctrina Christiana* vorfindet, die also Blake in seinen Dichtungen nicht bekannt sein konnten, oft Blakeschen Ideen entsprechen. Wir müssen offenbar auch hier, wie so oft sonst, mit der Tatsache auskommen, daß temperamentliche und zeitbedingte Ähnlichkeiten oder Identitäten ähnliche oder identische Gedankenvorgänge voneinander unabhängig zeitigen können.

Nach einer kurzen Einleitung handelt Saurat vom Leben und Charakter der beiden Dichter. Er enthält sich dabei des sonst leider gewöhnlichen Vorgangs, bei rein äußeren Umständen zu verweilen, um sogleich an die Hauptsache zu gelangen: Milton und Blake sind ebenbürtig in ihrem innerlichen Stolz, der eigentlich nur eine Äußerung ihrer extremen Ichsucht, Ichzentralisation, ihres Selbstgenügens war. Den geheimen Spuren des Wirkens dieses Selbstgenügens geht Saurat sehr scharfsinnig nach, und ich kann nochmals mit wahrem Vergnügen feststellen, daß er meine Gedanken über Milton, ganz unabhängig von mir bekräftigt. Saurat sieht ein, daß die Stellung des Christen Christus gegenüber als stets hilfebedürftig Milton theoretisch, aber nicht praktisch bekannt ist (S. 7; vgl. meine Bemerkungen zur Biographie Miltons); daß dies Selbstgenügen letzterhand aus den beiden Dichtern die wahren Helden ihrer Gedichte gemacht ("it is not God, or Messiah: it is Milton who is the conqueror of Satan, and the veritable hero of Paradise Lost", S. 8). Wie ich sieht auch Saurat in den maßlosen, leidenschaftlichen Angriffen auf Gegner Äußerungen dieser Selbstvergötterung Miltons (und Blakes). Darin sucht er auch die Erklärung ihrer metaphysischen Anschauung, ihres Pantheismus, der es forderte, an der Gottheit selbst teilzuhaben, und die Erklärung ihres Freiheitsdranges.

Der zweite den beiden Dichtern gemeinsame Zug war die Sensualität und das Betragen Weibern gegenüber. Miltons physische Leidenschaft, über die sonst so viel gefaselt worden ist, steht dem französischen Forscher fest. Und ganz mit Recht, m. E. Ich habe selbst in meinen Miltonstudien auf einige psychologische Züge verwiesen.

Als drittes Gemeingut endlich die Religion, das religiöse Interesse. Saurat bemerkt psychologisch sehr feinsinnig, daß Blake und Milton nicht nur von religiösen Gefühlen erfüllt, sondern trotzdem, und infolgedessen, große Feinde der Religion gewesen seien, Individualisten und Ketzer, denen Dogma und Disziplin, Kirche und Klerus tief verhaßt waren. Ihre Religion war auch intellektuell, rationalistisch und ästhetisch bedingt.

Saurat beobachtet aber eine große Verschiedenheit zwischen dem Sichselbstbehaupten Blakes und der Selbstkontrolle Miltons. Der letztere konnte seine Freunde wahren, der erstere nicht. Beide Dichter bekundeten eine ungeheure Verachtung der Autorität, aber Milton war doch gewissermaßen ein Wissenschaftler, während Blake bei den subjektivsten, auf grobe Unwissenheit begründeten Urteilen verweilte. Dies alles gehe darauf zurück, daß Milton der Vernunft, Blake der Leidenschaft gefolgt sei.

Das zweite Kapitel handelt von der direkten Beeinflussung Blakes durch Milton. Darüber ist schon oben etwas gesagt. Sie ist am deutlichsten in Vala und, natürlich, in Milton. Die Ähnlichkeit zwischen Urizen und Satan hat schon Beachtung gefunden, sie erstreckt sich bis auf mehrere Einzelheiten, wie die Begegnung Satans (Urizens) mit seinen Kindern, die Reise durch das Chaos, den Apfelgenuss, die Verwandlung Satans (Urizens) in eine Schlange.

Das zweite Kapitel stellt die Ethik der beiden Dichter dar und umfaßt die folgenden fünf Momente: Prinzipien, allgemeine Ähnlichkeiten, Moral als Freiheit, religiöse und politische Freiheit, Verschiedenheiten.

Beiden Dichtern ist die Ethik das Zentrale, und in der Ethik ist das Wesentlichste die eben genannte Auffassung von der Vernunft und der Leidenschaft. Es ist hier, wo vom Verhältnis von Gut und Böse die Frage ist, daß Blake auf die oben genannte Inversion dieser Größen kommt. Blake sagt: "Those who restrain Desire do so because theirs is weak enough to be restrained . . . The history of this is written in

Paradise Lost and the Governor, or Reason, is called Messiah . . . But in the *Book of Job*, Milton's Messiah is called Satan . . . It indeed appeared to Reason as if Desire was cast out; but the Devil's account is that the Messiah fell, and formed a Heaven of what he stole from the Abyss." Also eine identische Auffassung der dualistischen Natur des Menschen, aber die Auffassung des Verhältnisses der beiden Elemente bei Milton bedeutet eine Inversion des Verhältnisses bei Blake. Doch — und dies ist sehr wichtig, eine neue Bestätigung meiner Miltonauffassung — die Differenz ist größer theoretisch als praktisch. Die Persönlichkeit Miltons war eine äußerst leidenschaftliche, woher eine tiefe Sympathie mit der Leidenschaft, eine Sympathie, die von ihm selber kaum in ihrer vollen Ausdehnung verstanden wurde. Wir wollen es nicht vergessen, daß Milton das gesunde Verlangen des menschlichen Körpers vindizierte, weil der Körper aus der Materie geschaffen und die Materie ein Teil von Gott sei. Also, dachte er, ist das in der Materie inhärente Verlangen gut. Nun, ebenso wie Milton das Verlangen einräumt, tut Blake dasselbe gegenüber der Vernunft. Und in dieser Weise nähern sie sich von ethisch diametral entgegengesetzten Stellungen aus. Das Prinzip wird bei beiden: Die einzelne Persönlichkeit schreibt ihr eigenes Gesetz. "The rule of judgment will be the conscience of each individual" sagt Milton. Vgl. auch meine Bemerkungen zur Biographie Miltons. Im Fall sehen beide den Ursprung des Gesetzes. Milton glaubt an die Notwendigkeit des Gesetzes für die gefallen Menschen, aber sowohl er als Blake stimmen darin überein, daß für die Wiedergeborenen kein Gesetz da ist.

Die praktische Anwendung des Freiheitsprinzips fällt beiden hauptsächlich ins religiöse Gebiet. Haß gegen den Klerus und gegen die katholische Kirche vor allem einigte sie. Die politische Freiheit, von der Religion abgesehen, war ihnen sehr wenig. Siehe, was ich über die theoretischen Ausführungen Miltons von der politischen Freiheit des ganzen Volkes sage (Einl. XL ff.). Die Freiheit liegt beiden im Innern des Menschen; die innere Beschaffenheit bedingt die äußere politische Freiheit. Die Differenz, wir wiederholen es, war eine mehr intellektuelle als praktische; dem einen war der Wille die Leidenschaft, gewissermaßen, oder wenigstens das Verlangen; dem anderen die Vernunft, in gewissem Sinne.

Das vierte Kapitel behandelt den Fall und den normalen Zustand des Menschen. Für Milton war der Sündenfall "the subjection of understanding and will to sensual appetite, who from beneath usurping over sovereign reason claimed superior sway". Die verworrenen Mythen Blakes dagegen müssen wohl dahin gedeutet werden, daß ihm der Fall das Gegenteil war, d. h. die Herrschaft der Vernunft über das Verlangen, die Leidenschaft. Wie wir aber oben sehen, tritt bei Blake gewissermaßen ein Umschwung des Verhältnisses ein. Der höchste Intellekt war die Intuition, mit dem freien Impuls durchsetzt. In dieser Weise scheinen Blake und Milton noch in diesem Punkte zusammenzutreffen. Mit dem Fall hängt die Auffassung vom sexuellen Verlangen und vom Weibe zusammen bei den beiden Dichtern. Die direkte Folge des Falles im *Paradise Lost* ist fleischliche Lust. Damit aber verwirft Milton nicht das sexuelle Verlangen, sondern nur das egoistische, unnatürliche sexuelle Verlangen. Anderswo spricht er von "wedded love, founded in reason". Das ist Blake zuwider, der die Freiheit auch hier vindiziert. Im Großen und Ganzen stimmt er aber mit Milton überein, da ihm ebenso Laszivität zuwider ist. Eine weitere Seite von Blakes Weltanschauung kommt aber auch hier in Betracht, oft deren Einheit Eintrag tuend: sein Mystizismus mit dessen neuplatonischen, Jakob Böhmischen und Swedenborgschen Elementen. Die Materie war Milton gut, weil an Gott teilhabend; nicht so Blake: ihm war sie auch das neuplatonische Böse, das den Menschen von der reinen Ideenwelt herabzieht.

Die Auffassung des Weibes bei den beiden Dichtern ist die gleiche: die morgenländische bis zu einem gewissen Grade. Weiberherrschaft sei die Quelle allen Übels, darin stimmen sie überein. Andererseits repräsentiere das Weib Reiz, Schönheit, Leidenschaft, Milde usw., Begriffe, die als von hohem Werte, als Notwendigkeit im Leben anerkannt sind.

Das letzte Kapitel behandelt endlich die metaphysischen Ideen der Dichter: Inspiration, Dogma, Offenbarung, Gott, Pantheismus, Monismus, Wiedergeburt.

Milton wie Blake glaubte an die göttliche Inspiration als Erkenntnisquelle. Blake trieb dies viel weiter in seinem Glauben an die Visionen. Er identifizierte den Genius gewissermaßen mit Gott: "those who envy or calumniate great men

hate God, for there is no other God.“ Hier trifft Blake mit Milton zusammen, der glaubte, alle Menschen seien aus der Materie, die an Gott teilhabe, und daß Gott mehr in den großen Männern innewohne. Damit hängt der rationalistische Geist der beiden Dichter zusammen. Das Dogma ist ihnen keine absolute, unabänderliche Wahrheit, sondern den Deutungen der menschlichen freien Vernunft unterworfen. So sagt Blake: “I know of no other Christianity and of no other Gospel than the liberty both of body and mind to exercise the divine arts of Imagination.“ Milton sieht in Christus gleichsam ein Symbol der Vernunft, die in uns die Herrschaft besitzen soll. Er unterscheidet in dieser Weise gleichsam eine historische und eine symbolische Wahrheit, die in noch höherem Grade Blake geläufig werden. In der Tat, ihm ist die eine Wahrheit in der anderen enthalten und diese noch in einer anderen, zuweilen bis an die vierte Hülle. Diese Dichter, so verfolgt Saurat seine feinsinnige Darstellung, erstrebten lebendige Ideen, die nicht nur in Symbole umkleidet, sondern geradezu in lebendige Wesenheiten verkörpert werden sollten. Sie waren der Abstraktionen hinter der Vision gewahr, aber zugleich des Wunsches voll, diese Abstraktionen verwirklicht, verlebendigt, realisiert zu wissen. Diese Wesenheiten waren ihnen also nicht reine Allegorien, Symbole, poetische Bilder, Realisierung psychologischer Fähigkeiten, sondern transzendente oder vielmehr übernatürliche, ihrer Existenz bewusste Wesenheiten. Sie waren im Innern des Menschen repräsentiert von der Eigenschaft in uns, die ihr Wesentlichstes bildete. Für Milton war Christus der Intellekt in uns, aber er war auch eine historische Wahrheit außerhalb unser. Es ist m. E. klar, daß diese Doppeltsetzung ein Drittes mit sich führt: den Unglauben. Dieses Experimentieren mit Gottheiten belästigt endlich den Dichter als den wahren Gott, ihm selbst vielleicht unbewußt, sich selbst seinen eigenen forschenden Augen hinter längst überwundenen, hinfälligen, geschichtlichen Tatsachen zu entziehen suchend. Es sind rein gedankliche Experimente, die ohne eigentliches Glaubensbedürfnis in jedes beliebige Bekenntnis führen können, wie es denn auch geschehen ist. Wir finden in Milton eine Musterkarte der verschiedensten religiösen Anschauungen und Ansichten: Materialismus, Arianismus, Pantheismus, Anthropomorphismus, Arminianismus, Seelenmortalis-

Monismus oder Materialismus. Mensch und Tier, zumal Mensch und Ding, sind nicht verschieden: also keine Seele oder keine Verschiedenheit zwischen Seele und Körper. Sowohl Milton als Blake folgern daraus, daß alles unsterblich sei. Eine Differenz zwischen Körper und Seele gegenüber dem Tod existiert für Milton nicht. Er gehört wie gesagt zu den Seelenmortalisten. Bei den Dichtern ist der Tod nur ein vorübergehendes Ereignis.

Die Wiedergeburt ist das Aufgehen in Christus. Er inkarniert sich in die Seele der Auserwählten. Milton kennt Verdammte, Blake nicht. "The Greater Man", von dem Milton spricht, muß wohl in Übereinstimmung mit der Deutung Blakes von Christus als Kollektivbegriff gefaßt werden.

In einigen Schlußworten faßt dann Saurat das Resultat zusammen.

Das Verdienst dieser Schrift innerhalb ihrer Grenzen springt in die Augen. Die Umrissse von Miltons Philosophie, die sie bietet, sind von sekundärer Bedeutung nur in Anbetracht¹⁾ von Saurats großer Untersuchung dieses Gegenstandes, wovon anderswo ausführlich gesprochen werden soll. Die Konturen von Blakes Denken sind m. E. gut gewählt und richtig verfolgt. Es ist ein Umriss geblieben, aber ein Umriss, wo das Wesentlichste mitaufgenommen ist und der somit einen klärenden Überblick gestattet. Was aber diese Schrift besonders vorteilhaft auszeichnet, ist die Fähigkeit des Verfassers, unter Vermeidung mechanisierender Psychologie doch den psychologischen Zusammenhängen mit den systematisch-gedanklichen nachzugehen und durch inhaltlich und formell geniale Bemerkungen dem Leser klarzulegen.

¹⁾ Ich vermisste ein Literaturverzeichnis und ein Register!

Lund.

S. B. Liljegen.

[11. 12. 21.]

I N H A L T.

	Seite
I. Gepp, A Contribution to an Essex Dialect Dictionary	25
Thomas, An Introduction to the History of the English Language } (Horn) {	30
Jahn, Die mittellenglische Spielmannsballade von Simon Fraser (Fischer)	32
Vogel, Thackeray als historischer Romanschriftsteller (Mühe)	34
Saurat, Blake and Milton (Liljegen)	39

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

MAR 20 1922

MAR 20 1922
Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

XXXIII. Bd.

März 1922.

Nr. III.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Carl Schuchhardt, *Alteuropa in seiner Kultur und Stilentwicklung*. Mit 35 Taf. und 101 Textabb. Straßburg und Berlin, Karl J. Trübner [jetzt: Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger], 1919. XII, 350 S. 8°.

Der Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung der Berliner Museen hat nicht in stiller Gelehrtenklausur langsam und vorsichtig ein Handbuch der Vorgeschichte Europas zusammengeschrieben, das darauf ausginge, jede Kultur in der ganzen Breite ihrer Erscheinung darzustellen. Er hält sich, wie er im Vorwort es selbst ausdrückt, an die keimtragenden und stammbildenden Elemente dieser Kulturen und will Entwicklung, nicht Zustand schildern. Als Leiter oder Veranlasser zahlreicher Ausgrabungen und auf weiten Autoreisen, die ihn durch Altertumsmuseen und vorgeschichtliche Fundstätten Englands, Frankreichs, Italiens, nach Malta, Kreta, Athen, Volo, Saloniki und Belgrad führten, endlich durch einige während des Kriegs in Polen und Rumänien unternommene Erkundungen hat er seinen Gesichtskreis so erweitert und seinen Blick für die innere Verwandtschaft der gleichartigen, an weit auseinanderliegenden Plätzen aufgefundenen Kulturercheinungen so geschärft, daß er das Bedürfnis empfunden haben mag, die großen Züge der europäischen Kulturentwicklung, wie sie sich ihm darstellte, festzulegen, zumal da das Bild, das er gewonnen hatte, in manchen wesentlichen Punkten von

der verbreitetsten Auffassung der Vorgeschichtsforscher stark abweicht. So ist ein Buch entstanden voller Anregungen für den Fachgenossen und höchst anziehend, oft geradezu spannend für den nichtfachmännischen Leser. Trotzdem England darin eine ganz nebensächliche Rolle spielt, wird es wegen der Bedeutung, die das Werk für die allgemeinen Anschauungen über die Kultur von Alteuropa besitzt, erlaubt sein, auch in dieser Zeitschrift etwas ausführlicher darüber zu berichten und den Versuch zu machen, die Hauptgedanken daraus hervorzuheben oder wenigstens auf die Punkte hinzuweisen, an denen Schuchhardt von der landläufigen Meinung abweicht.

Sehr umstritten ist immer noch die zeitliche Begrenzung und Festlegung der einzelnen Perioden der Vorgeschichte. Neue Funde entziehen leicht mühsam erreichter Übereinstimmung der Anschauungen wieder den Boden. So stellen die vor einigen Jahren gemachten Ausgrabungen von Markkleeberg bei Leipzig die Datierung der Perioden vom Acheuléen bis zum Moustérien wieder in Frage. Die Geologen pflegen für die Dauer der Eiszeiten und Zwischeneiszeiten mit Jahrtausenden, ja Jahrhunderttausenden zu rechnen. Sch. hält die Berechtigung zu derartigen Ansätzen vom Auftreten des Menschen ab für fraglich, da die Entwicklung der menschlichen Werkzeuge vom Chelléen bis zum Magdalénien eine so organische und folgerichtige sei, daß man mit nicht viel höheren Zahlen als den für die geschichtliche Zeit geltenden rechnen möchte.

Im Palaeolithikum herrscht als Bestattungsweise die der liegenden Hocker in West- und Südeuropa, sie wiegt vor in Thüringen und an der Donau, fehlt aber völlig in den Megalithgräbern Norddeutschlands und Skandiaviens. Die bisherigen Erklärungsversuche ersetzt S. durch einen andern: Zu allen Zeiten suchte man den Toten so zu bestatten, als ob er schlief. Die Hockerstellung ist die Schlafstellung des Südens, auf bloßer Erde, ohne Bett, mit an den Leib gezogenen Gliedern, während im kälteren Norden im Bett gestreckte Lage Regel ist.

Palaeolithikum und geschichtliches Altertum mit einander zu verknüpfen, muß gestattet sein. Die Anknüpfungspunkte finden sich in der Bestattung (Hockerlage mit Rötelsbeigabe), in verschiedenen Schmucksachen, in den ältesten technischen Ornamenten, in der Haartracht der Frauen, im bloßen Gürtel der Männer. Wie sich diese Übereinstimmung erklärt, mag

die Zukunft entscheiden. Während ein scharfer Schnitt das ältere und das jüngere Palaeolithikum von einander trennt, führen vom letzteren starke Brücken zu den neolithischen und späteren Kulturen Nord- und besonders Südeuropas: in der Herrichtung und Verzierung von Stoffen, in der Darstellung von Tieren und Menschen, in der Bestattung, in dem aus dieser zu erschließenden Glauben an ein Jenseits und an höhere Mächte. Die Legende von einem gähnenden Zwischenraum zwischen älterer und jüngerer Steinzeit hat entstehen können, weil die in der Übergangszeit gebrauchten einfachen, bloß behauenen, kaum je geschliffenen Werkzeuge, unter denen Kernbeil und Walzenbeil im Vordergrund stehen, als solche nicht leicht erkannt werden und nur den geübten Augen gebildeter Männer auffallen.

Im Palaeolithikum tritt die Kultur erstaunlich gleichartig zur selben Zeit in weit entlegenen Gegenden auf. In der weiteren Entwicklung aber hat die Verschiedenheit des Klimas und des Bodens im Norden und Süden, im Westen und Osten sich geltend gemacht. Am auffallendsten geben die verschiedenen Kulturkreise sich in der Keramik zu erkennen. Sie ist in der Frühzeit ein Erzeugnis von örtlicher Beschränkung und spricht die heimische Sprache der vorgeschichtlichen Völker in gleicher Reinheit wie sonst nur Haus- und Grabbau; sie ist für den Geschichtsforscher das sicherste Hilfsmittel, weil sie am öftesten auftritt, während die anderen Schöpfungen sich nur unter besonders günstigen Umständen erhalten haben. Als erstes formengebendes Element liegt ihr der Flaschenkürbis zu Grunde. Spekulation, welche die Erfindung der Form, vom Materiellen absehend, rein der gottgegebenen Phantasie des Menschen zuschreibt, ist abzulehnen. Ein besonders lehrreiches Kapitel in der Geschichte der Töpferei bildet die Entwicklung der Untersätze. Flechtumhüllung, gelegentlich gänzliche Herstellung der Gefäße durch Flechtereie sind alt; das zeigen die palaeolithischen Ziermotive. Schliesslich kommt als Ersatzmaterial für Kürbisgefäße auch Leder in Betracht.

Westeuropa, zumal Frankreich, das klassische Land der menschlichen Kultur im Diluvium, spielt auch im Neolithikum und im Beginn der Bronzezeit eine besondere Rolle. Eigentümlichkeiten der Eiszeit setzen sich fort: Bestattung der Leichen in Hockerlage in Höhlen; runde Form der Häuser

mit Mittelpfeiler und nach deren Muster runde Grabanlagen; Ornamentik im Stil der palaeolithischen Textilkunst. Die Neigung für den Rundbau ist dem Westen bis auf den heutigen Tag verblieben. Dort fehlten die Seen, an denen sich die im Alpengebiet und im Norden verbreitete Pfahlbaukunst mit ihrem viereckigen Hausgrundrifs hätte entwickeln können. Im westeuropäischen Kreis scheint die Burg als befestigter Wohnsitz oder als Zufluchtsort in Zeiten der Not aufgekommen zu sein. Wenigstens fehlt diese in alter Zeit im nördlichen Kreis ganz und der Donaukreis dürfte sie vom Westen übernommen und dann weiter verbreitet haben.

In Höhlengräbern von Petit Morin überraschen einige rohe Bilder an den Wänden. Der ziemlich allgemeinen Auffassung, daß sie die geschmückte weibliche Grabgottheit, die Herrscherin im Totenreich, darstellen sollen, tritt S. entgegen. Es sind gar nicht alles weibliche Figuren, nur die unbewaffneten und die durch die Andeutung von Brüsten gekennzeichneten; die bewaffneten dagegen sind Männer. Das führt auf die ganz natürliche Deutung, daß vor der Tür des Grabes der oder die Verstorbene dargestellt sei, welche die Besucher der Stätte hier verehren wollten, eine Entwicklung analog derjenigen des Menhirs, eines hohen am Grabe stehenden Steins, der, zunächst wohl nur als Seelenthron gedacht, allmählich als Abbild des Verstorbenen aufgefaßt und mit menschlichen Gesichtszügen versehen wurde.

Für den Anglisten von besonderem Interesse ist S.'s Meinung über die beiden bekanntesten und bezeichnendsten Beispiele von runden Gräberplatzanlagen in England, Stonehenge und Avebury, die fast überall noch als unanfechtbare Sonnenheiligtümer gelten. S. glaubt, daß der sogen. „Altarstein“ ursprünglich aufrecht gestanden habe und der Menhir des Mittelgrabes gewesen sei und daß auch die um ihn in Hufeisen aufgestellten kleinen Kegelsteine, ebenso der nachher noch folgende volle Kreis aus ebensolchen Steinen Menhirbedeutung gehabt haben, daß dagegen der Trilitheukranz und der Pfeilerkreis, die jedesmal den Rücken der Menhirlinie decken, wohl nur als Einhegungen zu betrachten seien. Die von Stonehenge gegen Nordosten ziehende Feststraße, heute noch 400 m weit erhalten, habe nach einer Gabelung in einem Zweig zu einer heute noch erkennbaren Rennbahn geführt. Ob diese zu der

großen Nekropole gehöre, in deren Mitte sie liege, müßte sich durch eine Ausgrabung erweisen lassen (warum glaubt S., daß in England niemand auch nur auf den Gedanken kommen könnte, eine solche Untersuchung vorzunehmen?). Also nicht Göttertempel seien diese großen Kreisanlagen in England gewesen, sie hätten vielmehr durchaus der Bestattung und dem Totenkult gedient und erscheinen mit ihren stelenbesetzten Schachtgräbern auf der offenen Fläche als die um ein oder mehrere hundert Jahre älteren „Vorbilder“ (?) des Löwenrunds von Mykene.

Zwischen dem nordischen Kulturkreis Norddeutschlands und Skandiniaviens, die erst nach Beendigung der letzten Eiszeit offenbar vom Niederrhein, den Harzgegenden, Thüringen und Sachsen aus besiedelt wurden, und dem älteren westeuropäischen Kreis läßt sich eine Grenze erkennen, die von der Zuidersee durch die Provinz Overijssel auf Münster zu zieht und in den Grabanlagen durch die großen Steingräber (Megalithgräber, Hünenbetten) wie in der Keramik zu Tage tritt. Die Megalithgräber weisen zwei verschiedene Formen auf, die kleinen Dolmen und die großen Ganggräber; aus diesen letzteren habe sich sichtlich weiterhin durch Zusammenschrumpfen der Langkammer des Ganggrabes die langrechteckige Steinkiste und aus dem Dolmen das in Holz gebaute Einzelgrab unter einem Rundhügel entwickelt. Letztere Form, der eine schier unverwüsthche Lebensdauer eignet, erkennt S. noch im Beowulf, wenn dem Helden sein hohes Grab „gezimmert“ wird.

Im Hausbau nehmen die 1907 in der Nähe von Plön bei Meinsdorf aufgedeckten Häuser in Hufeisenform mit großem rundlichem Herd vor der Öffnung des Hufeisens eine interessante Sonderstellung ein. Die starke Mauer muß ein Kuppeldach, wohl aus Lehm, getragen haben. Die Häuser von Meinsdorf stehen mit dieser Form, wie vieles andere zu Beginn des Neolithikums im Norden, unter dem Einfluß Westeuropas. Diesen verrät auch die Nichteinbeziehung des Herdes unter das Hausdach, die der Sitte eines milderer Klimas entstammt.

Die neolithische Töpferei des Nordkreises ist ganz primitiv und zeigt klar, wie Formen und Verzierungen naturgemäß entstehen. Die ältesten Erzeugnisse verraten wieder Schule des Westens. Halbkugelige Schalen mit untergelegtem Boden

können ihre Abstammung vom Flaschenkürbis nicht verleugnen. Daneben aber lassen die straffen Formen und die sprechenden Verzierungen auf der Mehrzahl der Gefäße keinen Zweifel, daß die Kürbis- und Ledergefäße im Norden durch korbgeflochtene abgelöst worden sind und daß diese hauptsächlich das Vorbild für die beginnende Keramik abgegeben haben. Die Technik der Verzierungen ist der Tiefstich, bei weniger sorgfältiger Behandlung der Furchenstich. Sie ist nicht so weit verbreitet wie die Megalithgräber, zu denen sie gehört; zwischen Elbe und Weichsel findet sich an ihrer Stelle die sogenannte Schnurkeramik. Und auch auf ihrem eigensten Gebiet in Nordwestdeutschland verschwindet sie schon in der letzten Periode der Steinzeit wieder vor den Nachkömmlingen des alten westeuropäischen Lederstils.

Die in ihren Formen — dem für Fragen der Abstammung entscheidenden Element — von der Megalithkeramik ganz verschiedene Schnurkeramik hat sich besonders nach Süddeutschland und der Schweiz, wo aber im ganzen die Bandkeramik vorherrscht, ausgebreitet; sie ist dort bisher nur in Gräbern, nicht in Siedelungen festgestellt. Im Norden ist sie bis nach Dänemark und England gedungen. In England zeitigte sie in der Bronzezeit eine reiche Nachblüte, besonders in der Verzierung der im Westen schon heimischen geschweiften Becher.

In Mitteleuropa oder, nach der weiten Erstreckung gegen Osten richtiger ausgedrückt, im Donaukreis herrscht der reine Kürbisstil in der Bandkeramik, so geheissen, weil sie Bänder, nicht Linien zur Verzierung verwendet und zwar entweder in Ritzlinien, Spiral- und Mäandermuster oder in zu Schnüren zusammengefaßten mehrfachen punktierten Linien als Hinkelsteink Keramik (nach dem Fundort bei Worms). Die Funde des letzten Jahrzehnts haben eine beträchtliche Ausdehnung dieser beiden Gattungen von Keramik erkennen lassen, den Rhein hinunter ins Neuwieder Becken und durch die Eifel nach Belgien und von Böhmen durch Sachsen und Thüringen bis in die Harzgegend. Sie ist selbst auf einer dritten Entwicklungsstufe stark beeinflusst von der sogen. Rössener Keramik; in Großgartach ist der Übergang gut zu verfolgen. S. erkennt die einfache Bandkeramik für das östliche Süddeutschland mit Mähren und Böhmen als autochthon an und hält sie

im Gegensatz zu anderen Forschern für die Mutter, nicht für die Tochter der weiter östlich bis nach Rumänien auftretenden verwandten, aber entwickelteren Stile.

Auch dem nordischen Kreis ist nach S.'s Auffassung eine weite Ausdehnung bis in die Balkanhalbinsel und ans ägäische Meer beschieden gewesen. Am deutlichsten läßt sich dieser Vorstoß am Haus erkennen. Das nordische Haus ist rechteckig, zunächst einräumig mit dem Herd unter dem Dach, später mit Vorhalle an der einen Schmalseite. Dieser Typus findet sich ganz ausgesprochen in Thessalien, in Troja, Tiryns, Mykene innerhalb einer Kultur, die ursprünglich dem Rundhaus huldigt, wie sich denn neuerdings unter dem Megaronhause in Tiryns ein kolossaler, die Mitte der Burgfläche einnehmender Rundbau in einer 2 m tieferen Schicht hat nachweisen lassen.

Auch die Keramik spricht für Einfluß eines nordischen Kulturstroms auf den Südosten. Schnurkeramik und Rössener Stil erkennt man durch Südungarn und durch ganz Siebenbürgen wieder, und die Weichsel hinauf, den Dnjepr und Dnjestr hinunter bis zum schwarzen Meer, ebenso über das Ostalpengebiet die Drau und Sau hinunter durch Slavonien auf die Balkanhalbinsel sind diese Formen vorgedrungen. Der genauere Nachweis des Zusammenhangs bleibt der Erschließung von Serbien, Albanien, Makedonien vorbehalten. Vom Balkan aus teilt sich der Strom in einen Arm über die Insel Leukas nach Apulien und Sizilien und einen andern über Thessalien nach Boetien und Mykene. In Thessalien treten dabei Erscheinungen auf, die deutlich auf Einfluß der Mittelmeerkultur weisen.

Die Bronzezeit ist die Periode, wo das Wachstum der drei großen Kulturkreise schon ins geschichtliche Licht rückt. S. hält die lange verbreitete Meinung, daß die Bronze fertig nach Europa gebracht worden und Cypern die älteste Kupferquelle gewesen sei, für unrichtig; vielmehr habe Europa seine an verschiedenen Stellen vorhandenen Kupferlager schon frühe selbständig ausgebeutet. Wo die Mischung des Kupfers mit Zinn zur Bronze erfunden worden ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; wahrscheinlich sind die ersten Versuche in Cornwall gemacht worden, der einzigen Stelle, wo Kupfer und Zinn zusammen gefunden werden. In der Metallkultur

bleiben die alten Unterschiede zwischen West-, Nord- und Mitteleuropa weiter bestehen; doch treten jetzt stärkere Verschiebungen und Vermengungen von Einheimischem und Fremdem auf, in besonders interessanter Weise im Südosten, wo nordische und mittelländische Kultur zusammentreffen und den Boden für den klassischen Hellenismus bereiten. Es wird auch hier wieder aus Haus- und Grabbau, aus der Skulptur und der Geräte- und Gefäßbildnerei klar, daß das Mittelmeer nicht aus dem Osten, sondern aus der alten Kultur des Paläolithikums von Frankreich und Spanien seine Anregungen empfangen hat.

Bei Sabroso in Portugal und auf den Balearen finden sich regelmäßige Rundhäuser mit einem nach oben anschwellenden Mittelpfeiler, der als Träger von Steinplatten zur Gewölbestütze wird, also nicht, wie meistens geschieht, als Opfertisch aufgefalist werden darf. Aus ihm ist auch die merkwürdige und viel umstrittene kretisch-mykenische Säule, die oben dicker ist als unten, hervorgewachsen. Der vornehme Palast des Mittelmeeres, von dem uns die in Form eines Hausmodells gehaltene Schmuckdose von Melos einen Begriff gibt, ist nur eine Vervielfachung der alten einfachen Rundhütte. Später sind die einzelnen Räume rechteckig und das Kegeldach zum flachen Dach geworden. Auch die irrtümlich für phönizische Heiligtümer gehaltenen Bauten der Gigantia auf Gozo bei Malta — in Wirklichkeit sind es Palastbauten — lassen sich auf diese Grundform zurückführen. In der weiteren Geschichte dieses Grundrisses bleibt der offene Hof, um den die Wohnräume sich in Hufeisenform gruppieren und in dem ursprünglich unter freiem Himmel der Herd steht, kennzeichnend im Gegensatz zum nordischen Haus, daß den Herd unter das Dach zieht, um für die kältere Jahreszeit einen wohnlichen Raum zu schaffen. Mit Malta stimmt in der ganzen Anlage des fürstlichen Wohnsitzes Kreta mehr zusammen als mit Troja und Mykene. Kretas Kultur wurzelt eben im Westen, nicht im Norden. Auch der Kreta eigentümliche Kamares-Stil der Keramik, der aus Spiralen Knospen und Blätter kommen läßt, hat seine Vorstufen in Malta, aber seine Vollendung verdankt er Kreta und ist von dort nach verschiedenen Richtungen gewandert; mit Hilfe ägyptischer Funde läßt er sich zeitlich auf die Jahre 1900--1800 vor Christus festlegen.

Ägypten und Babylonien können nicht mehr als älteste Kulturländer der Welt, als Wiege der Menschheit gelten. Sie sind an Alter von den Höhlen von Laussel und Altamira weit überholt. Das Dogma von dem ganz auf sich selbst gestellten, aus sich selbst entwickelten Ägypten muß fallen gelassen werden, da es sich immer mehr herausstellt, daß manches in seiner Kultur an diejenige des westlichen Mittelmeers und das dieser zu Grunde liegende Paläolithikum erinnert. Auf den Ägypten vorgelagerten Inseln und auf dem griechischen Festland sind paläolithische Funde bisher auffallender Weise nicht gemacht worden. Darum muß wohl der breite afrikanische Nordrand als die Basis der ältesten Kultur des Mittelmeeres angenommen werden, wofür auch andere Anzeichen sprechen. In späterer Zeit verraten z. B. Scherben und Malereien in den Häusern mit deutlichem Binnenhof unter der XII. Dynastie und Amenophis IV. Einfluß Kretas. Sogar nordische Schwertklingen treten gelegentlich auf, eine z. B. mit der Königs-kartusche von Sethos II., also vom Ende des 13. Jahrh. v. Chr., und zu Anfang des neuen Reiches ein ganzer Streitwagen — heute im Museum von Florenz — mit Speichen, die mit dem in Ägypten nicht vorkommenden Birkenbast umwunden sind.

Die durch die Ausgrabungen von Bogasköi in Kappadozien belegte hettitische Kultur unterlag in vormykenischer, kykladisch-trojanischer Zeit einem merklichen Einfluß vom Mittelmeer her in Tracht und Ornamentik. Die Erkenntnis der Sprachforschung, daß die hettitische Sprache indogermanische Züge aufweise, vermag die Archäologie zu stützen mit dem Nachweis, daß nordischer Einfluß von der nördlichen Ägäis her gewirkt hat. Von sich aus dürfte die Archäologie freilich nicht wagen, dieses nordische Element dem indogermanischen gleichzusetzen.

Die Kultur der Etrusker bildet in Italien einen alten festen Block westmittelländischer Überlieferung mit eigenartigem Kern im Haus- und Grabbau, in Bestattung und Verehrung der Toten, in allerhand Besonderheiten des Lebens und Glaubens. Er ist von dem ersten etwa 2000 v. Chr. einsetzenden, in den Pfahlbauten Oberitaliens erkennbaren nordischen Zustrom, ebenso von dem zweiten in der vollen Bronzezeit erfolgenden unberührt geblieben. Auch ihre vorindogermanische und daher für uns bis heute unverständliche Sprache

haben die Etrusker sich in der italischen Umgebung unversehrt bewahrt, selber aber damit auf die italischen Mundarten stark eingewirkt.

Alle Kulturbewegungen von der Steinzeit bis zur römischen Periode, welche Südosteuropa erreicht haben, lassen sich in den neun übereinanderliegenden Schichten von Troja erkennen und darnach häufig näher bestimmen. In Mykene und Tiryns tritt uns die Kultur der griechischen Heldenzeit in ihrer ganzen Fülle vor Augen und gestattet uns, die verschiedenen Bestandteile, aus denen sie erwachsen ist, zu studieren. Wir können dem Verfasser nicht in die Einzelheiten des anziehenden Kapitels über diese Dinge folgen und geben nur seine Zusammenfassung über Troja wieder: „Wir sehen [Troja] zunächst besetzt von einem Volke kleinasiatischer Kultur. Hierzu treten dann Elemente aus dem Westen und anscheinend ein Herrenvolk aus dem Norden. Wir sehen [es] zunächst in engen Beziehungen mit Thrakien und Makedonien und begegnen noch in der zweiten Stadt einer für das Mittelmeer ganz neuen nordischen Hausform. Allmählich haben die Zuwanderer sich aber in die einheimische Kultur eingewöhnt und sie zu hoher Blüte gebracht. Die zweite Siedlung, die bedeutendste, die Troja erlebt hat, ist offenbar gewaltsam zerstört worden, und erst nach langer, leerer Zeit ist eine mykenische Burg erfolgt. Von da an bleibt die Verbindung mit dem griechischen Boden, abgesehen von dem kurzen Kimmerier-Intermezzo, bestehen ...“

Ägyptische Funde in Mykene und umgekehrt mykenische Funde in Ägypten lehren uns, daß wir die mykenische Kunst uns etwa in der Zeit von 1650—1200 v. Chr. blühend zu denken haben. Wenn zu Schliemann's Zeiten das Verhältnis von Troja zu Mykene als das von Mutter und Tochter erschien, so sieht man heute, daß beide sich stark unterscheiden. Mykene hat als Untergrund das Altmittelländische und ist vom kretischen Kamares-Stil beeinflusst. Nordischer Zustrom, der aber erheblich später erfolgt ist als in Troja (erst nach Troja II), hat ihm dieselbe Palastform gebracht wie Troja. Ausgebreitet hat sich die mykenische Kultur stärker nach Südosten als nach Westen, bis nach Cypern und Palästina, dem Land der Philister, die von Kreta kamen und mykenische Kultur mitbrachten. Die Meinung, daß der Ursprung der mykenischen Kunst auf Phönizien zurückzuführen sei, läßt sich nicht mehr

halten. Erst nach dem Verblühen der mykenischen Kunst haben die Phönizier etwa von 1100 ab eigenen Handel im Mittelmeer aufgenommen.

In den verschiedenen Schichten der homerischen Dichtung ist das Archäologische oft so handgreiflich verschieden, daß man von dieser Verschiedenheit aus an die Zergliederung der Ilias gegangen ist. Man kann nicht nur eine ältere mykenische und eine jüngere, schon griechische Auffassung unterscheiden, sondern innerhalb der mykenischen Partien nordische und alt-mittelländische Züge zu trennen versuchen. Die Würdigung von S.'s Beweisführung, die natürlich vielfach die subtilsten Fragen der Homerkritik berührt, muß den klassischen Philologen überlassen werden.

Zu dem aus den bis hierher ausgezogenen acht ersten Kapiteln gewonnenen Gesamtbild der Kulturentwicklung Europas fügen die noch folgenden vier Kapitel (9: die Bronzezeit in Nord- und Mitteleuropa; 10: Die Lausitzer Kultur; 11: Übersicht über die Weiterentwicklung [bis zur Völkerwanderung und Wikingerzeit]; 12: Schlufsbetrachtungen) kaum mehr einen wesentlichen Zug hinzu. Sie dienen durchaus der Absicht, die Überzeugung, daß die europäische Kultur nicht vom Osten, sondern vom Westen ausgegangen sei, zu festigen. Im einzelnen bringen auch sie manche von den verbreiteten Anschauungen abweichende Meinungen zum Ausdruck. S. hat immer an der Diskussion temperamentvoll teilgenommen und zeigt sich auch jetzt wieder als gewandter Fechter, besonders auch in der Beurteilung der Lausitzer Kultur. Den von Kossinna für das Ende derselben vorausgesetzten Bevölkerungswechsel läßt S. nicht gelten. Es ist aber zu bezweifeln, ob sein Vertrauen, daß die Lausitzer Kultur die uralte suebische, in Tacitus' Erzählung von den Semnonen geschilderte sei, allgemein geteilt werden wird.

Im elften Buch weist S. darauf hin, daß mit der jüngeren Bronzezeit, die in Deutschland Hallstattzeit heißt, ein neuer reger Kulturaustausch beginnt und daß der Norden, der früher der gebende Teil war, jetzt vom Süden mancherlei Gegengaben empfängt. Das Donaugebiet steht in regem Verkehr mit Italien und wirkt nach Osten bis an den Kaukasus, nach Südosten noch einmal besonders stark auf Griechenland. In Spanien und Frankreich stellen Hallstattfunde etwas Neues gegenüber

dem Einheimischen dar, eine erste von Osten her ausgeführte Eroberung, die keltische. Die Hallstattkultur hat man früher von der im athenischen Gräberfeld am Dipylon vertretenen Kultur ableiten wollen. Das ist nach S. eines der heikelsten Probleme der griechischen Vorgeschichte. Er meint, die Dipylonkultur habe beträchtlich viel Verwandtschaft mit der hallstattischen, aber sie unterscheide sich von dieser durch das Fehlen der großlinigen Vertikal- und Kreuzbandführung und der Spiral- und Buckelverzierung; beide werden wohl auf eine gemeinsame Wurzel irgendwo im Norden oder Nordwesten der Balkanhalbinsel zurückgehen.

Wir überspringen die Latène- und Römerzeit und erwähnen aus dem Abschnitt über die Völkerwanderung die Erklärung für die Entstehung der frühgermanischen mit Flechtbändern oder sonstigen Bandverschlingungen verzierten und mit leuchtenden roten Almendinen besetzten Bronze- und Goldschmucksachen, deren Bandgeschlinge oft in groteske Tierandeutungen auswachsen. Diesen Stil sollen die Goten in Südrussland kennen gelernt, sich angeeignet und auf ihre Wanderungen über ganz Europa mitgenommen haben. Dieser gotisch-fränkischen Kultur gegenüber haben sich die Sachsen in Nordwestdeutschland zurückhaltend benommen. In der Politik waren sie rühriger. Ihre kühnen Eroberungszüge lassen sich an der Verbreitung der sächsischen Keramik verfolgen, die wir sporadisch in der Gegend von Mainz, in größerer Menge in Westfriesland, auf einem Strich an der Südwestküste von Norwegen und besonders reichlich auf den ersten angelsächsischen Friedhöfen in England antreffen.

Im Schlußkapitel erörtert S. die Frage, ob die festgestellten nordischen Zuströmungen in die alten Mittelmeerländer sich nur archäologisch erkennen lassen, bloße Kulturwanderungen sind oder auf Völkerverschiebungen beruhen. S. hält das letztere für richtig. Die Kulturträger des Nordens seien die Germanen, die der Donauländer die Kelten. Italien und den Westen hätten allein die Kelten indogermanisiert, die Vorfürst die Donau hinunter und nach dem Balkan aber hätten sie mit Unterstützung der Germanen gemacht. Die sprachlichen Zusammenhänge, auf denen er fußt, stehen aber nicht überall sicher fest, z. B. ist kaum allgemein anerkannt, daß das Tocharische mit dem Keltischen besonders nahe verwandt sei.

Das Bedenken, daß man von Kultur nicht auf Volk und Staat oder gar auf Rasse schließen dürfe, sucht S. zu entkräften. Mit der Meinung, daß heute die Volksgemeinschaft etwas zu einseitig nach der Sprache beurteilt werde, hat S. wenigstens hinsichtlich Deutschlands gewiß Recht. Das Beispiel des Elsasses scheint aber dabei nicht glücklich gewählt; denn die große Masse der Elsässer hat auch während der Zugehörigkeit zu Frankreich ihre alemannische Mundart überhaupt nie aufgegeben, höchstens noch daneben Französisch statt Schriftdeutsch gesprochen; bei ihnen hat sich also die Sprache gleich zäh wie die Kultur erhalten und das wird hoffentlich auch in Zukunft unter den erschwerenden Umständen so bleiben. Überhaupt scheinen die sprachlichen Teile von S.'s Aufstellungen unvollkommen, schon deswegen, weil er den asiatischen Zweig der Indogermanen bei seinen Betrachtungen außer Acht gelassen hat.

S. glaubt sicherlich mit Recht, daß, wenn die Hauptgedanken seines Buches Anerkennung finden, verschiedene Gebiete durch Umstellung ihrer Gesichtspunkte daraus Nutzen ziehen und auch von sich aus wieder der archäologischen Betrachtung helfen können. Hoffentlich geht auch sein Wunsch in Erfüllung, daß alles so sachlich genommen werden möge, wie es entstanden und vorgetragen sei.

Bern, 12. Dez. 1921.

Gustav Binz.

The Old English Elene, Phoenix, and Physiologus, edited by **Albert Stanborough Cook**. New Haven: Yale University Press 1919. XC + 241 S. 17 sh.

Da diese schöne und wertvolle Ausgabe wegen des hohen Preises manchen Anglisten unzugänglich sein dürfte, wird es sich empfehlen, eine kurze Übersicht über den wesentlichen Inhalt der Arbeit zu geben. Rücksichten auf den Raum verbieten jedoch ein vollständiges Einzelreferat, und ich muß mich in der Hauptsache auf Texte, Anmerkungen und Glossar beschränken.

Die Ausgabe enthält eine ausführliche Einleitung (S. VII—LXXXIX), Texte, Anmerkungen (S. 85—139), Bibliographie (S. 141—150), Glossar (S. 151—239). Die Bibliographie ist

sehr inhaltreich, verzeichnet aber nichts später als 1915 Erschienenes. So sind z. B. die folgenden Beiträge nicht berücksichtigt worden: Schücking, Untersuchungen zur Bedeutungslehre der ae. Dichtersprache 1915; desselben Aufsatz: Wann entstand der Beowulf? (Beitr. 42, 1917), Kern, E. St. 51, 1 ff. (zu El. 35 f., 401 ff. etc.), Holthausen, ib. S. 183 (zu El. 533 f., 1239), Kock, Jubilee Jaunts and Jottings 1918, die wertvolle Beiträge besonders zu Elene bieten, und desselben Interpretations etc. Anglia 42 ff. Im Abschnitt über den Physiologus vermisst man Manns Der Bestiaire des Guillaume le Clerc (Frz. St. VI, 2), wo die lateinischen Redaktionen des Physiologus zum ersten Mal klassifiziert werden und eine lateinische Version veröffentlicht wird, die früher einem Kloster in Gloucester gehörte.

Die hauptsächliche Bedeutung der Ausgabe liegt nicht in neuen Beiträgen zur Herstellung und Interpretation der Texte. Den Schwerpunkt bilden die inhaltreichen und von erstaunlicher Belesenheit zeugenden Einleitungen, und in den Anmerkungen vor allem die Parallelen aus anderen ae. Denkmälern oder aus sonstiger einschlägiger Literatur (Patristik, geographischer Literatur, Reisebeschreibungen usw.), die ausgiebig herangezogen werden.

Sehr ausführlich behandelt der Herausgeber die Elenelegende, deren Entwicklung an der Hand einer chronologischen Übersicht der wichtigsten Urkunden klar dargestellt wird. Sehr eingehend ist die Einleitung zum Phœnix. Cook bietet nicht nur eine sehr interessante Darstellung der Phœnixsage u. dgl. Er behandelt auch ausführlich die Frage nach der Verfasserschaft des lat. Gedichtes *De ave Phœnice*,¹⁾ das bekanntlich teilweise die Quelle des ae. Gedichtes ist. Er kommt zu dem Ergebnis, daß "the arguments in favour of Lactantius' authorship are convincing, if not overwhelming". Im Abschnitt über Lactantius folgt er besonders Brandt.

Besonderes Interesse kann die Einleitung zum Physiologus beanspruchen. Cook ist der Ansicht, daß die drei Teile (Panther, Walfisch und Rebhuhn) einen kleinen Physiologuszyklus bildeten, also nicht Bruchstücke eines vollständigen

¹⁾ Das lat. Gedicht wird unter dem ae. Text abgedruckt und eine Übersetzung ins Englische (von Ella Isabel Harris) wird S. 124 ff. mitgeteilt.

ae. Zyklus ausmachen. Der Panther enthält eine allgemeine Einleitung, und das dritte Stück (wahrscheinlich Rebhuhn) endet mit *Finit*.

Während die besonderen Einleitungen zu Panther und Rebhuhn ziemlich kurz sind, ist diejenige zum zweiten Stück umso umfang- und inhaltreicher. Die Sage von dem gewaltigen Seeungeheuer, das von Seefahrern für eine Insel gehalten wurde, setzt Cook in Zusammenhang mit einer bekannten antiken Erzählung von einer gefährlichen Insel (jetzt Ashtola genannt und an der Küste von Beludschistan gelegen), von der erzählt wurde, daß von ihr niemand zurückkehre. Später entwickelte sich die Auffassung, daß was für eine Insel gehalten wurde, tatsächlich ein Seeungeheuer war, das mit den Seefahrern, die ans Land gegangen waren und Feuer angemacht hatten, in die Tiefe hinuntertauchte. Orientalische Parallelen werden herangezogen. Nach Cook war das Seeungeheuer nicht als Walfisch, sondern als Schildkröte gedacht. Diese Auffassung wird eingehend begründet. Es wird z. B. darauf hingewiesen, daß riesengroße Schildkröten bekannt sind, daß die Insel Ashtola eben von gewaltigen Schildkröten bewohnt wird, daß das Tier in griechischen Versionen *ἀσπίδοχελώνη* heißt, und daß die lat. Version die Übersetzung *aspido testudo* gebraucht.

Betreffs der Frage, wie das Vercellibuch nach Italien gekommen ist, hält Cook seine frühere Ansicht aufrecht, nach der es vom Kardinal Guala, der 1216—18 in England war und nach seiner Heimkehr ein Kloster in Vercelli gründete, mitgebracht wurde.

Als Abfassungszeit für die Elene wird in Übereinstimmung mit der gewöhnlichen Ansicht die zweite Hälfte des 8. oder möglicherweise der Beginn des 9. Jh. angesetzt. Einen terminus post quem biete vielleicht die Stelle 1206—12, die möglicherweise von Bedas Hist. Eccl. 4, 3 angeregt worden sei.¹⁾

¹⁾ Beda 4, 3: "admonuit eos ut virtutem dilectionis et pacis ad invicem ... servarent; instituta quoque disciplinae regularis, quæ ... ab ipso didicissent, et in ipso vidissent, ... indefessa instantia sequerentur". In der ae. Übers.: "Monade hē hēo ... pæt hēo *betwēonan* him pæt mægen *lufan ond sibbe* ... geornlice hēolde; ond pā gesetenesse ... pē hƿ from him geleornodon ond on him gesēgon ... pæt hēo pā ... læsten".

Was Phoenix und Physiologus betrifft, ist Cook geneigt, sie Cynewulf zuzuschreiben, betrachtet jedoch als möglich, daß der Physiologus von einem Schüler oder Nachahmer Cynewulfs herrührt.

Texte.

Cooks Text von der Elene weicht nicht wesentlich von demjenigen Holthausens ab. Ich verzeichne hier die wichtigsten von diesen Abweichungen. Das zwischen Klammern stehende stellt Cooks eigene Vorschläge dar.

Die Versteilung ist verschieden: Z. 79 (Constantinus, heht þe cyning engla), 212 (þa wæs Cristes lof þam cāsere), 1051 (siððan Elene heht Eusebium). In allen drei Fällen ist Holthausens Einteilung offenbar richtig.

Z. 140. *darodus flugon* statt *darodæsc flugon* der Hs., was von H. behalten wird und besseren Vers gibt. — 239. *earhgeblond* (so Hs.); H. streicht das *h*. — 251. *sæwarode*, statt *-fearode*. — 313. *snyttro ge[ceos]aþ*. — 369. Cook behält *wiðroten* der Hs. — 380. *ālesen[ra]* statt *ālesene*. — 531. *giddum frod*. 531 b. *cunn[iað]*. Dies gibt besseren Sinn aber weniger guten Vers als *cunnon* der Hs. Ob nicht eher *cyðað* einzusetzen ist; vgl. 607. Die Änderung erscheint vielleicht gewagt, aber Z. 535 endet mit *cunnon*, und das kann den Fehler veranlaßt haben. — 578. *bæl fornimeð*. H. *bælsfyr nimeð*, was richtigen Vers gibt. — 580 f. Cook liest *þæt eow seo leasung sceal æwended weorðan*. Einfacher wäre *þæt eow þæt leas scyle* (*þæt* = 'damit'). — 608. *hwæt ðū þæ[ra] þinga þafian wille*. Es scheint mir nicht selbstverständlich, daß hier geändert werden muß. — 610. *[cwealm]geniðlan*. Cook glaubt *rex* der Hs. steht für *nex*. — 616. In der Anmerkung wird die Lesung *wið hungre tō hlēo* vorgeschlagen. — 624. *radorcyninges beam*. — 629. *hyht swa m[ærne]*. — 631. *giþ* statt *gē*. — 699. *healsie* 'adjuce' (H. *halsie*). — 756. *Hē sceal* wird behalten. — 783. *þurh ðā beorhtan [mægð]*. — 791. *þæt [ðū] mē þæt goldhord*. — 852. *[ā]hangen wære*. — 979. unverändert. — 1026. *besettan* statt *besetton*. — 1107. *ēðigean* wird behalten: 'rise, show oneself'. — 1237. *fæge hūs* statt *fæcne hūs*. — 1238. *wordcræft[e]*. — 1239. *hreodode* 'sifted'. — 1248. *begēat* zu *begeotan* nach "exultationem infundis" Tob. 3, 22. Aber der Reim erfordert doch *begeat* oder eher *begæt*.

Beiläufig möchte ich vorschlagen, daß Z. 17 *wraece* zu *wraþe* oder *wraþe* zu ändern ist. In diesem Fall wird *werþeodum tō wraþe* parallel zu *mannum tō hrōðer*. Der handschriftliche Text ist so oft verderbt, daß die Änderung nicht kühn ist. Z. 56 ff. (*Cyning wæs āfyrhted, egsan geāclad, siððan eþeodige Hūna ond Hrēða here, scēawedon* erinnert an Beow. 130 ff. (*æðeling ær-gōð unblīde sæt. . . þegn-sorge drēah, syððan hie þæs laðan last scēawedon*). Vielleicht ist *scēawedon* beizubehalten. — 1245 kann wohl *bitrum* beibehalten werden und als Plur. von einem Subst. *bitru* aufgefaßt werden; vgl. *bisgu* u. dgl., auch *sūsle* gebunden Z. 772. Alle die parallelen Stellen haben ein Subst. im Dat. Pl.: *weorcum fāh, synnum asæled, sorgum gewæled, bitrum gebunden, bisgum geþrunen*. Man kann auch mit Kock, Anglia 44, 108, *bitrum* als Attribut zu *sorgum* auffassen.

Zur Auffassung der einzelnen Stellen bemerke ich folgendes:

Z. 28. *wel-rūn* wird mit 'secret hope of carnage' übersetzt. — 31. *ofer (burglocan)* 'against'. Natürlicher scheint mir 'überall in' oder 'überall von'. — 86. *hreðerlocan onspeon*. Nach *ferhðlocan onspeon* Jul. 79 erwartet man eher eine Bedeutung 'er sprach' oder dgl. als 'er atmete wieder auf' oder dgl. Dies ist möglich, wenn man die Worte als Parenthese auffaßt und auf den Engel bezieht: 'er hatte gesprochen'. — 93. *fier* (mit kurzem æ) 'Krieg'. — 127. *frīðelease* wird mit 'savage, barbarous' übersetzt. — 436 ff. sind unklar. Die Worte 441 ff. müssen an Judas gerichtet sein. Im lat. Text heißt es: "Zachaeus autem, avus meus, praenuntiavit patri meo, et pater meus, cum moreretur, adnuntiavit mihi dicens". Die von Cook aufgenommene Textherstellung Holthausens (von Z. 439) kann deshalb kaum richtig sein. — 920. *herigean* wird als *hergan* 'loben' aufgefaßt. — 1063. Cook scheint æ *Hælendes* als Übersetzung von *Cyriacus* aufzufassen. In diesem Falle empfiehlt es sich wohl *Nama wæs gecyrrred . . . on þæt betere forð* als Parenthese aufzufassen. — 1135. *wira gespon* 'the nails'. Das ist kaum richtig. *Ofer wira gespon* ist wohl parallel zu *ofer hlēor* Z. 1133. — 1260. *æppled gold*. Cook widmet diesem Ausdruck eine lange Erörterung und meint, wir haben hier möglicherweise "early examples of the pomander-case or something like it".

Zum Phœnix sind nur wenige Bemerkungen zu machen.

Von Textbesserungen erwähne ich die folgenden. Z. 148. *hearwes biġenga*[n]. — 337. *siġað* [of] *siðwegum*. Die Änderung ist nicht notwendig. Vgl. *farað foldwegum* Pn. 51. — 356. *hū his gecynd bið* statt *gecynde* der Hs. Die Änderung gibt schlechten Vers. Gewiß gab es ein ae. *gecynde* n. — 420. *oþþæt* [hine] *Wuldorcyming*. — 424. *lārēowas* statt *leorneras*. Aber *leornere* bedeutet doch auch 'scholar' (*Beda sē leornere* etc.). — 425. *Geworitum* statt *writu* ist nicht eine notwendige Änderung. *Geworitu* ist gewiß besser als *writu*. — 511. *Anwalda* statt *Anwald*; *eal* wird zum zweiten Halbvers gezogen. *Anwald* kann aber gewiß 'der Allmächtige' bedeuten. — 668. *meritare* statt *merueri*.

Zu 25 b. bemerke ich, daß der Halbvers *ne þær hleonað oo* zu kurz ist. Entweder kann statt *oo* etwa *ōwer* gelesen werden, oder besser wird *hleonað* gelesen. Dies ist als Ableitung von *hleō* 'Schutz' aufzufassen; vgl. *sætnian* 'im Hinterhalt liegen' zu *sæt*. *Hleonað* sb. Gu. 222 wird im Suppl. zu Bosworth-Toller als Ableitung von *hleō* betrachtet. *Hleonian* bedeutet etwa 'versteckt sein, lauern'. — Kaum richtig führt Cook *þeceð* 216, *ad þeceð* 365 zu *þeccan* 'bedecken'. Besser wohl *þeccan* 'verbrennen'. — In 240 wird *bræd* als ae. *bræd* 'Fleisch' aufgefaßt. In der Anmerkung wird jedoch Verwandtschaft mit *gebrēdad* 372, *gebrēdade* 592 als möglich angedeutet. Die letzteren werden von einem *gebrēdian* 'restore, regenerate' abgeleitet.

Zum Physiologus.

Panther 2 b. [*þāra*] *þe wē æþelu ne magon*. Dieses kann kaum richtig sein. Eine Änderung ist unnötig. Vgl. Kock, English Relative Pronouns § 117. D., der *þe* als den Genetiv vertretend auffaßt. Will man ändern, ist eher *þe wē hira æþelu ne magon* zu lesen. — 9. *wrætllic[um] gecynd[e]* 'a marvellous species'. — 14. *cýþa[ð]* statt *cýþan*.

Whale 13. *gehýd[i]að* statt *gehydað*. *Gehýdian* soll 'mit Riemen (eigentlich mit Häuten) binden' bedeuten. Dieselbe Auffassung finde ich in Bosworth-Toller (Suppl.). — 15. *s[æ]lað* statt *sellað*. — 22. *ælað* wird beibehalten. — 31. *scinn[en]a* statt *scinna*. — 40. *hringe* soll 'domain, province' bedeuten. —

73. [æd]wylme statt edwylme. — 79. þā [þe] þær in *cunad*. Änderung kaum nötig.

Das Glossar ist eine mustergültige Leistung, und zeichnet sich durch Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und treffende Übersetzungen aus. Nur einige wenige Bemerkungen seien hier gemacht.

forswelan ist wohl eher mit kurzem als mit langem *e* anzusetzen. — *gefrige* n. Unter dieser Form wird *gefreogum* angeführt. Wahrscheinlicher ist m. E. *gefrig* n. oder *gefregu* f. — *glæd*. Cook schreibt immer *glæd*, *glād*. Es ist wohl doch nicht sicher, daß das Wort immer langen Vokal hatte. So viel ich sehen kann, ist langer Vokal nur in der Bedeutung 'glänzend' bezeugt. Diese Bedeutung hat das Wort sicher Ph. 92, 289, 303. Auch Ph. 593 (in *þām glādan ham*) ist diese Bedeutung möglich und wird von Grein-Köhler angenommen. Die Formen *glæd*, *glād* sind nicht ganz leicht zu erklären. Urg. **glæða* hätte nur Formen mit ae. *æ* ergeben sollen; Formen wie *glādum*, *glādan*, *glādest* können kaum lautgesetzlich auf urg. Formen mit *æ* zurückgehen. Wenn wir nicht eine sonst unbekannte Dehnung von ae. *æ*, *a* annehmen wollen, ist der Schluß kaum zu umgehen, daß *glādum* u. dgl. von einem Abschreiber statt *glædum* etc. eingesetzt worden sind. Vermischung von *glæd* und *glæd* ist leicht zu verstehen. — *ingemynde*. Die Übersetzung 'impressed' ist kaum ganz zutreffend. — *ryp* m. 'reaping'. Die Form ist zweifelhaft. Entweder *rip* n. oder vielleicht *ripe* m. — *stāngripe*. Unter dieser Form steht *stāngreopum* El. 824. Die Grundform ist gewiß *-gripa* oder *-gripu*. *Gripe* bedeutet 'clutch', 'Griff', nicht 'handvoll'. Auch in *stāna gripe* Sal. 76 hat *gripe* die Bedeutung 'clutch'.

Lund.

Eilert Ekwall.

F. Liebermann, Ort und Zeit der Beowulfdichtung. Aus den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse. 1920. S. 253—276.

Die vorliegende bedeutsame Untersuchung beschäftigt sich vornehmlich mit der Abfassungszeit des Beowulfepos und wurde wohl teilweise durch Schückings Aufsatz Wann entstand der

Beowulf? veranlaßt. Aber dazu wird betreffs des Entstehungsortes des Epos eine ganz neue Hypothese aufgestellt und begründet.

Der Verfasser lehnt bestimmt Schückings auffallend späte Datierung des Epos (um 875) ab. Nach seiner Meinung spricht kein historisches Kriterium für eine Abfassungszeit nach 725. Er hebt hervor, daß der Dichter Altertümer heidnischer Kultur nicht in archäologischem Interesse darstellt. Das Epos kennt genau die Geschichtssagen der westlichen Ostsee im 4.—5. Jahrhundert, nichts aber von Ereignissen, die später als der Wanderzeit der Angelsachsen sind, was darauf deutet, daß der gesamte Stoff mit den Angelsachsen nach Britannien wanderte. Die Geschichtssagen werden vom Dichter als dem Publikum geläufig vorausgesetzt. Ein so gutes Gedächtnis dürfen wir der bloß mündlichen Überlieferung eher für ein bis zwei als für drei Jahrhunderte zutrauen. Der starke Rest von Heidentum und heidnischer Weltanschauung beweist, daß der Dichter geistlicher war, frühe Abfassung. Der Dichter beschreibt mit sichtbarem Interesse die von der Kirche ausdrücklich verbotene heidnische Totenbestattung. Gott ist der allmächtige Schöpfer, Himmelskönig, Siegeshelfer, nicht mild verzeihender Tröster oder Beschützer der Schwachen. Das Schicksal steht bisweilen neben ihm als unabhängig.

Auffällig wäre bei später Abfassungszeit, daß der Dichter nie von Verschiedenheit der Nordleute in Sprache, Sitte etc. von Franken, Anglo-Friesen usw. spricht. Dagegen mag ein Engländer um 725 vielleicht niemals einen Nichtengländer erblickt, und einen solchen als dem Landsmanne gleichartig vorgestellt haben. Auch paßt die gesellschaftliche Verfassung im Beowulf eher zu 725 als zu 875. Der König ist z. B. noch Kriegerfürst. Ealdormen und Gerēfan werden nicht erwähnt. Die Gefolgschaft des Königs, nicht die Landwehr führt den Krieg. Beim Königshofe werden des Königs Priester, Truchsefs, Kämmerer, Schatzmeister, Stallmeister nicht erwähnt. Es ist nie die Rede von Schreibwesen, Urkunde oder Büchland. Die Spielmannskunst wird noch bei Hofe, für und von Fürsten, ja Königen, geübt. Fürstinnen nehmen am Trinkfest teil; a. 955 bleibt die Königin dem Krönungsfest fern. Eine vom Wehrgeld abgesonderte Mannenbusse fehlt. Die ganze Sippe trägt noch die Gefahr der Blutrache. Gold wird

oft erwähnt, nie aber das Silber, das doch in ags. Zeit als Zahlungsmittel das Gold fast ganz verdrängte.

Der Verfasser stellt die Hypothese auf, daß das Epos vielleicht am Hofe der Cuthburg, Schwester König Ines von Wessex, Königin von Northumbrien und später Äbtissin von Wimborne, gedichtet wurde. Cuthburg war mit dem Gelehrten Aldfrid (685—705) vermählt, schied sich aber von ihm, um ins Kloster einzutreten. Der Verfasser setzt bei ihr literarische Interessen voraus; es gibt wenigstens einiges, das darauf deutet, daß sie von weltlichen Neigungen nicht frei war. Er denkt sich weiter als möglich, daß der Beowulfdichter, in Südengland geboren, um 690 die Cuthburg nach Northumberland begleitete, wo er von northumbrischer Poesie Anregung empfing. Aus diesem Aufenthalt im Norden erklären sich die northumbrischen Züge in der Sprache des Epos.

Diese Hypothese mag etwas willkürlich aussehen, hat aber gewiß etwas für sich. Die Geaten gelten bei Alfreds Hofe irrig für Jüten, wie aus der Bedaübersetzung hervorgeht, die Bedas Iutæ mit Geatas übersetzt. Die Jüten besiedelten ja aber einen Teil von Hampshire, und wurden deshalb später bisweilen (z. b. von Asser) mit Westsachsen identifiziert. Ein westsächsischer Dichter konnte also Beowulfs Geaten für Westsachsen halten. Weiter konnten gewisse Namen der westsächsischen Stammtafel (z. B. Scyld, Heremod, aber besonders Geata, der die Stammtafel einleitet) die Teilnahme der Dynastie von Wessex am Beowulf und den Geaten erwecken. Auch war ein Ingeld Urgroßvater von Egberht, dem ersten Monarchen Englands, und Ingeld hieß ein Bruder Cuthburgs. Dies erklärt vielleicht, warum die Ingeld-Episode eingeschoben wurde. Ebenso kann die Aufnahme der Offa-Episode dadurch veranlaßt worden sein, daß ein Sohn oder Stiefsohn Cuthburgs Offa hieß.

Die schwerwiegenden Argumente des hervorragendsten Kenners der ae. Kulturgeschichte gegen eine späte und für eine frühe Datierung des Beowulfepos werden nicht leicht entkräftet werden können. Die neue Hypothese über den Entstehungsort des Epos ist jedenfalls sehr beachtenswert; daß sie richtig ist, wird sich wohl schwerlich strikt beweisen lassen.

Lund.

Eilert Ekwall.

Arnold Schröer, Neuenglische Elementargrammatik. Zweite Auflage. Heidelberg, Winter, 1920.

Über die praktische Brauchbarkeit dieses Buches kann ich als Nicht-Deutscher nichts sagen. Es kommt mir zwar sonderbar vor, daß eine solche Zusammenstellung von rein elementaren Dingen, wie die Formenlehre mit der Beispielsammlung, der sogar eine Übersetzung hinzugefügt ist, und den Kapiteln über Aussprache und Schreibung, Schwankungen der Aussprache, und besonders die Lehre von den Suffixen und Präfixen, wirklich praktischen Zwecken dienen kann. Da aber das Buch schon eine zweite Auflage erlebt hat, muß es wohl sein Publikum haben, und ich will daher diese Frage beiseite lassen und nur die einzelnen Abschnitte besprechen.

Die einleitenden Kapitel über Aussprache und Schreibung und über Schwankungen der Aussprache sowie über die Frage, wo das beste Englisch gesprochen wird, sind interessant und, wo sprachgeschichtliche Verhältnisse erörtert werden, natürlich richtig. Wenn es von *bury*, *busy* heißt, diese Schreibung rühre davon her, daß diese Wörter in einer bestimmten Mundart mit *u* ausgesprochen wurden, so kann das mißverstanden werden, als ob *u* hier wirklich einen *u*-Laut repräsentiere, während es ja nur franz. Orthographie für den englischen *y*-Laut ist. Die Beschreibung der einzelnen Laute ist auch im ganzen richtig, besonders wenn man bedenkt, daß sie für Lernende ohne phonetische Schulung verständlich sein soll. Die Bezeichnung *a* für den Laut in *cup*, *cut* kann natürlich den Antodidakten irreführen, aber selbstverständlich gibt es kein Zeichen, das den richtigen Laut darstellt; ohne Lehrer kann man ihn überhaupt nicht meistern. Die Anweisung des Verfassers, um das engl. *r* vor Vokal (*red*, *very*) zu erlernen, indem man sehr schnell *dadadadada* spricht, ist wenig praktisch. In dieser Weise kann man höchstens ein gerolltes *r* hervorbringen, aber das englische *r* ist ja eben nicht gerollt. Es ist in Wirklichkeit nichts als ein bis zu den Alveolen zurückgezogenes *ʃ*. Hat man erst diesen Laut gelernt, so braucht man nur die Zungenspitze immer weiter zurückzuziehen, bis sie die Alveolen erreicht. Dann hat man das englische *r*.

Die folgende Übersicht über die englischen Buchstaben mit Beispielen ihrer verschiedenen Aussprachen mag interessant genug sein, um die Sinnlosigkeit der englischen Orthographie zu zeigen; irgend eine praktische Bedeutung hat sie aber nicht, da sie nur wenige Beispiele gibt.

Was nun die Formenlehre betrifft, so habe ich einen prinzipiellen Einwand zu machen, nämlich den, daß Verf. altertümliche oder ganz erstorbene Formen in das moderne System einmischt. Freilich sind diese Formen durch verschiedene Zeichen als veraltet, selten, poetisch, biblisch usw. gekennzeichnet, aber sie gehören doch nicht in eine Elementargrammatik. Sie fallen besonders in der Aufzählung der unregelmäßigen Verba auf, wo neben den jetzt allein existierenden Formen wie *broke*, *chid*, *cleft*, *got*, *helped* u. a. auch *brake*, *chode*, *clave*, *gat*, *holp*, *holpen* angeführt werden. Dies kann das Erlernen der jetzigen Formen nur erschweren. Auch eine andere Besonderheit muß erwähnt werden. Von den Substantiven (§ 1) sagt Verf.: „Die regelmäßigen Substantiva haben gar keine Deklination.“ Die Genitivendung, sowie die Mehrzahlbildung werden also nicht als Deklination gerechnet. — Aber die Pronomina dekliniert er so: Nom. *I*, Gen. *of me*, Dat. *me* oder *to me*, Akk. *me*, und selbst *it*, *of it*, *it* oder *to it*, *it* .. Und dies wird getan, weil einige von ihnen (nicht alle!) ein besonderes Objekt erhalten haben. Aber man kann ja ebenso gut „deklinieren“: Nom. *the man*, Gen. *of the man*, Dat. *to the man*, Akk. *the man* (vgl. *it* und *you*).

Die orthographischen Änderungen, welche die Biegung der Wörter begleiten, *lady* — *ladies*, *happy* — *happier*, *try* — *tried*; *big* — *bigger*, *beg* — *begged*, werden unter den einzelnen Wortklassen besonders angeführt. Wäre es nicht praktischer, alle diese an einer Stelle zu behandeln, wie ich es in meiner Kleinen Darstellung der englischen Aussprache (§§ 22–23) getan habe?

Der Formenlehre sind einige hundert Beispielsätze mit phonetischer Umschrift beigelegt. — Was letztere betrifft, ist Verf. der Meinung, daß der Anfänger sich zuerst die langsamere, sorgfältigere Aussprache aneignen soll: „Je sorgfältiger er sich die sorgfältige Aussprache des Einzelwortes für sich aneignet, um so natürlicher wird sich auch bei ihm die flüchtige Form im Zusammenhange der Rede einstellen.“ Und

in Übereinstimmung damit transkribiert er solche Wörter wie *of*, *than*, das einleitende *there*, die Konjunktion *that*, *I am*, *I have had* u. a. als *ov*, *ðæn*, *ðæ̃*, *ðæt*, *ai æm*, *ai hæv hæd* usw. Bisweilen findet sich jedoch auch *æv* anstatt *ov*, aber, wie es scheint, ohne Regel und sogar weniger richtig, wie in: *I shouldn't have thought it of him*, wo wohl besser *ov im* als *æv him* gesprochen wird. — Ich meine daher, Verf. geht allzuweit in seinem Eifer, die „sorgfältige“ Aussprache darzustellen. Zwar palst die Transkription in Sweet's Elementarbuch für reine Anfänger nicht, aber andererseits ist es auch wichtig, daß der Schüler von Anfang an den Unterschied zwischen Pron. *that* (*ðæt*) und Konj. *that* (*ðæt*), Ortsadv. *there* (*ðæ̃*) und einleitendes *there* (*ðær*), *ai have* (*ai hæv*) und *I've* (*aiv*) usw. lernt.

Wie schon gesagt, darf ich keine Meinung äußern, ob dies Buch wirklich ein praktisches Anfängerbuch für deutsche Studenten ist. Wenigstens enthält es Dinge, die nur Vorgeschrittenere zu würdigen verstehen werden. Von einem norwegischen Standpunkte aus würde es richtiger erscheinen, das wirklich Elementare und das Geschichtliche (was in den meisten Fällen das Veraltete sein wird) streng auseinander zu halten. Manches, was für den Kenner der elementaren Grammatik lehrreich und interessant ist, kann den reinen Anfänger doch wohl nur verwirren und daher im Erlernen hemmen.

Fredrikstad (Norwegen).

Aug. Western.

II. MITTEILUNGEN.

An unsere Mitarbeiter.

Alle Korrekturen müssen an den Herausgeber, nicht an den Verlag oder die Druckerei, gesandt werden.

M.

[7. 1. 22.]

INHALT.

	Seite
I. Schuchhardt, Alteuropa in seiner Kultur und Stilentwicklung (Binz) . . .	49
Cook, The Old English Elene, Phoenix, and Physiologus . .	61
Liebermann, Ort und Zeit der Beowulfdichtung. Aus den Nachrichten der K. Ges. der Wissenschaften zu Göttingen. } (Ekwall) }	
Philologisch-historische Klasse. 1920.	67
Schröer, Neuenglische Elementargrammatik (Western)	70

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

MAY 31 1922

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

XXXIII. Bd.

April 1922.

Nr. IV.

ALOIS POGATSCHER

ZUM 70. GEBURTSTAGE

17. 4. '22

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Max Förster, Keltisches Wortgut im Englischen. Eine sprachliche Untersuchung.

A. u. d. T.: „Texte und Forschungen zur englischen Kulturgeschichte, Festgabe für Felix Liebermann“. Halle, Max Niemeyer. 1921. S. 119—242.

Diese wichtige Arbeit bietet nicht eine erschöpfende Behandlung aller der mit dem umfassenden Thema zusammenhängenden Fragen. Die ersten drei Kapitel (S. 120—174) behandeln keltische Lehnwörter des Altenglischen, während das vierte (S. 174—228) keltische Familiennamen in England ausführlich bespricht. Dazu bietet das fünfte Kapitel einige Bemerkungen über keltische Ortsnamen in England. Eine systematische Untersuchung der keltischen Personennamen in

Anglia, Beiblatt XXXIII.

7

ae. Zeit wird nicht geboten, aber das vierte Kapitel enthält wertvolle Beiträge zu einer solchen.

Es ist sehr erfreulich, daß diese wichtigen und schwierigen Fragen von einem Forscher wie Förster, der keltische wie germanische Philologie beherrscht, zur Behandlung aufgenommen worden sind. Die Arbeit zeichnet sich aus durch die strenge Methode, den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, die wir in Försters Arbeiten zu finden gewohnt sind. Sie bietet ein sehr reichhaltiges und wertvolles Material, das auch den Keltologen von Bedeutung sein wird. Sie berichtigt zahlreiche alte Irrtümer und bietet eine Fülle von Anregungen und feinen Beobachtungen.

Die behandelten Fragen, wenigstens die in den ersten Kapiteln erörterten, gehören zu den schwierigsten und verwickeltsten der englischen Sprachgeschichte. Es wird deshalb nicht wunder nehmen, wenn nicht alle Ergebnisse als definitiv zu betrachten sind oder wenigstens sogleich allgemeine Zustimmung finden werden. Im Folgenden werde ich einige der behandelten Probleme zur kurzen Besprechung aufnehmen.

Wir müssen nach Förster zwei völlig verschiedene Schichten altenglischer Entlehnungen aus dem Keltischen unterscheiden: 1. die von der britischen Bevölkerung von Mund zu Mund übernommenen Lehnworte aus dem Britischen, und 2. die durch die iro-schottischen Missionäre einverleibten irischen theologischen Fachausdrücke und mit dem Mönchswesen zusammenhängenden Begriffe. Britische Worte sind also meistens volkstümlicher Art, die irisch-gälischen dagegen mehr oder weniger gelehrter. Ich bin nicht so ganz sicher, daß wir bei irischen Wörtern nur mit Fachausdrücken u. dgl. zu rechnen haben. Gewiß konnten durch irische Mönche auch Wörter des Alltagslebens übermittelt werden. Auch fragt es sich, ob in der spätae. Zeit gälischer Einfluß ganz abzuweisen ist. Am Firth von Forth müssen doch ziemlich früh Angeln und Goidelisch-sprechende Stämme Nachbarn gewesen sein.

Die heute herrschende Ansicht, nach der nur sehr wenige brit. Wörter ins Angelsächsische drangen, wird von Förster im ganzen bestätigt. Er führt 14 Wörter an, für die nach ihm brit. Ursprung möglich ist; jedoch seien *dunn*, *becca*, *mattuc*, *gafeluc* unsichere Beispiele, und *toroc* sei vielleicht nur eine eingesprengte kymrische Glosse. Aber auch von den

übrigen scheinen mir einige weniger sichere Beispiele zu sein als andere. Unzweifelhaft britisch sind wohl *binn*, *brocc* und *cumb*; wahrscheinlich auch *luh*¹⁾ 'See'. Zu den anderen seien die folgenden Bemerkungen gemacht.

assa 'Esel' stammt nach Förster aus akymr. **as(s)in* 'Esel' und **as(s)en* 'Eselin' (> kymr. *asyn*, *asen* usw.). Formell ist diese Erklärung nicht ganz ohne Bedenken, denn man erwartet eher, daß akymr. *asin*, *asen* sich an ae. Tiernamen wie *wylfen* f. oder *ticcen* n. angeschlossen hätten als an die *n*-Stämme, besonders da die akymr. Wörter gewiß die Endsilbe betonten. Gab es im Frühae. oblique Formen der *an*-Stämme mit *i*-Suffix, wird vielleicht dieser Einwand entkräftet, aber mir sind keine Spuren von solchen Formen im Ae. bekannt. Formell paßt Entlehnung aus dem air. *assan* viel besser.

Bei ae. *bannuc* ist vieles so unsicher, daß die Etymologie kaum endgültig festzustellen ist. Erstens ist die Bedeutung unsicher. Förster verwirft die bisher angenommenen Bedeutungen 'Bissen' und 'Kuchen', und nimmt eine Bedeutung 'bisschen, Stückchen' an. Er schlägt vor, daß das Wort aus einem mit mbret. *bannec'h* 'Tropfen, Kleinigkeit, ein bisschen' identischen abrit. **bannäkkos* stamme. Das ae. Wort kommt nur einmal in einer Glosse zu *buccellam crustulae semiplenam* vor. Hier entspreche *healfne bannuc* lat. *semiplenam* oder dessen lat. Glosse *dimidiam partem* und bedeute also 'Stückchen'. Aber es kann gewiß nicht als bewiesen betrachtet werden, daß *healfne bannuc* Glosse zu *dimidiam partem* und nicht zu *buccellam semiplenam* ist, und *buccella* wird anderswo mit *cicel*, i. e. 'Kuchen' glossiert. Warum die Glossierung von lat. *crustula* mit *rindan* beweise, daß der Glossator an etwas Elsbares nicht gedacht hätte, verstehe ich nicht, denn ae. *rinde* bedeutet doch eben 'crust' und ist eine wörtliche Übersetzung von *crustula*.

Es kommt hinzu, daß die Bedeutung 'Stückchen' dem mbret. Worte eigentlich nicht zukommt, und es ist auch ungewiß, ob das Wort gemeinbritisch ist; es kann gewiß bret. Neubildung sein. Schließlich ist mir etwas auffällig, daß ein Wort von so allgemeiner, halb abstrakter Bedeutung aus dem

¹⁾ Aber *Luhesgeat*, *Luhesford* enthalten wohl einen Personennamen; vgl. den gut bezengten Namen *Luhha*.

Abrit. übernommen sein sollte. Sonstige abrit. Lehnworte bezeichnen konkrete Begriffe im eigentlichsten Sinne (Tiere, Geräte u. dgl.).

Gegen ir. Ursprung ist formell nichts einzuwenden. Ein air. *bonnōc* 'Kuchen' hätte ganz natürlich ae. *bannuc* ergeben können, da ae. *o* vor Nasalen kaum vorkam und für fremdes *o* das mit *a* wechselnde offene *o* leicht substituiert werden konnte (vgl. ae. *fant* aus lat. *fontem*). Ein Wort mit der Bedeutung 'Kuchen' konnte gewiss durch irische Mönche übermittelt werden. Aber bisher ist, soviel ich weiß, ir. *bonnōg* nicht in alten Quellen nachgewiesen worden.

Ae. *bratt* 'pallium' wird von Förster ohne Bedenken aus akymr. **bratt* (mkymr. *bratt* 'Lappen') hergeleitet. Das kymr. Wort kann nun nicht Erbwort sein, sondern wird von Förster aus dem Ir. hergeleitet. Auch wenn das richtig ist, so bleibt unsicher, ob die Entlehnung schon im Akymr. stattfand. Von andern wird mkymr. *bratt* als Lehnwort aus dem Me. betrachtet. Die Bedeutung des ae. *bratt* stimmt viel besser zu air. *brat* 'Mantel' als zu mkymr. *bratt* 'Lappen'. Das einzige, was gegen ir. Ursprung des ae. Wortes sprechen könnte, ist die Bedeutungssphäre, zu der es gehört. Aber auch hier scheint mir Übermittlung durch irische Mönche wohl möglich zu sein. Ist es übrigens unmöglich, daß der *brat* auch von Geistlichen getragen werden konnte?

Anordh. *carr* 'Felsen' kann so lange kaum als ganz sicheres brit. Lehnwort gelten, als ein entsprechendes Wort in brit. Sprachen nicht nachgewiesen worden ist, denn Kürzung des akymr. *carrecc* läßt sich schwerlich annehmen. Aber auch in den alten ir. Quellen fehlt das Wort; andererseits ist *carr* in ir. und gäl. Mundarten verbreitet. Hier werden hoffentlich Ortsnamen besseres Material bieten können. Der Umstand, daß air. *carraic*, nach dem auslautenden Kons. zu urteilen, brit. Lehnwort ist, gibt uns selbstverständlich keinen Grund, den ir.-gäl. Sprachen den Stamm **kars-* 'Felsen' abzusprechen. Mit anderer Bedeutung kommt er in ir. *carr* 'scab, crust' usw. vor.

Im Zusammenhang mit *carr* bespricht Förster engl. *crag*, das er aus einem mit dem mbret. *cragg* 'Sandstein' zusammenhängenden abrit. Worte herleitet. Ich bin eher geneigt, anzunehmen, daß *crag* aus gäl. *creag* stammt. Zu den von mir früher herangezogenen Beispielen aus alten Quellen kann ich

jetzt zwei weitere fügen: *Geytecragges* (Cumb.) 1256 Lanercost Ch. IX. 4 (Hs.) und *Crag* 1153 Richard von Hexham (jetzt Holyrood bei Edinburgh). Dieser bisher älteste Beleg scheint mir ehestens auf schottischen Ursprung zu deuten. Formell paßt gäl. *creag* als Quelle gut; vgl. Larg (Schottland): *Larghes* c. 1140 (aus gäl. *learg* 'Seite'). Zu Blindcrake bemerke ich, daß die Form *Blenecrayc* c. 1195 Lanercost Ch. VIII. 1 daselbe zweite Element als die meisten der späteren aufweist und darauf deutet, daß *Blankeryk* 1237 einfach verschrieben ist.

Nicht überzeugend ist mir die Herleitung des ae. *hogg* aus kymr. *hwch* 'Schwein'. Die lautlichen Schwierigkeiten sind auch bei Annahme starker Entstellungen und eigentümlicher Lautsubstitutionen bei Entlehnung aus einer brit. Sprache allzu groß. Es gibt ja mehrere Tiernamen von ähnlicher Form, die etymologisch mehr oder weniger unklar sind, wie *docga*, *pigga*, *stagga*, *sugga*. Es ist nicht verwunderlich, wenn auch *hog* vorläufig einer Erklärung harren muß.

Aus dem Altirischen werden die folgenden ae. Wörter hergeleitet: *dry*, *cine* 'Lage von Pergamentbogen', *cross*, *clugge*, *cursian*, *gabolrind*, *mind*, *stær* (unklar). Försters Ausführungen sind mir in dieser Abteilung im Ganzen überzeugend: auf *cross* werde ich jedoch wahrscheinlich an anderer Stelle zurückkommen. Sehr feinsinnig sind die Ausführungen über *cursian*, dessen Herleitung aus air. *cursaigim* mir bewiesen zu sein scheint.

In einem besonderen Kapitel bespricht Förster einige ae. Wörter, die zu Unrecht aus dem Keltischen erklärt worden sind. Es sind dies: *cradol*, *cræt*, *cemes*, *cylen*, *dalc*, *denu*, *dun*, *gafol*, *hassuc*, *sacerd*, *Crist*, *lærig* und noch einige Glossenwörter.

Zu dem umfänglichen vierten Kapitel mache ich nur einige Einzelbemerkungen. Es behandelt engl. Familiennamen, die aus abrit. Vollnamen (wie Cadogan), aus Patronymiken (wie Bunyan, McKay), aus Ortsnamen (wie Gower), aus Eigenschaftsnamen (wie Gwynne aus k. *gwynn* 'weiß'), aus Berufsamen (wie Gough aus k. *goff* 'Schmied') hergeleitet sind.

Unter Personennamen gibt Förster zuerst eine Liste von ir. und brit. Namen, die im Liber Vitae vorkommen; diese sind wohl nicht als eingebürgert zu betrachten. Unter diesen

finden sich auch *Mucca* und *Adda*, nach Förster Kurzform von ir. Namen auf *mucc* 'Schwein', resp. akymr. *Adda* (< *Adam*). *Mucca* ist m. E. einheimisch und gehört zu *Moca* und *Muca*; von ihm ist gewiß der alte Ortsname Mucking in Essex abgeleitet. Daß *Adda* britisch sein sollte, ist mir unwahrscheinlich, da *Adda* im Liber Vitae doch kaum von dem auch sonst (früh und auch in Ortsnamen) belegten ae. *Adda* zu scheiden ist. Direkt auf kymr. *Adda* kann ae. *Adda* nicht zurückgehen, da kymr. *dd* = [ð] ist. Die Schwierigkeit, ae. *Adda* aus dem Germanischen zu erklären, ist bedeutend überschätzt worden. Eine Nebenform mit *ð* zu *aþ-* in ae. *æðele* ist denkbar. Oder *Adda* kann Kurzform zu Namen mit *Ald-* sein.

Zu der eingehenden Besprechung von ae. Namen in *Cad-*, *Uat-* (ae. *Cædmon*, *Ceadda*, *Ceatta* etc.) füge ich ein paar Bemerkungen. Der Ortsname *Cadeby* enthält doch sicher an. *Kāti*; ein ae. *Cata* ist meines Wissens überhaupt nichts belegt. Das an. *Kati* braucht nicht kurzes *a* gehabt zu haben. Das in Yorkshire vorkommende *Cadeby* bedarf nicht erklärt zu werden. Was *Cadeby* in Linc. betrifft, ist zu beachten, daß wenigstens in Teilen von dieser Grafschaft, nach Ortsnamen wie *Aby* (an. *Áby*), *Ailby* (vgl. an. *Ali*), *Aisby*¹⁾ (an. **Ásabyr*) zu urteilen, der Übergang von *ā* zu *ǫ* nicht heimisch ist (vgl. auch Morsbach, Me. Gr. § 6). Was *Cadeby* in Leicester betrifft, ist zu beachten, daß auch sonst bisweilen altes *ā* in Ortsnamen bewahrt ist in Gegenden, wo *ā* zu *ǫ* wird; vgl. *Raby* in Ches. (an. *Raby*). In *Cadeby* kann übrigens frühe Kürzung eingetreten sein.

Nicht wahrscheinlich ist mir die S. 183 f. vorgetragene Hypothese, nach der bei den mit Personennamen gebildeten Ortsnamen die Vollnamen und ihre Kurzformen mit einander wechseln und gegen einander ausgetauscht und auch gelegentlich mehrere Kurznamen nebeneinander gebraucht werden konnten. Ich sehe hier von der ae. Zeit ab, in der Vollnamen und Kurzformen als zusammengehörig gefühlt werden konnten. Aber Förster scheint, wenn ich ihn richtig verstanden habe, zu meinen, daß noch in me. Zeit solcher Austausch möglich war. Er ist z. B. der Meinung, daß in *Ca-dishead* (Lanc.), das bis ins 16. Jahrh. immer Formen mit

¹⁾ Ältere Belege bei Lindkvist, S. 168 f.

Bewahrung des *l* aufweist, ae. *Cada* an Stelle des ae. *Ceadwalla* getreten ist. In Lancashire ist später *l*-Schwund häufig; vgl. z. B. Presto aus *Prestall*, Cabus aus *Caiballes* u. dgl. Ähnlich scheint es sich mit Catbeeston in Yorkshire zu verhalten. Goodall gibt die Formen *Catte*-, *Cate*-, *Cadebeston* mit der Bemerkung, daß die zugänglichen Formen nicht sehr alt sind; wahrscheinlich sind sie neuenglisch, da keine Daten gegeben werden. Ich vermute *Cade*- beruht auf Assimilation des *t* an *b*.¹⁾ Auch me. Wechsel wie diejenigen zwischen *Chettiscome* (1284) und *Cheddyscomb* (1346) oder *Chategrave* (1268 etc.) und *Chedgrave* (1396) erklären sich gewiss im allgemeinen natürlicher als Beispiele von Assimilation oder umgekehrter Schreibung als durch Försters neue Regel.

Das Verhältnis zwischen ae. *Ceadda* und *Ceatta* erklärt Förster (S. 181) derart, daß *Ceatta* eine Neubildung nach dem Muster von Paaren wie *Eadda*: *Eatta*, *Ecga*: *Ecca* u. dgl. ist. Aber es ist nicht ganz sicher, daß *Ceatta* und *Ceadda* verwandt sind. Ein kelt. Name *Cattus* ist gut bezeugt. Weiter kann *Ceatta* Kurzname zu akymr. *Catleyrn* sein. Endlich glaube ich nicht, daß die lenierten kymr. *p*, *t*, *k* immer zu ae. *b*, *d*, *g* wurden. So finden wir ae. *Wrocen* (heute Wrekin) aus abrit. *Uiroconium* (vgl. Rhys, Celt. Britain, S. 324 f.), Catterick (aus *Caturactonion*). Reculver (ae. *Reaculf* etc.) gehört wohl hierher, obgleich die alte Form *Regulbium* ist. Korn. *Maker* ist mit kymr. *Magwyr* identisch. Penkridge (aus *Pennocrucium*) gehört wohl auch hierher. Ich vermute, die lenierten *p*, *t*, *k* waren nicht mit ae. *b*, *d*, *g* ganz identisch, weshalb bisweilen *tenuis*, bisweilen *media* für sie substituiert werden konnte. Nach Pedersen ist als Zwischenstufe zwischen *tenuis* und *media* für eine nicht sehr alte Periode reine *tenuis* anzunehmen (Gr. § 300).

Daß ae. *Camelgeac* Ags. Chron. 918 (aus akymr. *Gimeliauc*) eine akymr. Form **Comeljac* voraussetze, ist mir wenig wahrscheinlich, da das brit. *o* in dieser Stellung um 900 doch längst über *u* zu dem *y* geschriebenen Laute vorgeschritten war (vgl. Förster, S. 231 f. über ae. *Cynete* etc.). Eher ist ae. *Camelgeac*

¹⁾ Dasselbe ist wohl der Fall mit Catty-Brook (Glo.), von dem Baddeley nur undatierte Belege (*Kate*-, *Catebroc*, *Cadebrooke*) gibt.

ein Beispiel der *a*-ähnlichen Aussprache des *y* [ə], die Jones, S. 16, erwähnt. Vgl. *Canon* für Cynon in Survey of Denbigh 1334.

Zu *Culcheth* (S. 213) bemerke ich folgendes.

Die von mir in *Scandinavians and Celts* vorgeschlagene Bedeutung 'back wood' gilt nur für *Culgaith* (vgl. kymr. *cil* 'Rücken, Winkel' etc. und *coed* 'Wald') in Cumberland. Ich setzte diese Bedeutung wegen der Lenierung an. Im Kymrischen gilt die Regel, daß ein nachgestellter Genitiv nur nach einem weiblichen Subst. leniert wird. *Cil* ist aber männlich, und kymr. *cil coed* 'Waldklausen' hat nicht Lenierung. Dagegen in Zusammensetzungen der alten Art, wo das Bestimmungswort vorangeht, tritt Lenierung auch nach Maskulinen ein. Also kann m. E. *Culgaith* nur unter der Voraussetzung verstanden werden, daß das erste Glied attributiv ist. Die natürlichste Bedeutung ist dann 'back wood'. Diese Auffassung halte ich noch immer aufrecht. Dagegen mag *Culcheth* 'Waldklausen' bedeuten.

Meinen Vorschlag, daß in *Culgaith* akelt. *ū* als *u* bewahrt ist, gebe ich ganz auf. Aber auch Försters Deutung, nach der *u* brit. *ü*, Zwischenstufe zwischen *ū* und *i*, sei, ist mir ganz unwahrscheinlich. S. 122 setzt Förster den Übergang von *ü* zu *i* ins 5. Jahrh.,¹⁾ aber so früh kann *Culgaith* nicht angenommen sein. Die Form *-gaith* deutet auf ziemlich späte Entlehnung. Übrigens hätte in Cumberland ae. *ȝ* nur *i* ergeben können.²⁾ Ich glaube nunmehr, *Cul-* in *Culgaith* und *Cul-* (älter *Cyl-*) in *Culcheth* stellen verschiedene Substitutionen für einen akymr. aus einem gekürzten *i* entstandenem Mittelzungenvokal dar. Vortoniges akymr. *i* wird bekanntlich zu einem *y* geschriebenen Laut, der heute [ə] gesprochen wird, aber gewiß früher vom Vokal in kymr. *dyn* nicht allzu fern stand. Einen entsprechenden ae. Laut gab es nicht und allerlei Substitutionen kamen vor, wie *e*, *u*, *y*. Vgl. hierzu auch Förster S. 231 f. *Culcheth* (mit *y*) ist mit ae. *Cynete* (aus *Cunetio*) zu

¹⁾ Daß der Übergang zu *i* früh erfolgte, geht auch daraus hervor, daß *ū* aus abrit. *ou* sehr früh bestand. Vgl. z. B. „*cructan*, apud nos *cryc-beorh*“ 680 BCS 62 (heute Creech, Som.), wo akymr. *ū* mit ae. *y* wiedergegeben wird.

²⁾ Die von Förster benutzte Schreibung *Cülchet* (für *Culgaith*) kann leicht irreleitend sein. Eine Aussprache *y* ist in *Culgaith* nicht belegt.

vergleichen. Betreffe Culgaith vgl. Monmouth (*Monemude* DB), *Monnow* (kymr. *Mynwy*, akymr. *mingui*). Was die vorgeschlagene alte Kürzung von *i* betrifft, so glaube ich, daß analoge Beispiele zu finden sind. So ist wohl Colquite in Cornwall (*Kilcoit* 1308 IPM) nicht anders als durch frühe Kürzung des *i* zu erklären. Dunveth in Cornwall (*Dynvegh* 1306 FA) enthält wohl *din* 'Stadt'. Schreibungen wie *Blanculcoyt* 1325 IPM für Blaencilgoed (Pembroke), *Culcudyn* Liber Land. 320 (Kilgiden, Monmouth) sind vielleicht auch hierher zu stellen.

Auf S. 234 setzt Förster auf Grund der ne. Namen Dunge-ness, Sheerness (Kent), Langness (Suss.), Blackness, Sharpness (Gloucester) eine ae. Form **ness* 'Vorgebirge' neben *næss* an. Aus diesen modernen Formen möchte ich keinen so weitgehenden Schluß ziehen. Erstens scheiden die kent. Beispiele wohl aus, da im Kent. ae. *æ* zu *e* wurde. Von Blackness und Langness kenne ich keine älteren Belege;¹⁾ die Namen könnten ganz jung sein. Sharpness begegnet in einer Urkunde aus 956 als *sccarpannæsse* (BCS 967), in einer anderen aus 956 (BCS 964) dagegen als *scurpannesse*. In der letzteren aber finde ich neben *-ness* auch Schreibungen wie *gres* für *cærs*, *hesl* für *hæsl*, *streate* neben *stræt*. Da im Westsächs. die Form *næss* sonst sehr häufig belegt ist, müssen wir wohl der Form *-ness* den Vorzug geben. Hier scheint also *-ness* aus *-næss* entstanden zu sein. Schwächung in unbetonter Silbe läßt sich unbedenklich annehmen. Vgl. *Horspeth* TN für Horsepath in Oxf.

Wie vorsichtig mit modernen Namenformen umzugehen ist, wird das folgende Beispiel zeigen. Es gibt in Essex einen Ort namens *Wrabness*, das ja wie ein Beispiel von *-ness* aussieht. Aber im Domesday Book heißt der Ort *Wrabenasa*, was eine Form mit ae. *æ* oder *a* und kurzem *s* voraussetzt. Daß das richtig ist, erhellt aus dem Namen *Naze* in Essex: *Aedulvesnasa* im Domesday Book. Hier ist der alte Vokal bewahrt. Die ae. Formen des Namens (*Eadulfes næsse* 1049 Ags. Chron. C, *Eadulfes næsse* 1050 ib. D, 1052 ib. F) stellen wohl nicht die lokale Aussprache dar. Vermutlich ist *Naze* ae. *nase* 'Nase', hier in der übertragenen Bedeutung 'Vor-

¹⁾ Blackness wird von Baddeley ohne älteren Beleg aufgeführt. Langness wird von Roberts übergangen.

gebirge' gebraucht. Vgl. Sharpnose (Cornwall), Hopes Nose (Devon), Namen von Vorgebirge. Hier ist offenbar ursprüngliches *-nasu* durch *-ness* ersetzt worden.

An und für sich habe ich nichts dagegen, eine ae. Nebenform **ness* anzunehmen, vorausgesetzt, daß ae. *næss* auf **nasja* zurückgeht. Das ist aber nicht so selbstverständlich: das männliche Genus und das *ø* statt *e* sprechen dagegen. Sehr möglich ist, daß ae. *næss* eine alte Form mit langem *s* ist, Zu vergleichen ist lat. *nāssus* neben *nāsus* (Walde, Lat. et. Wbch.).

Die vorstehenden Bemerkungen geben nur ein sehr unvollständiges Bild von dem reichen Inhalt des Buches. Ich habe davon abgesehen, eine ausführliche Übersicht von dem Inhalt der Arbeit zu geben, da ich wohl voraussetzen darf, daß diese allen Lesern des Beiblattes leicht zugänglich sein wird. Unter den Umständen schien es mir richtiger zu sein, nur einige besondere Punkte herauszugreifen und zur näheren Diskussion aufzunehmen.

Lund.

Eilert Ekwall.

Karl Wildhagen, Das Kalendarium der Handschrift Vitellius E XVIII (Brit. Mus.). Ein Beitrag zur Chronologie und Hagiologie Altenglands.

A. u. d. T.: **Texte und Forschungen zur Englischen Kulturgeschichte, Festgabe für Felix Liebermann.** Halle (Saale), Max Niemeyer. 1921. S. 67—118.

Der bekannte Herausgeber der verdienstlichen Ausgabe vom Cambridger Psalter bietet hier eine Neuauflage von einem altenglischen Kalendarium, das zwar schon früher veröffentlicht worden ist (von R. T. Hampson, *Medii Ævi Kalendarium*, 1841), aber in so unvollständiger und fehlerhafter Weise, daß ein Neudruck geboten war.

Die Ausgabe enthält, außer einer Einleitung, in der über Ahfassungszeit, Quellen, Schreiber u. dgl. gehandelt wird, und dem Text, noch sehr dankenswerte Zusammenstellungen von den Einträgen im Kalendarium, von den Festen, den Heiligen (mit Angabe des Todesjahrs u. dgl.) u. a. m.

Die Handschrift wurde im 11. Jahrh. in Winchester geschrieben. Der Kalender war für ein Benediktinerkloster bestimmt: Benedictus erhält zwei Feste und seine Schwester

Scolastica wird auch gefeiert. Dafs der Kalender aus Winchester stammt, geht daraus hervor, dafs 14 Feste spezifisch Winchester-Heiligen geweiht sind, während Namen, die bestimmt auf einen andern Ort hinweisen, fehlen. Terminus a quo für die Niederschrift sei das Jahr 1012, in dem der am 19. April eingetragene St. Ælfheah gemartert wurde. Terminus ad quem sei 1080, in welchem Jahre Lanfrancs liturgische Reform durchgeführt worden war. Gewisse Umstände deuten nach dem Herausgeber darauf, dafs die Abfassung wahrscheinlich in die dreissiger oder vierziger Jahre des 11. Jahrhunderts fällt. Jedoch gibt es, wie in einem Nachtrag mitgeteilt wird, möglicherweise Andeutungen davon, dafs sie eher zwischen 1060 und 1087 zu setzen ist.

Die Neuausgabe scheint mir, soweit ich ohne Kenntnis der Handschrift urteilen kann, mustergültig zu sein, und ist eine sehr dankenswerte Leistung.

Lund.

Eilert Ekwall.

Exameron anglice or The Old English Hexameron ed. by S. J. Crawford.

A. u. d. T.: **Bibl. der ags. Prosa, X.** Hamburg, Henri Gand, 1921. 85 SS. 8°.

Durch diese neue, auf die sieben Hss. des Textes gestützte Ausgabe eines Schülers von Napier, wird diejenige Normans vom Jahre 1849 endlich ersetzt. Der Verf. beschreibt in der Einleitung die Hss., ihre grammatischen Eigentümlichkeiten¹⁾ und Beziehungen untereinander, führt die Beweise für Älfrics Verfasserschaft vor und zeigt, welche Quellen er hauptsächlich benutzt hat. Es sind dies ausser der Bibel besonders Beda, daneben gelegentlich Gregor, Isidor, Alcuin, Augustin und vielleicht noch Ambrosius und Basilius. Dem Texte, der in alliterierenden Langzeilen gedruckt ist, folgen in Fussnoten die Lesarten, eine englische Übersetzung und schliesslich Parallelstellen aus Älfrics übrigen Schriften; den Schluss bilden Quellennachweise. Das bereits 1912 als These für die Erlangung des Bachelor-Titels zu Oxford verfasste Büchlein ist

¹⁾ In *efre*, *nefre* steckt doch nicht wgerm. *a*, wie S. 10 oben behauptet wird! Die beste Erklärung scheint mir **ā* in *feore* zu sein.

als eine willkommene und wertvolle Bereicherung unserer Wissenschaft mit Dank zu begrüßen.

Kiel.

F. Holthausen.

The Stonyhurst Pageants edited with Introduction by **Carleton Brown**, Professor of English in the University of Minnesota.

A. u. d. T.: **Hesperia**, **Ergänzungsreihe: Schriften zur engl. Philologie**, herausg. von **J. W. Bright**. **Ergänzungsreihe**, 7. Heft. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1920. Baltimore, The Johns Hopkins Press. — 30* u. 302 S. 8°. — Preis: 12 Mk. = 2 \$ oder 8 sh. 6 d.

Der Umstand, daß ein amerikanischer Professor während des Krieges ein englisches Buch bei einem deutschen Verleger drucken und erscheinen läßt, ist so auffallend, daß der Verf. ihn in einem kurzen Vorwort erklären zu müssen glaubt. Er hatte die Handschrift i. J. 1913 in der Bibliothek des Stonyhurst College in Lancashire gefunden, im Britischen Museum photographieren lassen und abgeschrieben und das Manuskript im Juni 1914 nach Göttingen geschickt, als der Krieg ausbrach. Dieser verzögerte dann das Erscheinen des Buches um fünf Jahre. Der Text der Stücke ist noch auf gutem weißem Friedenspapier gedruckt, die Einleitung dagegen auf dem bekannten dünnen, grauen, elenden Stoffe, den wir u. a. dem von Amerika herbeigeführten Versailler Schandfrieden verdanken.

Obgleich die Handschrift schon seit 1872 durch eine kurze Notiz von Jos. Stevenson in dem Hist. Mss. Com. Report III, Appendix p. 338 a bekannt gemacht war, hatte die Forschung von ihr bis dahin keine Notiz genommen. Bei einem Besuch des Stonyhurst College im Sommer 1913 entdeckte der Herausgeber das Werk zum zweiten Male und wir sind ihm für den Entschluß, es herauszugeben, aufrichtigen Dank schuldig. Die Einleitung beschreibt zunächst die Hs., die der ersten Hälfte des 17. Jahrh. angehört. Leider ist sie unvollständig, da die ersten 55 Blätter und 5 weitere zwischen fol. 120 und 126 fehlen, ein weiteres, fol. 186, ist nachträglich ausgeschnitten worden; wieviel am Ende verloren gegangen sind, ist nicht mehr festzustellen. Die früheren Besitzer des Buches haben sich auf verschiedenen Seitenrändern verewigt, sie reichen bis 1686 zurück und alle vier Familiennamen sind in Lincolnshire

nachzuweisen. Der Herausgeber hält die Hs. für das Autogramm des Verf., obgleich der Text voller Fehler und Nachlässigkeiten ist. Er schließt dies besonders aus den zahlreichen Änderungen, Korrekturen und Rasuren. Mir scheint seine Beweisführung nicht überzeugend.

Nun zu den Stücken selbst! Erhalten sind 8740 paarweis gereimte Septenare; mit Einrechnung der sicheren Lücken dürften es c. 13000 gewesen sein. Es sind alttestamentliche Dramen, beginnend mit dem 6. "pagean", dem zu Anfang verstümmelten Jakobsspiel. Ganz verloren ist das 13., das die Geschichte von Ruth behandelt haben muß. Der Inhalt der erhaltenen Stücke ist in Kürze folgender:

1. (6). Das Jakobspiel, beginnend mit der Rache der Söhne Jakobs an Sichem für die Schändung Dinas. Jakob zieht nach Bethel und trifft seinen Bruder Esau. 12 Personen.

2. (7). Das Josephspiel. Die Geschichte Josephs, zum Schluß Abrahams Tod und Bestattung. 25 Personen, dazu Ägypter und Chor.

3. (8). Das Mosesspiel. Die Schicksale der Juden in Ägypten, die 12 Plagen, der Auszug, Zug durch die Wüste, Moses Tod, Josua wird sein Nachfolger. *44 Personen, dazu Volk und Chor.

4. (9). Das Josuaspiel. Der Zug durch den Jordan, die Eroberung Kanaans, Josuas Tod. 24 Personen und Volk.

5. (10). Das Gedeonspiel. Die Geschichte von Debora, Barak, Jael und Sisara, Gedeons Sieg. 15 Personen nebst Chor und Volk.

6. (11). Das Jephthaspiel. Das Opfer der Tochter Jephthas. 10 Personen.

7. (12). Das Samsonspiel. Die Taten und der Tod des Helden. 15 Personen und Bote.

8. (14). Das Saulspiel. Der Anfang ist verloren, es beginnt mit Samuels Geburt und bringt dann die Geschichte von Saul und David und Sauls Tod. 36 Personen, dazu Volk, Soldaten und Diener.

9. (15). Das Davidspiel. Die Geschichte Davids vom Ende Sauls bis zu seinem eignen Tode. 30 Personen und Volk.

10. (16). Das Salomonspiel. Sein weiser Richterspruch wegen des toten Kindes, der Besuch Hiram und der Königin von Saba. 10 Personen und Volk.

11. (17). Das Eliasspiel. Die Taten des Propheten, sein Nachfolger Eliseus. 18 Personen nebst Fürsten, Volk, Ältesten und Jugend.

12. (18). Das Naamanspiel. Die Geschichte der Heilung des Syriers vom Aussatz durch den Propheten Eliseus. 15 Personen.

Der Dichter der Spiele ist nicht bekannt, doch schließt der Herausgeber mit Recht, daß er ein römischer Katholik war, denn die Grundlage der Texte bildete die englische Douay-Version der Vulgata, die 1609—10 erschien. Aus ihr hat er sogar die Randnoten und die Anmerkungen zu den einzelnen Bibelkapiteln entlehnt, mit denen er seine Dichtung erweitert. Daneben kannte er Plautus und Shakespeare, von diesem wenigstens Heinrich V. und Othello. Die Chöre zeigen nämlich Anklänge an diejenigen des genannten Königsdramas und aus Othello stammt der Name *Brabantio* für den Hofbäcker im Josephspiel. Leider hat er aber wenig von seinen Vorgängern gelernt, denn die Stonyhurst Pageants zeichnen sich (bis auf eins) durch einen erstaunlichen Mangel an dramatischer Kunst und Gestaltungskraft aus: in langen und langweiligen Reden ist der Stoff ganz äußerlich für die Bühne hergerichtet und immer wieder erscheinen Chöre oder Boten, die das übrige ausführlich und breit erzählen, vergleichbar dem *Doctor* der alten geistlichen Spiele. Man glaubt am Anfang, nicht am Ende einer künstlerischen Entwicklung des englischen Dramas zu stehen. Dazu der ermüdende, paarweis gereimte Septenar, in dem alle Stücke geschrieben sind, oft mit schlechten und ganz primitiven Reimen oder Assonanzen! Ein paar Beispiele mögen genügen (S. 97 oben):

A perfect view both of this land and city we haue taken,
and with a terrible feare th'inhabitants there-of are strycken,
so that they may be ouercome with ease, and quickly conquerd,
for sooner will the souldiers flye then fight, that are faynt-hearted.

Das ist allerdings abschreckend. Nur zwei Oasen erscheinen in dieser Wüste: das Spiel von Jephtha und das von Naaman, besonders das letztere. Hier scheint der Dichter wie ausgewechselt, offenbar hat er kurz vorher den Plautus gelesen und sich von diesem begeistern lassen. Nicht nur die Namen der Mäde *Bromia* und *Phronesium*, des Knechtes *Sosia* und

des Lord *Leonidas* stammen daher, sondern vor allem die häuslichen Szenen zwischen Mann und Frau, Frau und Dienerin, Magd und Knecht mit ihrem zuweilen recht grobkörnigen Witz und Humor verraten deutlich das antike Muster. Wenn der Dichter mit diesem Stück, wie es fast scheint, eine neue Stufe in seiner Kunst erreicht hat, ist der Verlust der folgenden Dramen um so mehr zu beklagen.

Aus sprachlichen Gründen sucht der Herausgeber (S. 14*f.) die Heimat des Zyklus in Nord-Lancashire nachzuweisen, jedoch ohne besonders tiefes Eindringen in den Gegenstand. Reime wie *know: law* sind natürlich für den Norden charakteristisch, aber solche wie *grow: saw, do: straw, draw: narrow* nicht; ebenso beweisen die zahlreichen *ē:ī*-Reime (*bee: cry*) nichts. *Dawn* für *down* ist einfach ein Schreibfehler! Auch was Brown aus dem Wortschatz erschließen will, ist vielfach nicht stichhaltig, z. B. ist *eyne* gerade eine südliche Form, *fitters* „Stücke“ wird im NED. von 1532—1639 bei Th. More, Raleigh und Fuller belegt, *meeres* „Grenzen“ ist in älterer Zeit ein allgemeines Wort und wird noch 1600 in Hollands Liviusübersetzung gebraucht, *brab(b)le* findet sich im 16. und 17. Jahrh. bei Udall, Raleigh, Greene, Holcroft, Cotton, Shakespeare, Milton, Holinshed, um nur einige Zitate zu geben, desgl. *ken* bei Peele und Shakespeare; *kinred* war bis ins 17. Jahrh. gebräuchlich, *bledder* = *bladder* findet sich auch in andern Mundarten, für *prittle-prattle* gibt das NED. Belege von 1552 an; es ist überhaupt kein Dialektwort. Selbst *neen* „nine“ ist kein spezifisches Lancashirewort, wie man bei J. Wright sehen kann, dessen „Dialect Grammar“ und „Dialect Dictionary“ der Herausgeber überhaupt nicht zu kennen scheint! Die Beweiskraft von *childer* und *hill* „hüllen“ bezweifelt er selbst, und so bleibt herzlich wenig übrig, was auf Lancashire weist. Trotzdem möchte ich dieses als Heimat des Werkes nicht anzweifeln, da dort die Tätigkeit der Katholiken unter Jakob I. besonders groß war. In Douay wurden damals von den Jesuiten katholische Priester für England ausgebildet, die besonders aus Lancashire stammten; wahrscheinlich war der Dichter ein Student der Theologie oder schon Priester, der seine Stücke in Douay schrieb. Seiner Verehrung für den Orden gab er durch den Gebrauch des Namens *Loyolus* im „Saul“ deutlichen Ausdruck. Kontroverselemente hat er aber sorgfältig ver-

mieden, obgleich die Anmerkungen der Douaybibel dazu reichlich Gelegenheit gegeben hätten.

Als Entstehungszeit möchte Brown die Jahre 1610—25 ansetzen, besonders weil das Possessivpronomen *its* darin noch nicht gebraucht wird, wohl aber viermal dafür die Form *it* erscheint. In bezug auf dramatische Technik stand der Dichter (ausgenommen beim Naamann-Spiel) noch auf dem Standpunkt der alten geistlichen Spiele. Das Metrum hat er dem „Horestes“ John Pikeryngs entlehnt, die Stücke waren, wie sich aus vielen Stellen des Textes ergibt, offenbar für eine öffentliche Aufführung bestimmt (aber wo?) und in eine Reihe von Gruppen geteilt. Jedenfalls bilden sie ein merkwürdiges Phänomen in der Geschichte des englischen Dramas, indem sie zeigen, wie selbst ein gebildeter Dichter in der Entwicklung der Kunst hinter seiner Zeit zurückbleiben kann.

Für die Lesbarkeit des Textes hat der Herausgeber leider zu wenig getan. Moderne Interpunktion, Initialen bei Eigennamen, Markierung der verschiedenen Szenen und Schauplätze, Auf- und Abtreten der Personen, Hinzufügung der mehrfach fehlenden Personenverzeichnisse wäre doch für ihn eine kleine Arbeit, für den seufzenden Leser eine große Hilfe gewesen! Nur hin und wieder sind Schreibfehler verbessert¹⁾ und fehlende Verse markiert; Anmerkungen fehlen gänzlich, außer dem in der Einleitung Gesagten. Jedenfalls hat die Forschung an diesem Textband noch reichlich zu arbeiten, besonders auf sprachlichem Gebiete.

Kiel.

F. Holthausen.

Fourteenth Century Verse and Prose ed. by Kenneth Sisam. Oxford, Clarendon Press. 1921. XLVII u. 292 S. 8°. — Preis: 7/6.

Ein hübsch ausgestattetes und wohlausgeführtes mittelenglisches Lesebuch legt uns ein Schüler Napiers vor, das auch unsern Studenten warm empfohlen werden könnte, wenn unser Valutastand ihnen nur die Anschaffung ermöglichte!

¹⁾ Ob Schreib- oder Druckfehler vorliegen, ist nicht immer sicher, so steht z. B. S. 3, V. 60 *The* für *They*, S. 17, 346 fehlt *The* vor *fifth*, S. 81, 1123 steht *immoluted* für *immolated*, S. 227, 90 gehört *o king* ans Ende, S. 268, 166 l. *wretchedst*, S. 269, 193 *vouchsafe*, S. 270, 221 fehlt wohl *else* vor *mistres*, ib. 222 streiche *see thou* u. a. m.

Die Einleitung entwirft in großen Zügen ein Bild der Literatur und Kultur des 14. Jahrhunderts und gibt zugleich Winke für dessen Studium. Veranschaulicht wird die Lokalisierung der Dichtungen und Prosawerke durch eine Karte mit den eingeschriebenen Namen der betreffenden Denkmäler. Ein Glossar von Mr. Tolkien soll noch folgen, jetzt muß sich der Leser mit den ausführlichen Anmerkungen am Ende des Buches (S. 204 ff.) begnügen. Die Texte, ziemlich konservativ behandelt, beruhen z. T. auf eignen Kollationen; offenbare Fehler sind direkt beseitigt und notwendige Ergänzungen in Klammern eingefügt; Verderbnisse, deren Beseitigung nicht ganz sicher schien, durch zwei Kreuze gekennzeichnet. Die Lesarten der Handschriften finden sich in den Fußnoten.

Unter den Texten finden wir eine Anzahl alter Bekannter, es sind 17 verschiedene Nummern. Natürlich läßt sich über solche Auszüge verschieden urteilen, aber der Herausgeber scheint mir im ganzen richtig und geschmackvoll gewählt zu haben. Zu einzelnen Stellen möchte ich einige Bemerkungen fügen: S. 5, 58 l. *as telleþ* (us) *þe Latyn tunge*. — 7, 109 l. *ech* (Hs. *eury*) *hand in ouþer so fast was loke*. — 14, 2 l. *as clerkes don us* (for) *to wyte*. — ib. 19 l. *þey toke her harpys wiþ* (gret) *game*. — 16, 82: *And was reucey(se)d out of hir witt* scheint mir keine glückliche Besserung der betr. Orfeo-Stelle. Das Ashmole-Ms. hat *rauysed*, was auch keinen Sinn gibt, ebenso wenig das *wode out* des Harl. Ms. Sollte nicht *remeued* das ursprüngliche sein (vgl. Notes)? Einenkels *wel neg* liegt doch zu weit ab. — 21, 258 l. *and berien boþe gret* (and) *lite* statt *bot gode lite*. — 178, 209 und 211 fehlt der Reim zwischen *ferde* : *grathed*; man lese statt dessen *fraid* (S. schlägt *flaid* vor) : *graid*. Im übrigen verweise ich auf meine zahlreichen Bemerkungen zu diesen Texten, die teils in Rezensionen, teils in selbständigen Aufsätzen im Laufe der Jahre von mir veröffentlicht sind und die ich hier nicht wiederholen möchte.

Die Anmerkungen haben einen neuen Zug: sie geben zunächst eine kurze grammatische Analyse jedes Textes auf Grund der Reime und bestimmen danach die Heimat. Dies halte ich für besonders nützlich und nachahmenswert. Auch hier seien einige Berichtigungen beigelegt. S. 204: me. *sō* hatte doch nicht geschlossenes *ō* wegen ae. *swā*, da das *w* ja schon geschwunden war, ehe *ā* > *ǣ* wurde. — 207, 254: Der

Reim *troð*: *God* erinnert an ne. *fled* und *shod*; vielleicht darf auch schwed. *troð* (zu *tro*) hier erwähnt werden, da *troð* zu skand. *tro* gehören könnte. — 209, 57: Im King Orfeo ist vielleicht *time* st. *comessing* zu lesen; V. 247 würde *gin* st. *comsi* den Vers bessern. — ib. 157 f.: Der sinnlose Reim *palays: ways* ist nicht durch *palys: wys* zu beseitigen, sondern durch Einsetzung von *alle ways* st. *ich ways*. — 210, 215 l. *se* st. *understond*. — 258, ist. *Sent Kasi* ist offenbar der heilige *Nicasius* von Rheims oder von Rouen, s. Stadlers Heiligenlexikon.

Den Schlufs bildet eine klare und übersichtliche Darstellung der englischen Laut- und Flexionslehre des 14. Jahrhunderts. Zu S. 288 möchte ich auf den Aufsatz Lindkvists, *Anglia* 45, 1 ff., hinweisen, der me. *shō* „sie“ aus ae. *heō* erklärt, dessen Anlaut satzphonetisch mit vorhergehendem -s zu *š* verschmolz, vgl. ne. *sūw* < *sjūr* u. ä.

Kiel.

Ferd. Holthausen.

Kurt Urlau, *Die Sprache des Dialektdichters Will. Barnes*. Berliner Dissertation 1921. 54 S. 8°.

Nachdem der Verfasser eine Seminararbeit über die Schreibweise in den Gedichten von W. Barnes vollendet hatte, studierte er im Herbst 1913 den Dialekt von Dorsetshire an Ort und Stelle, nahm sogar vier Schallplatten davon auf. Deren Inhalt teilt er in genauer phonetischer Umschreibung mit — es sind drei Gedichte von Barnes, eins von Young — darunter steht die von den Dichtern angewandte Schreibform. Eine Bibliographie und Lautbeschreibung schliessen sich an. Den eigentlichen Inhalt der Arbeit bildet aber eine historisch gehaltene Lautgeschichte, wobei Urlau die Sprache Chaucers zu Grunde legt. Dies ist ja bequem und erleichtert die Orientierung, ist aber insofern nicht ohne Bedenken, als der Londoner Dialekt des 14. Jahrh. ja nicht die Vorstufe des heutigen Dorseter bildet. Aber wenn man etwa das Poema Morale oder Eule und Nachtigall als näherliegend vorziehen könnte, liegen diese doch zeitlich wieder sehr weit ab!

Die historische Lautlehre ist mit Umsicht und Methode abgefaßt und bietet recht viel des Interessanten, zeigt aber auch wieder, wie wenig einheitlich die heutigen englischen Mundarten sind. Hier scheinen starke Mischungen und fremde Einflüsse zu herrschen. — Beim Vokalismus unterscheidet der

Verf. quantitative und qualitative Veränderungen, wodurch natürlich manches zusammengehörige auseinandergerissen wird, obgleich sich auch die Vorzüge dieser Betrachtungsweise nicht leugnen lassen. Zu den Ausführungen des Verf. gebe ich einige Bemerkungen.

Sollte *kaadl* 'confusion' S. 20, § 1 nicht = *quarrel* sein? Es hätte dann die französische Aussprache von *qu-* erhalten. — *gaaden* ¹⁾ S. 22, § 4 zeigt schriftsprachliche Form, während *lærd* neben *lurd* 'Lord' ib. die unbetonte aufweist. — S. 23, § 5 l. *hritš* st. *kritš*. — S. 24, Z. 3 wird *drid*, S. 46, § 34 dagegen *dred* als Äquivalent von ne. *thread* angegeben. Ist beides richtig? — S. 25, § 6 unten. Ich würde eher sagen: anl. *j* verschmilzt mit *i* zu *ī*; die Neueinsetzung erfolgt wohl unter Einfluß der Schriftsprache. — S. 26, § 8, 3). Fälle wie *brān* 'brand' und *kānkrz* [l. *kānkrz*] 'cankers' würde ich von *nāts* und *grātan* trennen, da hier kein Nasal folgt. — Zu *rādēr* S. 29, § 10, 3 vgl. ne. *ridge*. — S. 31, 1: *jākrz* 'acres' kann auch frz. Lehnwort sein! — S. 32, § 15, 1. Gehört *spiekr* [l. *spiīkr*] vielleicht zu norw. *spæk* 'Spahn'? — S. 35, 3 l. *oonli* st. *onli*. — S. 38, § 21. *tsee* 'chew' soll seinen Vokal vom Prät. bezogen haben! Abgesehen von dieser Unwahrscheinlichkeit, müßten wir dann nach § 24 *oo* oder *dā* erwarten. — S. 39, 2 l. afr. *mande*. — § 26, S. 42. Zu *mid* 'might' vgl. § 35. — § 29. *trmits* 'turnips' beruht zuerst auf Assimilation von *n—p* > *m—p*, worauf Dissimilation von *m—p* > *m—t* eintrat. — S. 44, § 30. Zu *aatr* 'after' vgl. schwed. *äter*, sowie saterländ. *æter*, silter *eeßer* < *efter*. — S. 45, § 31 l. *əguæin* st. *əgæin*. — § 33. Beruht *sāmpl* 'supple' vielleicht auf Einfluß von *simple*? — S. 46, § 34. In *dret* 'thread' für *dred* liegt wohl Dissimilation vor, während bei *ærtšit* 'orchard' und *ritšit* 'Richard' Einfluß von Wörtern wie *basket*, *limit*, *summit* u. ä. vorliegen dürfte. — § 35. In *bærkən* 'barton' erscheint Dissimilation von *t—n* > *k—n*. — Ib. *worrit* ist auch schottisch und beruht nach Schröer auf Kreuzung mit *ferret*. — § 36. *ææiv* 'scythe' zeigt Dissim. von *s—ð* > *s—v*. — Ib. Ist *gās* 'girth' etwa der Plural? — S. 49 oben: den Übergang von *holn* > *holm* würde ich eher als Dissimilation bezeichnen. — S. 49, § 40. Bei *slent* 'slit' kommt wohl Mischung mit *vent*

¹⁾ Ich habe die Schreibung etwas vereinfacht.

in Betracht. — § 41. *vlænən* 'flannel' zeigt vielleicht Einfluß der Stoffadjektiva wie *golden* etc., sonst wäre Assimilation möglich. — S. 50: in *muorst* liegt Einfluß von *mur* 'more' vor, vgl. das nhd. dialekt. *mehrste*. — S. 51. Ist *scruff* = ae. *scēorf*? — S. 52, § 43. *krenr* 'grammar' scheint an *to cram* angelehnt zu sein. — § 44. In *græbstok* ist anl. *k* wegen des ausl. *b* zu *g* geworden; vielleicht liegt auch Assimilation an den Auslaut vor. In *guku* liegt Dissim. vor.

Leider hat der Verf. wegen der hohen Herstellungskosten von einer Hinzufügung der Formenlehre Abstand nehmen müssen. Aber auch in der vorliegenden Gestalt ist seine Arbeit ein höchst willkommener und wertvoller Beitrag zur englischen Dialektforschung.

Kiel.

F. Holthausen.

Otto Jespersen, Engelsk Fonetik. Udarbejdet til brug for lærere og studerende med hjælp av H. Helweg-Møller. Anden gennemsigtede udgave. Kopenhagen und Kristiania, Gyldendalske boghandel, Nordisk Forlag. 1921. Kl. 8°. 143 S. Mit einer Tafel.

Jespersen vermehrt die Reihe seiner viel benutzten und allgemein geschätzten phonetischen Lehrbücher um ein neues. Seine dänisch geschriebene *Fonetik* erschien in den Jahren 1897—99. In der deutschen Ausgabe wurde der Inhalt auf zwei Bände verteilt. Der erste, Jespersens Meisterwerk: *Lehrbuch der Phonetik* erschien im Jahre 1913 in zweiter Auflage (Leipzig und Berlin, Teubner). Der zweite Band unter dem Titel *Phonetische Grundfragen* (1904) enthält die Behandlung allgemeiner Fragen. Der wesentlichste Inhalt der großen Phonetik ist wiedergegeben in dem vortrefflichen kleinen *Elementarbuch der Phonetik* (Leipzig und Berlin, Teubner, 1912, kl. 8°, 187 S.). Eine zusammenfassende Darstellung der Phonetik des Dänischen bietet *Modersmålets Fonetik* 1906.

Der Phonetik des Englischen wird in dem *Lehrbuch* ein breiter Raum gewährt. Die *Modern English Grammar I* (Heidelberg 1909) hat einen besonderen Abschnitt: Present English Sounds. Das vorliegende Buch bietet nunmehr eine planmäßige Darstellung der englischen Phonetik in dänischer Sprache für Lehrer und Studierende. Das Buch zeichnet sich

aus durch dieselben Vorzüge wie die andern phonetischen Lehrbücher Jespersens: scharfe und selbständige Beobachtung, klare und wohlgeordnete Darstellung.

Von Einzelheiten seien nur zwei herausgegriffen, die neuerdings behandelt worden sind. A. Schröer hat darauf aufmerksam gemacht, daß ein Unterschied zwischen dem *o* in *was*, *what* und *God*, *not* besteht (GRM. 4, 273 und Aussprachwörterbuch S. 522). J. erwähnt diesen auch schon vom NED. beachteten Unterschied nicht. Nach Curtis, Anglia-Beibl. 26, 282 wird der Unterschied ohne Zweifel von einigen Sprechern gemacht: 'but it may be doubted whether the distinction is universal or even widely spread'. Jedenfalls ist die verschiedene Entwicklung von me. *ō* und me. *ǣ* nach *w* sprachgeschichtlich von großem Interesse. — Als Seitenstück zu der rhythmischen Regelung der Betonung in *fóurteen*: *fourteen* *yéars* u. dgl. nennt J. dänisch *madám*: *mádam Hánsen* (S. 129, vgl. auch Lehrbuch S. 220). Kürzlich hat H. Schröder, GRM. 8, 252 auf den rhythmischen Akzent im Deutschen aufmerksam gemacht, z. B. *General*: *Génral Lúndendorff*; aus Giefßen füge ich hinzu *die Káplansgáss* gegenüber *der Káplán*. E. Kruisinga, A Grammar of Present-Day English I, Utrecht 1909, S. 31³ nennt nld. Seitenstücke, z. B. *hij is een aartshertog*: *áartshertog Férdinand*.

Giefßen.

Wilhelm Horn.

Leabhar Gabála, The Book of Conquests of Ireland. The Recension of Micheál O Clérigh. Part I. Edited by R. A. Stewart Macalister and John Mac Neill. Dublin 1916, Hodgs, Figgis & Co. 285 S. 8°. 5 sh.

Das „Buch der Eroberungen“ ist eine im 12. Jahrh. n. Chr. entstandene, sehr umfangreiche gelehrte Abhandlung, die die Geschichte Irlands vom Anfang der Welt bis zum letzten unumstrittenen Oberkönig erzählen will und deren Hauptteil die genaue Schilderung der angeblichen sechs „Eroberungen“ der Insel durch verschiedene, zum Teil mythische Völkerschaften bildet. Da dieser Text die Hauptquelle von Keatings Geschichte und der Annalisten, indirekt auch moderner Historiker für die vorchristliche Zeit der grünen Insel darstellt, muß man sich wundern, daß er der Allgemeinheit nicht früher zugänglich gemacht worden ist, die bisher auf eine ungenaue

und schwer erreichbare alte französische Übersetzung angewiesen gewesen war.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, zu bemerken, daß der Abhandlung nur ein sehr geringer historischer Wert zukommt, da sämtliche „Eroberungen“ Erzeugnisse mittelalterlicher Gelehrtenphantasie sind, die an der Hand von Landkarten und Autoren, wie Eusebius, Orosius, usw. eine Urgeschichte Irlands fabriziert haben. Das schließt natürlich nicht aus, daß sie auch wirklich wertvolles Material mit verarbeitet haben, und darin liegt für uns das Hauptinteresse des Buches, von dem bisher vorläufig nur der erste Teil erschienen ist. Er bringt nur die jüngste Textversion, die 1630 von dem berühmten Gelehrten O'Clery kompiliert wurde. Die älteren Versionen samt vollständigem kritischem Apparat und, wie wir hoffen wollen, eingehenden erklärenden Anmerkungen, sollen den zwei folgenden Bänden vorbehalten bleiben. Ein abschließendes Urteil über das Werk ist daher heute naturgemäß noch nicht möglich. Im Allgemeinen sind Text und Übersetzung gut und zuverlässig, wenn auch namentlich bei den oft schwierigen, eingesprengten Gedichten mancherlei zu bessern ist.

S. 46, Z. 2 lies: *gnimh n-olc n-edraid* „evil deed of lust“. S. 65, Z. 6 lies: *for which every very subtle druid composes*. S. 110, Z. 3 lies: *tairlech* „the slaughter“. S. 111, Z. 5 lies: *All who have been sent, fight*. S. 133, Z. 6 lies: *Senghann of the speers*. S. 147, Z. 8 lies: *men you shall slay*. S. 157, Z. 1 lies: *Enough of a host, what has restrained them?* S. 165, Z. 14 u. S. 181, Z. 12 lies: *in form of the milk*. S. 213, Z. 18 lies: *when the fair freckled one died*.

Berlin.

J. Pokorny.

Wēalhþeo(w).

Der Name der Gemahlin Hroðgars muß auffallen. *Wēalh* = Kelte, *þeow* = Magd, Dienerin, got. *þiwi*. Der Name würde also bedeuten: Die Dienerin des Kelten.

Mit dieser Wiedergabe vermag ich mich nicht zufrieden zu geben.

Wie Björkman¹⁾ betont, kann die Gemahlin Hroðgars nicht als Unfreie gelten. Im Beowulf (613) heißt es:

cwēn Hrōðgāres, cynna gemyndig.

¹⁾ *Anglia*, Beiblatt XXX 180, Anm.

Die Gemahlin Hroðgars war sich bewußt, was sie ihrer Familie schuldig war; sie wußte, wie sie sich als vornehme Frau zu benehmen hatte.

Beowulf 615 nennt sie *freolic wif*,

Beowulf 2174 *ðeodnes dohtor*,

Ganz abgesehen davon, daß man sich eine ursprünglich Unfreie kaum als Gemahlin Hroðgars vorstellen könnte, bezeugen die zitierten Stellen ihre vornehme Abkunft. Woher stammt sie?

Nur Beow. 620 scheint eine Aufklärung zu geben. Hier wird sie als *ides Helminga* bezeichnet. Ein Geschlecht der Helminge begegnet uns sonst nirgends. Nur Widsið 29 nennt einen Helm als Herrscher der Wulfinen: *Helm Wulfinum*.

Björkman¹⁾ möchte *Helmingas* mit „die Helme tragenden“ übersetzen und will Helm als ein dazu erfundener Eponymus gelten lassen.

Pflichtet man dieser Auffassung bei, so bleibt zu erwägen, warum der Widsið-Dichter diesen Helm in Verbindung mit den *Wulfinas* bringt. Es scheint mir, als ob die *Wulfinas* den beischmückenden Namen *Helmingas* = die Helme tragenden trugen und Widsið sie als die *Wulfinas* = *Helmingas* kannte. Der Alliteration zuliebe setzte er ihnen nicht einen Wulf, sondern einen Helm als Fürsten an die Spitze.

Die *Helmingas* wären demnach mit den *Wulfinas* zu identifizieren, und diesem Stamme wäre *Wæalhþeow* zuzuteilen.

Eine andere Frage ist es, ob die im Beowulf (461, 471) erwähnten *Wylfinas*, die man jetzt²⁾ wohl als skandinavischen Stamm betrachten muß, den *Wulfinas* des Widsið gleichzusetzen sind, wie Chambers³⁾ es tut.

Björkman⁴⁾ betont, daß es nicht der Fall zu sein braucht, zumal die *Wulfinas* des Widsið mit den *Hocingas*, *Woingas* und *Þyringas*, also mit kontinentalen Stämmen, zusammen genannt werden. Wir hätten nach Björkman also zu unterscheiden zwischen den *Wylfinas*, die nach den im Beowulf (456 ff.) erzählten Begebenheiten zu schließen, in der Nachbar-

¹⁾ Studien über die Eigennamen im Beowulf, 59.

²⁾ Björkman, Studien, 120 ff.

³⁾ Chambers, Widsið, 198.

⁴⁾ Studien, 122.

schaft der Gauten zu suchen sind, und den Wulfingas = Helmingas, die ihre Sitze auf dem Kontinent gehabt zu haben scheinen.

Die nächste Frage ist, wo die Sitze der Wulfingas zu suchen sind. Meiner Ansicht nach darf man sich von der Gröfse dieses Stammes, wie überhaupt von derjenigen der vielen im Beowulf und Widsið erwähnten Völker, deren Namen uns weniger geläufig sind, keine allzu grofse Vorstellung machen. Wie die Hocingas m. E.¹⁾ nur als Unterstamm der Jüten zu betrachten sind, so muß man sich auch wohl die Wulfingas etwa als die Angehörigen der Sippe eines gewissen Wulf vorstellen, die einem der auf dem Kontinent wohnenden germanischen Stämme angehörte.

Die Tatsache, daß wir in England einem Ortsnamen *Wolfigeslaew* ²⁾ begegnen, läßt vielleicht die Vermutung zu, daß wir es mit einer Sippe zu tun haben, die sich an der Auswanderung nach England beteiligte, zumal wir im Beowulf nirgends mehr auf Stammesangehörige der *Wæalhpeow* treffen. Dann hätten wir die Sippe der Wulfingas einem der Stämme der Angelsachsen zuzuteilen, und wir müßten erstaunt sein, eine Angehörige dieser Sippe mit dem Namen *Wæalhpeow* belegt zu finden, denn die Wulfingas konnten dann den Dänen nicht als Fremdlinge erscheinen.

Vielleicht vermag uns der Ortsname *Wolfigeslaew* näheren Aufschluß über die Stammeszugehörigkeit der Wulfingas zu geben. Wie ich dargetan habe,³⁾ scheinen die in England sich sehr spärlich findenden Siedelungsnamen auf *lew* und *laew* auf warnischen Ursprung zurückzugehen. Sie entsprechen den Ortsnamen auf *leben* im Nordthüringgau, wohin, wie ich annehme, grofse Teile der Warnen auswanderten. Demnach könnte man wohl annehmen, daß das Geschlecht der Wulfingas ein warnisches Geschlecht war und zu den geringen Teilen dieses Volkes gehörte, die sich der Auswanderung der Angelsachsen nach England anschlossen.⁴⁾

¹⁾ Beiträge zur Geschichte der Eroberung Englands durch die Angelsachsen, 23.

²⁾ Chambers, Widsið, 198.

³⁾ op. cit. 23; vgl. auch Chambers, Widsið, 245.

⁴⁾ Was den bei Chambers, Widsið, 198 ebenfalls erwähnten Siedelungsnamen Wylfigaford anbelangt, so möchte ich diese Siedelung für eine

Wenn man ferner in betracht zieht, daß schon frühzeitig zwischen Warnen und Thüringern tiefgehende innere Beziehungen bestanden haben müssen — *lex Anglorum et Werinorum hoc est Thuringorum* —, so erklärt es sich auch, warum Widsið die Wulfingas und Pyringas zusammen aufführt.

Zusammen mit den Wulfingas nennt Widsið die Hocingas, die in der Episode vom Friesenkönig Finn eine Rolle spielen, und gerade diese Episode ist es, die m. E. uns weiteren Aufschluß über die Königin *Wæalhþeow* zu geben vermag.

Bevor ich auf den Inhalt der Finnepisode eingehe, möchte ich die Frage aufwerfen, wie die Situation ist, bevor der Scop am Dänenhofe die Kämpfe in Friesland besingt.

In der Halle herrscht Jubel beim Trinkgelage. Hroðgar läßt den Scopen ein Heldenlied vortragen. Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß die Ereignisse, die der Scop nun schildern wird, den Zuhörern bekannt sind, daß sie ferner in irgend einen Zusammenhang zu bringen sein müssen mit Angehörigen des Dänenhofes. Einen den Zuhörern gleichgültigen, fremden und sie nicht berührenden Stoff kann man sich wohl kaum an einem Königshofe vorgetragen denken.

Wer ist der Held des Liedes, und wer am Dänenhofe soll durch den vom Scopen zum Vortrag gebrachten Gesang gefeiert werden?

Wie ich darzutun versucht habe,¹⁾ ist der Held des Liedes keineswegs Finn, sondern Hengist. Dieselbe Ansicht äußert neuerdings auch Björkman.²⁾

Hengist und seine Leute werden aber nicht als Dänen, sondern als Jüten (Eoten) bezeichnet. Angesichts der zweifelhaften, verräterischen Rolle, die Hengist und seine Sippe spielen, liegt es gewiß nicht in der Absicht des Scopen, ihn, den Jüten, zu besingen.

Gewiß ist Hengist der Hauptheld des Finnepisode, aber der Hauptinhalt des Epos, das von den Kämpfen in Friesland berichtete, und von dem uns in der Finnepisode und dem Finnsburg-Fragment nur Bruchstücke erhalten sind, kann nicht die Heldentaten Hengists zum Gegenstand der Ver-

langobardische halten; vgl. Beardingford bei Bruckner, Die Sprache der Langobarden, 32, Anmerkung.

¹⁾ op. cit. 53.

²⁾ Studien, 22^a.

herrlichung gehabt haben, sondern die Heimholung einer Frau: der Hildeburh.

Ich lasse es dahingestellt, ob man annehmen soll, die Hildeburh sei von Finn geraubt worden, wie Schücking es tut,¹⁾ ob man es also im letzten Grunde mit einer Entführungs- und Heimholungssage zu tun habe, wie bei Gudrun, und inwieweit schliesslich mißverstandene poetische Ausmalung vorliegt,²⁾ daß aber das Motiv der Heimholung in dem erhaltenen Bruchstücke der Finnepisode eine gewichtige Rolle spielt, scheint mir unzweifelhaft und aus dem Schlusse der Episode (Vers 1157—59) hervorzugehen:

*Hie on sælāde
drihtlice wif tō Denum feredon,
læddon tō leodum.*

Um Hildeburh als Hauptfigur scheint sich der Inhalt des Epos, das die Kämpfe gegen Finn schilderte, zu gruppieren. Zwar gehört auch ihre Person dem verräterischen Stamme der Eoten an, aber der Scop behandelt sie von vornherein anders:

*Ne hūru Hildeburh herian þorfte
Eotena treowe: unsynnum³⁾ wēard
beloren leofum. Beo. 1071 ff.)*

„Die Hildeburh konnte sich zwar der Treue der Eoten (ihrer Sippe) nicht rühmen, aber sie selbst ward, ohne daß sie eine Schuld traf, ihrer Lieben beraubt.“

Nicht ohne Grund scheint mir der Scop ihre Unschuld zu unterstreichen.

Wo aber sind die Fäden, die von der Hauptheldin der Finnepisode, deren Makellosigkeit der Scop bei Beginn seines Gesanges ausdrücklich hervorhebt, der Jütentochter Hildeburh, hinüberführen zum Dänenhofe?

Einen Anhaltspunkt gibt uns der Schluß der Finnepisode: *tō Denum feredon*. Aber das genügt nicht. Die Stelle besagt zwar, daß die Jütentochter Hildeburh zu den Dänen in Be-

¹⁾ Heyne-Schücking, Beowulf, Paderborn 1918, pag. 118, zu Vers 1157: Hildeburg ist wahrscheinlich eine von Finn im Kriege geraubte Dänin.

²⁾ Imelmann, Forschungen zur altenglischen Poesie, 365.

³⁾ *unsynnum* fasse ich mit Paul Grimm, Beiträge zum Pluralgebrauch in der altenglischen Poesie, Diss. Halle, 1912, 187 nicht als Adjektivform, sondern als Dat. Instr. Plur. auf und beziehe es auf Hildeburh.

ziehung tritt, bietet aber keine Erklärung dafür, daß nach einem Menschenalter — denn so viele Jahre sind nach ihrer Befreiung verflossen — die Erinnerung an ihre Person am Dänenhofe noch überaus frisch ist. Sie muß eine besondere Rolle am Dänenhofe gespielt haben.

Indessen glaube ich, der Lösung dieser Frage näher zu kommen, wenn man die Situation nach Beendigung des Scopenedes beleuchtet.

Nachdem die letzten Worte des Scopens verklungen sind, erhebt sich Wæalhþeow. Sie begibt sich zum Könige und überreicht ihm einen Trunk, wie ich annehmen möchte, als Dank für das dem Scopen befohlene Lied über Finns Untergang und die Befreiung Hildeburhs. Sie fühlt sich also besonders geehrt, und der Inhalt des Heldengesanges geht sie in erster Linie an.

An und für sich liegt es nahe, anzunehmen, daß der Scop die Verherrlichung einer Frau auf eine andere Frau und nicht auf einen Helden zurückstrahlen lassen will. Man mag die Helden am Dänenhofe zudem der Reihe nach durchgehen, man wird kaum eine Gestalt finden können, die durch die Verherrlichung der Jütin Hildeburh geehrt werden soll. Die Art aber, wie Wæalhþeow nach Beendigung des Liedes auf den Scopengesang reagiert, macht es mir höchst wahrscheinlich, daß der Vortrag eine Ehrung für sie sein soll.

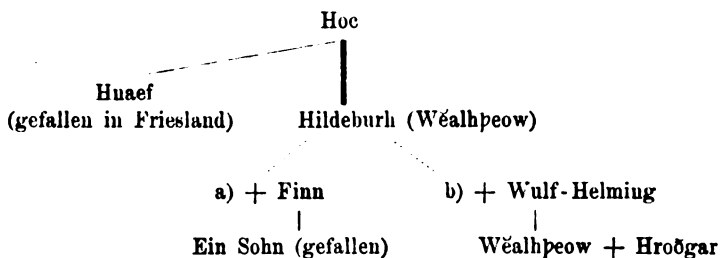
Zwischen ihr und Hildeburh muß also eine Brücke zu schlagen sein.

Es geht nicht an, sie selbst mit der Hildeburh zu identifizieren. Die Kämpfe am Hofe Finns haben sich etwa um 445 abgespielt. Der Zeitpunkt, wo der Scop die Ereignisse besingt, liegt etwa um 515. Es liegt auf der Hand, daß man in Wæalhþeow nicht die Hildeburh zu erblicken hat. Hildeburh muß inzwischen verstorben sein. Die Gesamtumstände scheinen mir dafür zu sprechen, daß wir Wæalhþeow als eine Verwandte der Hildeburh, und zwar, so möchte ich annehmen, als ihre Tochter anzusprechen haben, zumal die Zeitumstände nicht dagegen sprechen. Das würde auch eine Erklärung dafür sein, daß der Gesang des Scopens, der eine fremde, zum Dänenhofe anscheinend in keinen Beziehungen stehende Frau verherrlicht, großen Jubel bei den Zuhörern auslöst.

Da wir Wæalhþeow (Beowulf 620) als *ides Helminga* be-

zeichnet finden, unter den Helmingas aber die Wulfingas verstanden, so wäre daraus der Schlufs zu ziehen, dafs Hildeburh nach ihrer Heimholung sich einem Recken aus dem Geschlecht der kontinentalen Wulfingas (Warnen) vermählte. Beider Tochter ist Wéalhpeow, die Gemahlin Hroðgar.

Nach dem oben gesagten, kommen wir zu folgender Genealogie:



Wir kommen nunmehr der Erklärung des Namens Wéalhpeow näher.

Björkman beschäftigt sich¹⁾ eingehend mit der Person der Wéalhpeow und kommt zu dem Schlufs, dafs sie eine von den Dänen in einem fremden Lande geraubte Prinzessin sei. Die Schwierigkeit, die sich bei der Übersetzung des Namens ergibt, läfst allerdings leicht zu dieser Deutung kommen. Indessen kann ich mich dieser Meinung nicht anschließen. Man müßte sich wundern, hiervon im Beowulf auch nicht die leiseste Andeutung zu finden. Eine solche Gewinnung einer fremden Prinzessin durch die Dänen setzt gefährliche Fahrten über die See und ruhmreiche Kämpfe der Dänen voraus, auf die im Beowulfepos sicherlich angespielt wäre. Wéalhpeow ist eine *ides Helminga* (Beowulf 620), und das Geschlecht der kontinentalen Wulfingas-Helmingas kann den Dänen nicht als ein fremdes (Wéalh!) erschienen sein.

Andererseits hebt Björkman¹⁾ die Möglichkeit hervor, dafs Wéalhpeow nach einer anderen Frau, die aus einem fremden Lande stammte, benannt sein könnte, und spricht diese Möglichkeit als die wahrscheinlichste an. Indem ich mir diese Auffassung zum Teil zu eigen mache, möchte ich folgenden Schlufs ziehen.

¹⁾ Anglia, Beiblatt, XXX, 177 ff.

Wæalhpeow = Magd, Dienerin des Fremden.

(Vgl. die ähnliche Rolle Gudruns.)

Dieser Name bezog sich ursprünglich auf Hildeburh, die wahrscheinlich von dem Friesenkönig Finn geraubt wurde und lange Jahre am Hofe der Friesen zubringen mußte, bis sie schließlich von ihrer Sippe befreit und heimgeholt wurde.

Der Name Wæalhpeow rief die Erinnerung an die Leidenszeit der Hildeburh und die gigantischen Lämpfe der Jüten am Hofe Finns wach und hielt sie fest.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß schon zur Zeit dieser Kämpfe die Absorbierung von Teilen des Jütenstammes durch die Dänen einsetzte — die Jüten erscheinen schon im Beowulf als Halbdänen —, so läßt sich wohl annehmen, daß die Kämpfe am Friesenhof bei den Dänen nicht nur bekannt waren, sondern die Erinnerung an sie auch gepflegt wurde. Das vornehmste Beispiel für diesen Assimilierungsprozefs ist die Heirat zwischen Hroðgar und der Tochter der Hildeburh selbst. Der Beiname der berühmten Mutter, mit dem sich die von den Scopen besungenen Heldentaten der Halbdänen in Friesland verknüpften, verdrängte bald ihren ursprünglichen Namen Hildeburh und wurde nach Erscheinen ihrer Tochter am Dänenhofe auf diese übertragen.

Halle.

Willy Meyer.

Understanded.

G. Wendt, Syntax des heutigen Englisch, I (Heidelberg 1911), S. 8, erklärt die neue Form *understanded* für „biblisch“. E. Ekwall, Historische ne. Laut- und Formenlehre (Sammlung Götschen), S. 131, schreibt: „*understanded* kommt als Zitat aus der Bibel 1611 in der Literatur nicht selten vor“. Es handelt sich um das geflügelte Wort *understanded of the people*. Da sich die Angabe des biblischen Ursprungs in diesen vielbenutzten Handbüchern findet, ist es wohl angebracht, darauf hinzuweisen, daß die Wendung in der Authorized Version der Bibel nicht vorkommt, daß sie vielmehr den Religionsartikeln der anglikanischen Kirche vom Jahre 1562 entstammt und zwar den Artikeln 24 und 35. Die Religionsartikel sind im *Book of Common Prayer* abgedruckt.

Auf diese Quelle des Wortes ist in der vorliegenden Zeitschrift schon früher aufmerksam gemacht worden: von J. Klapperich XI, 171 und von F. Flügel XIV, 47. Schon in seinem Wörterbuch hatte Flügel angegeben, daß Todd, der Bearbeiter von Johnsons Wörterbuch (1818), das Zitat aus den Glaubensartikeln bietet. Auch S. Pegge, *Anecdotes of the English Language*, London² 1814, S. 67, Anm. 57, führt *understanded* aus dem 35. Artikel an.

Das Part. Praet. *understanded* begegnet auch aufserhalb unserer Formel in der früh-ne. Literatur, auch *withstanded* kommt vor, nicht aber das Simplex *standed*. Vgl. H. T. Price, *A History of Ablaut in the strong Verbs from Caxton to the End of the Elizabethan Period*, Bonn 1910, S. 146—148. Auch im Französischen können wir beobachten, daß zusammengesetzte Verba, besonders solche, deren inhaltliche Beziehung zu den einfachen gelockert ist, 'regelmässige' Flexion annehmen, während die häufig gebrauchten Simplicia ihre alte Form bewahren: *vous dites* und *vous redites*, aber *vous médisez*, *contredisez*, *prédisez*; *je verrai* und *je reverrai*, *j'entreverrai*, aber *je prévoirai*, *pourvoirai*.

Giefßen.

Wilhelm Horn.

Zum Physiologus.

1. Der armenische Physiologus.

Die Freunde der Physiologus-Dichtungen möchte ich auf eine leicht übersehbare Arbeit von Dr. W. Lüdte: „Zum armenischen und lateinischen Physiologus“ in der Festschrift *Huschardean* der Mechitaristen (Wien 1911) hinweisen, durch welche die Arbeiten Manns,¹⁾ Laucherts, Karněsevs, Marrs, Goldstaubs und Strzygowskis in dankenswerter Weise ergänzt werden. Die armenische Übersetzung stammt nach Marr von c. 600, darauf beruht auch eine georgische von c. 800.

2. Physiologusspuren im älteren englischen Drama.

Lauchert hat Engl. Stud. XIV, 205 f. (Anm.) Nachklänge des Physiologus bei Beaumont und Fletcher zusammengestellt.

¹⁾ Vgl. Beiblatt X, 274 ff. und XII, 13 ff.; Verf., ib. 338 f.

Ich kann dazu einige gelegentlich bei der Lektüre gefundene Nachträge liefern:

In „The Maids Tragedy“ IV, 1 sagt Evadne zu Amintor gegen Schlufs der Szene:

*All the creatures,
Made for Heaven's honours, have their ends, and
good ones,
All but the cozening crocodiles, false women!*

In „Rule a Wife and have a Wife“ V, 2 meint Perez zu Anfang der Szene von den Frauen:

*They have so many lives, there is no hanging 'em;
They are too light to drown, they're cork and feathers;
To burn too cold, they live like salamanders.*

Bei Massinger „The Greatduke of Florence“ IV, 1 am Ende sagt Lidia, nachdem sie Giovannis Brief gelesen:

*Were I more deaf than adders, these sweet charms
Would through my ears find passage to my soul.*

und III, 1 fragt Cosimo mit Beziehung auf sie:

*Say, friend, have you seen
This phœnix of our age?*

In der „City Madam“ desselben Dichters erwidert Luke in der 3. Szene des 4. Aktes:

While I, like the adder, stop mine ears.

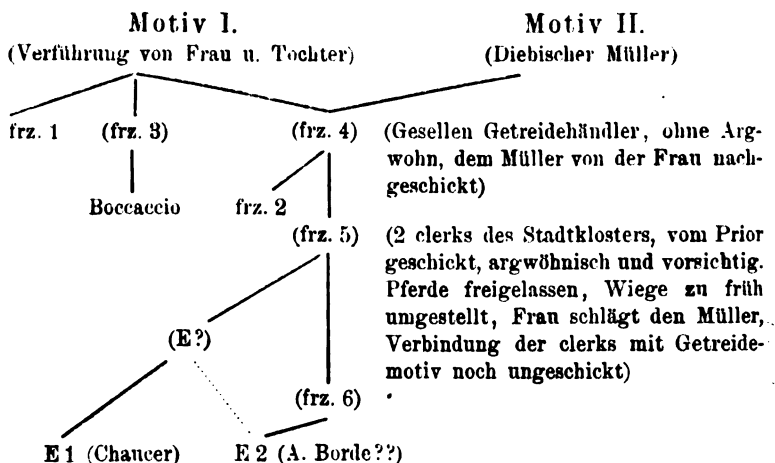
Kiel.

F. Holthausen.

Zu Chaucers 'Reeves Tale'.

Im neunten Bande der Engl. Stud. S. 240 ff. hat Varnhagen die ihm bekannten Fassungen der 'Erzählung von der Wiege' eingehend verglichen und S. 266 einen Stammbaum der verschiedenen Versionen gegeben. Danach hätte Chaucer das französische Fabel 2 benutzt, das in einer Berner und einer Berliner Hs. überliefert und von V. nach letzterer a. a. O. S. 241 gedruckt ist. Gegen diese Ansicht erhebt aber Stehmann in seinem Buche 'Die mhd. Novelle vom Studentenabenteuer' (Palästra LXVII) S. 87 ff. begründete Einsprüche und stellt S. 112 einen ziemlich abweichenden Stammbaum auf, wonach Chaucer eine andere frz. Fassung der Erzählung benutzt hat.

Derselbe sieht bei Weglassung der für uns nicht in Betracht kommenden Dichtungen so aus:



Für E 2 kommt noch das in frz. 6 auftretende Nebenmotiv vom Liebhaber der Tochter hinzu, wozu St. bemerkt: 'Zwei Brüder, clerks, Söhne einer Witwe, von dieser geschickt, Pferde freigelassen, Sack geklopft, Wiege zu früh umgestellt, Frau schlägt den Müller.'

Wenn, wie ich glaube, Stehmann das Verhältnis der verschiedenen Fassungen richtig dargestellt hat, ist Chaucers Umgestaltung des Stoffes nicht so zu beurteilen, wie dies V. S. 261 seiner Abhandlung tut; der Dichter ist vielmehr seiner Vorlage treu gefolgt.

Kiel.

F. Holthausen.

[7. 1. 22.]

I N H A L T.

	Seite
Ia. Förster, Keltisches Wortgut im Englischen	73
Wildhagen, Das Kalendarium der Handschrift Vitellius E XVIII (Brit. Mus.)	82
Exameron anglice or The Old English Hexameron ed. by S. J. Crawford	83
The Stonyhurst Pageants, edited by Charleton Brown	84
Fourteenth Century Verse and Prose, ed. by Sisam	88
Urfrau, Die Sprache des Dialektdichters Will. Barnes	90
Jespersen, Engelsk Fonetik (Horn)	92
Leabhar Gabála, The Book of Conquests of Ireland. The Recension of Micheál O Cléirigh. Part I. Ed. by Stewart Macalister and Mac Neill (Pokorný)	93
Ib. Meyer, Wéalpeo(w)	94
Horn, Understánde	101
Holthausen, Zum Physiologus	102
Holthausen, Zu Chaucers 'Reeves Tale'	103

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

MAY 31 1922

GENERAL LIBRARY
MAY 31 1922
UNIVERSITY OF MICH.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

XXXIII. Bd.

Mai 1922.

Nr. V.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Jessie L. Weston, *From Ritual to Romance*. Cambridge, University Press, 1920. XV u. 220 S. 12/6 sh. net gebunden.

Die vielen Probleme, die sich an die literarische Überlieferung der Gralsage knüpfen, haben früher wie heute vor allem die Romanisten, Keltisten und Germanisten, in geringerem Mafse die Anglisten, beschäftigt; ihre vorliterarischen Probleme haben in immer steigendem Mafse die Aufmerksamkeit der vergleichenden Mythen- und Religionsforscher auf sich gelenkt. Auch das vorliegende Buch will die letzten Wurzeln der Gralsage auf dem Wege vergleichender Religionsforschung blofslegen und stellt in gewissem Sinne eine abschließende Erweiterung und Zusammenfassung der Anschauungen dar, die die bekannte Verfasserin schon in vielen Schriften und Aufsätzen, vor allem in ihrem wichtigen zweibändigen Werke *The Legend of Sir Perceval* (London 1906, 1909, Grimm Library No. 17 und 19), niedergelegt hat. Namhafte Gelehrte, wie Bédier, Lot und Nitze, haben schon damals das Bedeutsame ihrer früheren Hypothesen zugegeben, aber auch gewichtige Stimmen dagegen, sei es gegen die ganze Theorie, sei es gegen wesentliche Einzelheiten, haben sich geltend gemacht (vgl. vor allem die ausführliche Besprechung von J. F. D. Blöte in *Ans. f. deutsches Altert.* 32 (1908) S. 24 f. und 34 (1910), S. 242 f., sowie von E. Brugger in *Ztschr. f. franz. Spr. u. Lit.* 31 (1907), S. 122 f. und 36 (1912), S. 7 f.).

Im 2. Bande ihres erwähnten Werkes lehrte die Verf., dafs die Urform der Gralsage, die sie in der Erzählung des Chrestienfortsetzers Wauchier (V. 19655 f. der Ausgabe von Potvin, Mons 1866) erblickt, auf einem aus einem Vegetationskult erwachsenen, mit dem Adoniskulte wesensähnlichen Mysterienritus beruhe. Der Hauptschwierigkeiten ihrer damaligen Erklärung scheint sie sich immer mehr bewußt geworden zu sein. Sie fußte allzu sehr auf den gläubig hingenommenen Erklärungen auch jetzt noch geübter okkultur Bräuche, und in Einzelheiten waren einige der aufgestellten Be-

Anglia, Beiblatt XXXIII.

ziehungen so phantastisch, daß sie unvoreingenommener Prüfung kaum standhielten. Außerdem war kein Dokument vorhanden, jene alten Bräuche glaubhaft mit der christlichen, keltischen Welt des Mittelalters zu verbinden, die doch als die eigentliche Wiege der Gralsage in ihrer gangbaren literarischen Gestalt angesehen werden darf. In vorliegendem Werke nun, das z. T. auf Anregungen des vergleichenden Mythenforschers und Sanskritisten Leopold von Schroeder¹⁾ fußt, besonders aber den z. T. schon im 2. Bande der *Legend of Sir Perceval* genannten Büchern des im Okkultismus wohlbewanderten G. R. Mead über alte Mysterienbräuche viel verdankt, glaubt Verf. die ihrem Hypothesengebäude bisher fehlenden literarischen Unterlagen gefunden und ihre Theorie bis zur Unwiderleglichkeit gestützt zu haben. Da die neuen Aufstellungen der Verfasserin, auch wenn sie, wie die früheren, in wesentlichen Dingen zur Kritik herausfordern und keine allgemeine Zustimmung finden werden, auf jeden Fall anregend und interessant sind, so möge hier eine gedrängte Inhaltsübersicht ihres Buches Platz finden. Die einzelnen Kapitel sind in der Form von Monographien über die einzelnen Elemente der Gralsage zu verschiedenen Zeiten abgefaßt — eine Entstehungsweise, die die vielen Wiederholungen und etwas Unorganisches, an dem Buche erklärt und entschuldigt. Doch kommt gerade durch die beharrliche Wiederholung der Grund- und Leitgedanke höchst deutlich zum Vorschein.

Nachdem Verf. im ersten Kapitel (*Introductory*) ihren Standpunkt im allgemeinen dargelegt, teilt sie in Kapitel II (*The Task of the Hero*) die Überlieferung der einzelnen Gralversionen betreffs des verödeten und vom Helden wieder zu belebenden Landes mit, in welchem Zug sie einen der allerwesentlichsten Bestandteile der Gralsage erblickt. Da dieser Zug tatsächlich in den hauptsächlichsten Versionen als konstant erscheint, dürfte der Einwand Blötes (*Anz. f. d. Altert.* 34, 252—53), man habe hierbei nur an einen großartigen Fluch zu denken, vielleicht doch unberechtigt sein. Als Kern ergibt sich, ähnlich wie im 2. Bande der *Legend* (S. 252 f.): die Verödung des Landes hängt mit der geheimnisvollen Krankheit des Königs (Verlust der Mannbarkeit) zusammen; die Frage des Helden soll König und Land neu erblühen lassen. Zu diesem Grundmotiv werden in Kapitel III (*The Freeing of the Waters*) altindische Parallelen (*Rig-Veda* und *Mahabharata*) namhaft gemacht, in denen die Aufgabe des Helden (hier meist der Gott Indra) in der „Befreiung der Wasser“, d. h. der Herbeischaffung des Regens, besteht. Gerade hier hätte Verf. mit Vorteil noch den erwähnten Aufsatz v. Schroeders heranziehen können, der hier u. a. die von ihr S. 27 angeführte Geschichte von Rishyaçringa (*Mahabharata*) seinerseits mit dem „uralten, magisch-kultischen Zauber des Generations-

¹⁾ Vor allem *Mysterium und Mimus im Rig-Veda*, Leipzig 1908. Bei-
läufig (S. 81) führt sie an *Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth*,
München 1911; dagegen zitiert sie nicht v. Schroeders allerdings über das
Ziel hinauschießenden, gleichwohl aber mit ihrer eigenen Auffassung z. T.
sich deckenden Aufsatz *Die Wurzeln der Sage vom Gral*, Sitzungsber. der
phil.-histor. Klasse d. Akad. d. Wiss., Wien 1910.

aktes“ zusammenbringt, der regenspendende Kraft hat. In Kapitel IV (*Tammuz and Adonis*) werden die Überlieferungen und Zeremonien, die sich an die Verehrung des sumerisch-babylonischen Gottes Tammuz und der phönizisch-griechischen Gottheit Adonis knüpfen, aufs neue (vgl. *Legend* II, 252 f.) als Kulte erwiesen, in denen das Regen, Fruchtbarkeit und Leben spendende Prinzip sich ausdrückt, und gewisse Parallelen zwischen diesen Kulthandlungen (Auferstehungsritus im Adoniskult) und der Gralserzählung festgestellt: der tote Ritter auf der Bahre; der verwundete, auf Genesung harrende König; die Klage über ihn; die Gralsträgerinnen; die Nähe des Wassers. Man wird nicht außer acht lassen dürfen, daß in den von der Verf. unabhängigen, ähnlich orientierten Studien Nitzes¹⁾ und v. Schroeders mit ihren teilweise sich berührenden Ergebnissen eine gewisse Stütze ihrer auf den ersten Blick so fremdartig anmutenden Hypothese zu erblicken ist; inwieweit freilich die von der Verf. aufgestellten Gleichungen im einzelnen stichhaltig sind, darüber wird sich eine Einigung vorerst schwer erzielen lassen. Das 5. Kapitel (*Medieval and Modern Forms of Nature Ritual*) liefert weitere russische, deutsche, indische, keltische und afrikanische Parallelen von Volksbräuchen und Ritualhandlungen, in denen die Fruchtbarmachung des Landes jeweils mit der Gesundung (Tod und Wiederauferstehung) eines Gottes oder eines ihn vertretenden Symbols, bzw. des Volksoberhauptes selbst, in engem Zusammenhang steht.

In Kapitel VI (*The Symbols*) werden die methodischen Grundsätze der Verf. des näheren dargelegt: Die in der Gralüberlieferung erzählten Vorgänge nebst den in der Erzählung auftretenden symbolischen Gegenständen sind als ein zusammengehöriges Ganzes zu betrachten. Denn wenn der Kern der Überlieferung wirklich als *“the fragmentary record of the secret ritual of a Fertility cult”* (S. 63) angesehen werden darf, so müssen sich alle für einen solchen Ritus in Betracht kommenden Symbole (Gralchelch oder -schale, Lanze, Schwert, Gralstein) dem Rahmen eines solchen hypothetischen Ritus leicht einfügen. Mit andern Worten: was in der Vorzeit den Kern des Ganzen bildete, das müsse sich auch jetzt noch als solcher herauschälen lassen; es handle sich also hier um eine Umkehrung der alten Untersuchungsmethode. Ganz so neu ist dieser Weg aber doch nicht: gerade der öfters erwähnte Aufsatz v. Schroeders verfolgt ja dasselbe Ziel; aber auch die Forschungen Nitzes und vor allem die glänzenden, ungemein scharfsinnigen und überzeugenden Darlegungen Burdachs²⁾, sowie, von

¹⁾ Vor allem: *The Fisher King in the Grail Romances*, Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America 24 (1909); vgl. die z. T. zustimmende Anzeige von E. Bruggcr, *Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit.* 36, S. 71 f.

²⁾ Vgl. *Deutsche Literaturzeitung* 24 (1903), Sp. 2821 f., Bericht über Burdachs Vortrag *Der Ursprung der Gralsage* und ebd. Sp. 3050 f. Burdachs teilweise zustimmendes Referat über W. Staerk, *Über den Ursprung der Grallegende*, Tübingen 1903. Auch in seiner letzten Veröffentlichung *„Der Judenspiess und die Gralsage“* (Neue Jb. f. d. klass. Altert., Geschichte u. deutsche Lit., 19. Jahrg., 1916 [37. Bd.], S. 25 f.) wird das Problem kurz gestreift: die heilige Lanze erscheint hier in doppelter Funktion: „einer-

spezielleren, aber weniger scharf erfaßten Gesichtspunkten aus, die Schriften W. Staerks¹⁾ und selbst L. I. Iselins²⁾ haben bei ähnlichen Methoden den Zweck einer Gesamterklärung im Auge.

Dafs es sich bei Schale (Becher, Kelch) und Lanze um phallische Symbole handle, die bei einem Vegetationskultus unschwer auftreten, das ist ein Gedanke, den Fräulein Weston schon kurz in *Legend* I, 330 f., ausführlicher in einem Aufsatz in *Folklore*, Bd. 28 (*The Grail and the Rite of Adonis* [mir nicht zugänglich]) und besonders nachdrücklich in *Legend* II, 252 f. ausgesprochen hat. Hier wird dieselbe Anschauung wiederholt und aufs neue begründet. Verf. bekämpft hier die bekannte, von Burdach a. a. O. geäußerte Vermutung, dafs die Verbindung von Speer und Kelch aus der Liturgie der byzantinischen Messe in die Gralsage gekommen sei. Nach ihr gäbe es in dieser Liturgie überhaupt keine Lanze, sondern nur ein kleines, speerähnliches Messer, das zum Schneiden des Brotlaibs dient (der im griechischen Ritus die Oblate vertritt), welche Zeremonie die Wunden Christi versinnbilde. Dem ist aber doch die klare, eindeutige Darstellung jenes feierlichen Aufzugs der sog. Messe des Chrysostomos entgegenzuhalten, die Burdach aus zeitgenössischen Quellen schöpfte und in deren Anfangsteilen die eindrucksvolle Prozession mit Kelch, Patene, Lanze und anderen Reliquien eine so eindrucksvolle Rolle spielt. Man wundert sich, dafs Fräulein Weston nicht bemerkt hat, dafs Burdach ihre eigene Lösung in gewissem Sinne schon vorweggenommen hat, wenn er die Gralsprozession „aus der byzantinischen Messe oder der dieser zugrunde liegenden Mysterienzeremonie“ (a. a. O., Sp. 2823, von mir durchschossen herleitet).

Den Versuchen A. C. L. Browns³⁾ (und anderer, z. B. auch v. Schroeders), den Ursprung des Grals in der keltischen Überlieferung vom Wunschgefäfs oder Zauberkessel zu suchen, mißt Verf. insofern Bedeutung bei, als es sich ihrer Ansicht nach tatsächlich um einen gemeinsamen Ursprung der primitiven Vorstellung (p. 71) handle, die sich aber dann nach verschiedenen Seiten hin entwickelt habe. Wiederum berührt sie sich mit dem erwähnten Aufsatz v. Schroeders, der gleich ihr den Standpunkt vertritt, es handle sich bei diesen Gefäfsen „nicht um Analogie, sondern um genealogische

seits Longinus- und Abendmahls-(Grals-)Lanze, andererseits Konstantinlanze ... [und als solche] ein staatskultliches Symbol des abendländischen, mit dem Namen Konstantin sich deckenden Imperialismus“ (Ebd. S. 30 f.).

¹⁾ Vgl. darüber die vorhergehende Anm.

²⁾ *Der morgenländische Ursprung der Gralsage*; vgl. darüber [ablehnend]: E. Brugger, *Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit.* 37, 162 f. und L. Jordan, *Litbl. f. germ. u. rom. Philol.*, 1910, sowie [zustimmend] L. v. Schroeder im Eingang des erwähnten Aufsatzes.

³⁾ *The Bleeding Lance*, in *Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America* 25 (1910) und *Notes on Celtic Cauldrons of Plenty* in „*Anniversary Papers ... G. L. Kittredge*“, Boston 1913; vgl. Bruggers Anzeige der letzteren Schrift in *Zs. frz. Spr. Lit.* 34 (1917), 100 f.

Verwandtschaft“, um „Varietäten derselben Grundvorstellung“. ¹⁾ Nach Westons schon öfters geäußelter Ansicht „ist das Wesentliche an jener Urvorstellung, daß Becher (Schale) und Lanze, als weibliches und männliches Geschlechtssymbol, von allem Anfang an zusammengehören und daß diese Symbole durch Teller und Schwert gelegentlich erweitert werden; dabei macht sie allerdings später (S. 94) das Zugeständnis, „*the exact value [of these symbols] as a group we cannot clearly determine*“. Ob freilich die von der Verf. hier als neue Entdeckungen angeführten Parallelen aus japanischen Volksbräuchen und den bei den Zigeunern üblichen „Tarot“-Karten stichhaltige Parallelen sind, das wage ich bis auf weiteres noch zu bezweifeln, trotz der Zeugenschaft des auch von mir hochgeschätzten W. B. Yeats, „*whose practical acquaintance with Medieval and Modern Magic is well known*“ (S. 75).

Im 7. Kapitel (*The Sword Dance*) wird gezeigt, wie die sog. „Schwerttänze“ mit ihren späteren Abkömmlingen der Morristänze und allerlei Mummenschanz ursprünglich keine kriegerischen Übungen, sondern sakrale Handlungen darstellen, die mit irgendwelchen Vegetationskulten verbunden waren. Verf. weist hin auf die indischen Maruts, die griechischen Kureten und Korybanten und die römischen Salier. Sie glaubt auch hier eine Spur gefunden zu haben, die direkt zur Gralsburg führt; die Gralsritter, Krieger und Priester zugleich, seien gewissermaßen christianisierte Salier. In Schlüssen wie in diesem letzteren wäre der geschätzte Verf. etwas mehr Zurückhaltung dringend zu wünschen; hier nähert sie sich m. E. bedenklich jenen „Hirngespinnsten einer verwerflichen Spekulation“ vor denen Burdach so eindringlich warnt: Von den Templern, die sie in diesem Zusammenhange erwähnt, zu den Gralsrittern sehe ich einen Weg, von den Templern zu den Saliern keinen. Auch das 8. Kapitel (*The Medicine Man*) hat mich wenig überzeugt. Hier weist Verf. auf die wichtige Rolle hin, die der Arzt in gewissen Vegetationskulten spielt, und bemüht sich auch hierzu eine Parallele in der ursprünglichen Gralsüberlieferung aufzuspüren. Da Gawain, nach Weston ja der ursprüngliche Gralsheld, in der Dichtung Chrestiens und anderswo Kenntnis von Heilkräutern zugeschrieben wird, folgert sie kühn, daß er den kranken König ursprünglich mit einem Heilkrante kuriert habe!

Lehrreicher ist dagegen Kap. IX (*The Fisher King*), das eine der umstrittensten und dunkelsten Figuren der Grals Sage bespricht. Nachdem Verf. die einzelnen, vielfach sich widersprechenden Gestaltungen der Überlieferung vom Fischerkönig und vom kranken (verwundeten, in anderen Versionen [*Dieu Crâne*] nur ein Scheinleben führenden) König angeführt hat, wiederholt sie die schon eingangs (vgl. Kap. II) dargelegte Ansicht, daß die Urform dieser Erzählungen mit dem Auferstehungsritus alter Vegetationskulte zusammenhänge: die primitivste Fassung war die einfache

¹⁾ Diese letztere ist ihm allerdings, im Gegensatz zu Mifs Weston, die Vorstellung eines wunderbaren, himmlischen Gefäßes; zur Sache vgl. noch E. Brugger, *Z. f. v. Spr. Lit.* 37, S. 162 f., der hier v. Schroeder entschieden entgegentritt.

Wiederbelebung des toten Königs, ein Motiv, das in den erhaltenen literarischen Bearbeitungen dann verschiedentlich begründet, verwirrt und verdoppelt (Chrestien, Wolfram) wurde. Bei der mimischen Darstellung des Mysteriums, die Verf. für ihre Urform voraussetzt, habe der rettende Held nach vollzogener Tat die Rolle des verjüngten Königs übernommen. Dem Beinamen „Fischerkönig“, für den eigentlich nur Borron (im *Joseph von Arimathia*) eine plausible Erklärung bringt, wurde in *Legend II* 258 eine ziemlich unklare, höchst phantastisch-okkulte Auslegung gegeben — der Name sollte mit der übrigens literarisch nicht zu belegenden Fabel zusammenhängen, daß das oberste Lebensprinzip, im Stern Alkyone fixiert, in der Fülle der Zeiten ein goldenes Fischnetz durch den Weltenraum geworfen und sich so mit einem Körper vereinigt habe. Dafür tritt jetzt eine andere Deutung, die in der Form, wie Verf. sie bringt, wohl anfechtbar ist, die sich im Grunde aber doch der gangbaren Vorstellung vom christlichen Fischsymbol anschließt. Sie will nämlich den Fisch, ein uraltes Lebenssymbol, das in orientalischen Mysterienkulten und insbesondere auch in der jüdischen Überlieferung eine so wichtige Rolle spielt,¹⁾ nicht direkt mit dem christlichen Ichthys-Anagramm, dem neutestamentlichen „Menschenfischer“ und ähnlichen orthodoxen Vorstellungen zusammenbringen, sondern nach ihr liegt hier eines jener unorthodoxen, aus jenen Mysterienriten in das volkstümliche Christentum eingedrungenen Elemente vor, dessen tatsächliches Vorhandensein als unorthodoxer Bestandteil durch die mystische Grabschrift des phrygischen Bischofs Aberkios (= Avercius von Hieropolis, † um 200) bezeugt werde. Es ist jedoch unter Theologen von Fach keineswegs ausgemacht, ob die fragliche Grabschrift wirklich nicht orthodox sei;²⁾ jedenfalls aber war die Gleichung des Abendmahls mit dem Fischessen unter den Christen des 2. und 3. Jahrh. durchaus verbreitet³⁾ und es ist somit sachlich unrichtig, wenn Verf. (S. 128) behauptet: „*Orthodox Christianity knows nothing of a Sacred Fish-meal*“. Aus welchen Quellen auch immer das Fischsymbol geflossen sein mag, daß es innerhalb der Gralüberlieferung ein unorthodoxer Bestandteil sei, ist m. E. von Verf. nicht bewiesen worden. Noch weniger überzeugend sind die folgenden Ausführungen über die Gralstaube, der Verf. gleichfalls die christliche Provenienz absprechen möchte.

¹⁾ Vgl. vor allem Scheftelowitz, *Die Fischsymbolik im Judentum und Christentum* (Arch. f. Religionswiss. Bd. 14).

²⁾ Gegen irgendwelche Zusammenhänge mit dem Kybele- und Attiskult und für völlige Orthodoxie spricht sich aus Th. Zahn (*Realencycl. f. prot. Theol. und Kirche*, hg. von A. Hauck, I 316 f. unter 'Avercius'); Harnack scheint an der Orthodoxie zu zweifeln (vgl. Verf. S. 125); für Orthodoxie tritt auch ein Wandinger in Wetzer und Welde's [kath.] *Kirchenlexikon* I 1235 unter 'Arcandisciplin'.

³⁾ So Th. Zahn, a. a. O. Desgl. Wandinger, a. a. O., wo auch eine griechische Grabschrift aus Antun (etwa 2. Jahrh.) angeführt wird, in der die Christen geradezu das „Geschlecht des göttlichen Fisches“ genannt werden; denn diese Vorstellung war auch im christlichen Abendland weit verbreitet.

In Kapitel X und XI, die sich im einzelnen mit dem 'Secret of the Grail' befassen, wendet sich Verf. zunächst gegen Nitzes Auffassung (a. a. O.), als ob zwischen den Gralzeremonien und den Eleusinien ein Zusammenhang bestünde.¹⁾ Alle Elemente des Gralmysteriums findet sie vielmehr wieder in den phrygischen Kybele-Attismysterien, die zur Zeit des Kaisers Claudius (241—54) in Rom öffentlich anerkannt wurden und an denen sich auch gewisse gnostische Sekten beteiligten (S. 137). Die populäre Soldatenreligion des späten Kaiserreiches, der persische Mithrakult, der mit dem Attiskult gewisse Ähnlichkeit hatte und mit ihm vermischt wurde, half dann weiter, diese Mysterien mit ihrem sakramentalen Mahl und ihrer Feier des toten und des aufgestandenen Gottes weiter ins Abendland zu verbreiten. Verf. legt nun den allergrößten Wert darauf, daß sie ein „Dokument“ entdeckt habe, das in ihren Augen das letzte Glied der Kette ist, die die Entwicklung vom heidnischen Mysterium zum christlichen Zeremoniell der Gralssage darstellt, und ein unumstößlicher Beweis für die „wider significance“, die sie für das Gralproblem annimmt (Intro., S. VI). Ich muß gestehen, daß die hochgespannten Erwartungen, die man an diese Ankündigung knüpfen konnte, durch die Art dieses Dokuments einigermaßen enttäuscht wurden. Es handelt sich hier um den Anfang des 5. Buches der *Philosophumena* oder *Refutatio omnium haeresium* des christlichen Bischofs und Märtyrers Hippolytus von Portus († nach 235). Hier berichtet der gelehrte Bischof von den gnostischen Sekten seiner Zeit und gibt u. a. auch Aufschluß über die sog. Naassener (Buch V, Kap. 1—11).²⁾ Die Anhänger dieser Sekte, die übrigens hohe asketische Ideale vertrat, bezeichneten sich selbst als die einzig wahren Christen und lehrten (wie alle Gnostiker und ähnlich den Neuplatonikern) das dreifache Prinzip der Schöpfung, den Gegensatz der geistigen und materiellen Welt, zwischen denen der Mensch — d. h. ein Produkt aus Geist und Materie — hin und her

¹⁾ Fachleute mögen entscheiden, ob die Gegengründe der Verf. wirklich stichhaltig sind; jedenfalls waren auch die Eleusinien ein 'Life Cult' im Sinne der Verf., und ihre Herkunft aus nichtgriechischem, ja nicht-arischem Bereich ist durchaus wahrscheinlich (vgl. *Encycl. Brit.*⁹ unter 'Eleusinia').

²⁾ Verf. zitiert nach dem mir unzugänglichen Buche G. R. S. Meads, *Thrice-Greatest Hermes*, der aber keine durchaus wörtliche Übersetzung der fraglichen Stellen zu bieten scheint; einiges Material auch bei Mead (deutsche Übers. von A. v. Ulrich), *Fragmente eines verschollenen Glaubens*, Berlin 1902. Die Angabe, daß in Reitzensteins bewunderungswürdigem Buche, *Die hellenistische Mysterienreligionen*, Leipzig 1910 (*1920), das „Dokument“ im Original zu finden sei, ist irrig. Deutschen Lesern am besten zugänglich ist das griechische Original mit lateinischer Übersetzung in *S. Hippolyti Refut. Omn. Haeres. Libr. X.*, rec. L. Duncker et F. G. Schneidewin, Gottingae, 1859. Über den berühmten Naassenerhymnus, „unzweifelhaft das älteste Dokument des ophistischen Gnostizismus“ [den Verf. nicht erwähnt], vgl. Harnack, Sitzungsber. der Berl. Akad. 1902, S. 542 f., sowie Haucks *Realencyclopädie* unter 'Ophiten'.

geworfen werde. Sie besuchten auch die heidnischen Mysterien der Kybele, weil sie darin die klarste Einsicht in das große Weltgeheimnis zu erlangen glaubten. In diesem Berichte des Hippolytus glaubt nun Verf. das langgesuchte, unwiderlegliche Zeugnis der vorchristlichen Elemente der Gralüberlieferung in ihrer Verbindung mit dem Christentum gefunden zu haben, und nun türmt sie ihre Hypothese aufs neue auf (S. 149—154; vgl. unten), ganz ähnlich wie in den Schlufskapiteln der *Legend II*. M. E. ist jedoch dieses Zeugnis beweisend nur für Zustände des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, und die Erkenntnis, daß in das frühe Christentum paganische Bestandteile eindrangen, ist fast ein Gemeinplatz neuerer Religionsforscher geworden. Für die mittelalterliche Grallegende ist dagegen daraus nichts zu gewinnen.

In Kap. XII (*Mithra and Attis*) sucht Verf. es wahrscheinlich zu machen, daß die Elemente des von ihr vorausgesetzten Mysteriums auch im alten Britannien ihren Eingang gefunden hätten durch Vermittlung syrischer Kaufleute, asiatischer Sklaven und vor allem durch die römischen Legionäre. Tatsache ist, daß Spuren der Mithravehrung in Pembrokeshire und bis hinauf zum Hadrianswall gefunden wurden (vgl. Cumont, *Mystère de Mithra*, Brüssel 1902, mit Karte aller nachgewiesenen Kultstätten des Gottes). Ist aber all das für die mittelalterliche Gralgeschichte beweisend? Verf. geht jedoch so weit, die Erzählung in der *Elucidation*, der Einleitung zu Chrestiens *Perceval*, nach der die Öde des Landes als eine Folge der Schändung der Bergmädchen durch König Amangons erklärt wird, historisch-symbolisch zu fassen: "*May [this wildly picturesque tale] not be simply a poetical version of the disappearance from the land of Britain of the open performance of an ancient Nature ritual?*" — Kap. XIII (*The Perilous Chapel*) beschäftigt sich mit Gawains (bezw. Percevals) Abenteuern in der gefährlichen Kapelle und will die Einzelheiten dieser gruseligen Geschichte als eine Einweihungserzählung erklären: um zu den Quellen des Lebens zu gelangen, muß der Novize erst die Schrecken des Todes bestehen lernen (vgl. *The Quest*, Oct. 1916, wo die Verf. in einem '*The Ruined Temple*' betitelten Aufsatz "*a hypothetical reconstruction of the Grail Initiation*" (S. 172 Anm. 2) versucht hat [mir nicht zugänglich]). Schon in *Legend II* 261 f. hat Verf. diese Anschauung vertreten, und schon damals hielten ihr ihre Kritiker entgegen, daß das Zauberverhafte, die reine Freude am Gruseligen, die sich in der Erzählung ausdrückt, eine genügende Erklärung für ihre Existenz sei;¹⁾ die Gründe, die Verf. jetzt für ihre Ansicht anführt, haben mich nicht mehr überzeugt wie ihre früheren.

Im Schlufskapitel geht Verf. nochmals auf die Person des Autors jenes Komplexes von Gralserzählungen ein, die sie als die „Gawaingeste“ bezeichnen möchte. Wanchier, der Fortsetzer Chrestiens, beruft sich bekanntlich auf einen wallisischen Gewährsmann Bleheris, der diese Dichtungen einem Grafen von Poitiers unter besonderem Beifall vorgetragen. Dieser Bleheris wird nun, ähnlich wie in *Legend II* 250 (und I 288 f.) mit

¹⁾ Vgl. Blöte, *Anz. f. d. Alt.* 34, 253; ähnlich Brugger, *Z. f. Spr. u. Lit.* 36, S. 67, der von einem Märchen spricht.

dem Gewährsmanne der *Elucidation* 'maistre Blihis', sowie dem Ritter Blihos-Bliheris (ebd.), die beide in der Dichtung eine wissende Rolle spielen, zusammengebracht. Ferner wird auf „Bréri“, die Quelle des *Tristan* von Thomas,¹⁾ und den „famosus ille fabulator Bledhericus“, den Giraldus Cambrensis, der um 1194 schrieb, als „kurz vor seiner Zeit“ blühend erwähnt. Verf. glaubt nun auf Grund einer schon *Legend* II 250 kurz angeführten Vermutung E. Owens (vgl. jetzt *Revue Celtique* 1911), die sie im Prinzip annimmt, alle Bedingungen, die für den ursprünglichen Gralautor in Betracht kommen können, erfüllt zu sehen in der Person des geschichtlich nachweisbaren Walliser Edelmannes Bledri ap Cadivor aus West Wales (Pembrokeshire-Carmarthen), der etwa um 1070 bis 1150 geblüht haben mag. Er muß mit den Normannen auf bestem Fusse gestanden haben und wird auf Urkunden als *Latinarius*, Dolmetscher, bezeichnet.²⁾ Als weitere Stütze ihrer Ansicht führt Verf. noch die Mitteilung des Berner Germanisten Prof. Singer an, nach welchen Bleheris-Formen auch in deutschen Tristan-Versionen (*Pfehlerin*: bei Heinrich von Freiberg, *Pleherin*: bei Eilhart von Oberge), als Name eines Ritters an König Markes Hofe vorkommen: Bledhericus habe sich vielleicht hier in untergeordneter Rolle selbst eingeführt. Auf die Gefahr hin, den *advocatus diaboli* zu spielen, möchte man die Frage aufwerfen, ob es sich hier nicht um einen der literarischen Überlieferung angehörigen Namen handelt; denn daß Bledhericus (und seine Ableger) ein nicht unhäufiger wallisischer Name ist, ergibt sich auch aus *Legend* I 289 f. Zwei ähnliche Parallelen wurden der Verf. von Alfred Nutt aus der keltischen Literatur (*Llywarch. Hen*-Zyklus und *Finn*-Sage) namhaft gemacht. Gleichwohl ist Verf. in ihrem Gesamturteil über diese Frage mit Recht sehr zurückhaltend und sieht die genannte *Bleheris*-Identifikation als noch unerwiesen an.

Auf den letzten Seiten folgt eine nochmalige Zusammenfassung ihres Standpunktes, die die Ausführungen von Kap. XI, S. 149—54 wiederholt und erweitert. Nach ihr wären in dem ganzen Werdegang der Gralüberlieferung drei Stufen zu unterscheiden: Zunächst ein Vegetationsmythus, der schon früh mit einem Mysterium, das dem Attis-Adoniskulte ähnelte, zusammengebracht wurde. Der Vegetationsmythus enthält die rein menschlichen, sowie die folkloristischen Elemente der Sage: den leidenden König, das verwüstete Land, die Aufgabe des Helden und die ganze Gruppe der Gralsymbole; hierin erblickt sie zugleich die exoterische Seite des vermuteten Mysteriums. Aber die esoterische Seite des Kultes, der Geheim-

¹⁾ Dieses Moment scheidet dann für die weitere Diskussion aus. Leider setzt sich Verf. weder in *Legend* II noch hier mit Bruggers (und Bédiers) Einspruch gegen die Identifikation von *Bréri* und *Bledhericus* (vgl. *Z. frs. Spr. Lit.* 31, 151 und Anm.) auseinander.

²⁾ Während W. *Legend* II 251 auch den erwähnten Grafen von Poitiers als Wilhelm IX., den Toubadour (1087—1127), identifizieren wollte, wird die Person dieses Grafen hier nicht weiter erwähnt; doch würde gerade die Feststellung dieses Punktes wesentlich zur Klärung der chronologischen Verhältnisse beitragen.

dienst, in den nur völlig eingeweihte Augen spähen durften, enthielt das mystische Mahl, die Lebensspeise, die in hoher Symbolik an Schale und Lanze geknüpft war; sie lehrte die eigentlichen Quellen des niederen und höheren Lebens und führte mimisch die Heilung des Königs vor. Diese Lehren, zum Teil vermischt mit einem nicht orthodoxen Christentum, wurden schon früh nach Britannien gebracht und lebten dort im Verborgenen weiter. Aus diesen Elementen erwuchs hier die Urform der Gralgeschichte, von deren eigentlicher, ursprünglicher Bedeutung Bleheris noch eine Vorstellung besaß (S. 150). Unter dem Einfluß der Krenzzüge und der Longinus-Legende treten dann rein christliche Elemente in den Vordergrund: der Gral wird zum Abendmahlskelch, die Lanze zum Speer des Longinus. Die Benediktinerklöster Fécamp in Frankreich und Glastonbury in England -- jenes so stolz auf seine Blutreliquie und dieses die überlieferte Grabstätte Arthurs -- trugen weiter viel zur Verschmelzung der Gralsage mit der Arthussage bei,¹⁾ und Robert von Borron, der von der ursprünglichen Bedeutung der Gralidee immer noch Kenntnis hatte, formte in bewußter Kunstübung das „christliche Mysterium“ vom heiligen Gral, zu dessen Helden inzwischen die Volkssage schon eine beliebte, diesem Gedankenkreis ursprünglich gar nicht angehörige Gestalt, Perceval, den „Sohn der Witwe“, gemacht hatte. In Chrestien endlich, seiner Quelle und seinen Nachfolgern,²⁾ werden die romantischen Elemente immer vielgestaltiger, zahlreicher; irische Sagenüberlieferung, byzantinische Liturgie, Tempelritter-Ideen -- sie alle setzten sich an die Urform an und trugen zu ihrer Ausgestaltung bei. Die ursprüngliche Bedeutung des Mysteriums aber ist völlig vergessen -- „die Tore des Tempels bleiben verschlossen“.

Wenn man nun die Ergebnisse dieses Buches mit den Aufstellungen in den Schlusskapiteln von *Legend II* vergleicht, so wird man feststellen können, daß der Standpunkt der Verfasserin in der leitenden Idee durchaus derselbe geblieben ist; dagegen fehlen hier erfreulicher Weise jene okkulten, mystischen Spielereien, die jene frühere Veröffentlichung verunziert hatten, zum größten Teil oder treten doch sehr in den Hintergrund. Wertvoll und durchaus wahrscheinlich ist m. E. der erste Punkt ihrer Theorie, die Aufstellung, daß es sich beim „verödeten Land“ und den damit in Beziehung stehenden Begebenheiten um einen uralten Vegetationsritus handelt, der hier in märchenhafter Ausgestaltung erscheint. Und es wird immer ein hohes Verdienst Fräulein Westons bleiben, diese Erkenntnis eröffnet zu haben. Aber der zweite Punkt ihrer Hypothese, die Erklärung der

¹⁾ Gegen die Rolle, die Verf. in allen ihren Schriften der Abtei Fécamp zuweist, sprechen sich Bölte, *Anz. f. d. A.* 32, S. 30 f. und Brugger, *Z. frz. Spr. L.* 31, 135 f. und 36, 68 f. mit Gegengründen aus, deren Stichhaltigkeit zu prüfen Sache der Romanisten ist.

²⁾ Verf. (S. 196) hält an der von ihr *Legend II* 283 aufgestellten Stammtafel fest. Dagegen haben Brugger (a. a. O.) und A. B. Woods (*Publ. Mod. Lg. Ass.* 27, 524 ff.) mehrere Einwände erhoben; letzterer nimmt u. a. an, daß nicht der englische *Sir Perceval* sondern Wolfram der ursprünglichen Form der „Enfances“ des Helden am nächsten stehe.

eigentlichen Gralgeheimnisse als ein eigentliches, ursprünglich heidnisches Mysterium, das bis etwa zur Zeit der Kreuzzüge als solches weitergelebt habe, bis es endgültig christianisiert wurde — dieser Teil ihrer Beweisführung scheint mir auf ziemlich schwachen Füßen zu stehen, und ich halte eine so phantastische Hypothese auch nicht zur Erklärung der Gralsage für notwendig. Mit Brugger, Burdach und anderen glaube ich durchaus, daß das Weihevollle, Geheimnisreiche, das dem katholischen Ritus an sich innewohnt und das gerade die keltische Phantasie mächtig beflügeln mußte, eines der wesentlichsten Elemente war, die hier mythenbildend wirkten; ferner erscheint mir der von Burdach gezeigte Weg über Byzanz, der ja auch vorchristliche, aber als solche nicht erkannte und nicht empfundene Elemente einschließt, als eine weit gangbarere, ja als die überzeugendste Lösung des Gralrätsels, soweit dieses mit dem vorhandenen Material überhaupt zu lösen ist. Denn der große Vorzug, den Mifs Weston ihrer Hypothese nachrühmt, daß sie ziemlich alles erkläre, scheint mir im gewissen Sinne geradezu als ein Nachteil, der allerdings vielen ähnlichen Versuchen anhaftet. Bei sagengeschichtlichen Forschungen ergeben sich oft irrationale, nicht weiter erklärbare, ja widersprechende Züge. Alles was die Forschung dann tun kann, ist, auf die Tatsache hinzuweisen, daß sich hier irgend etwas unserer Kenntnis entzieht, daß eine bestimmte Entwicklung nicht, oder nicht wie man erwarten könnte, stattgefunden hat, daß mit unbekannten, neuen Faktoren zu rechnen ist. Tritt jedoch bei derartigen — geschichtlich zu fassenden — Problemen (wie Burdach so schön hervorhebt) eine Hypothese auf, die zwar „alles erklärt“, aber in ihren geschichtlichen, chronologischen und synchronistischen Fundamenten einigermassen fraglich erscheint, und bringt diese Hypothese Faktoren ins Treffen, die — gleichfalls aus geschichtlichen Gründen — als Anachronismen erscheinen können, so ist die Glaubwürdigkeit der Hypothese von vorneherein schwer gefährdet. Man muß auch hier den Mut der bruchstückweisen Erkenntnis haben — „es ist unwissenschaftlich, jeden Torso ergänzen zu wollen“.

Dresden.

Walther Fischer.

Posies. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hohen Philosophischen Fakultät der Universität Greifswald vorgelegt von Anna H. Metger. Langensalza (Julius Beltz) 1921.

Mit ihrer Abhandlung über *posies*, ein interessantes Wort und ein interessanter Begriff, der uns allen wohl zum ersten Male in Sara Coleridge's Gedicht *The Months* begegnet ist: *June brings tulips, lilies, roses, Fills the children's hands with posies*, hat uns die Verfasserin auch ein schönes *posy* beschert. Daß *posy* auf *poesis* zurückgeht, wird jetzt ziemlich allgemein

angenommen; merkwürdig ist nur, daß die sekundäre Bedeutung = *nosegay* heute die bekanntere ist. Die Abschnitte Art der Posies (III), Posy-Sammlungen (IV), Anspielungen auf Posies in der Literatur (V) zeigen, daß Metger die weite und nicht immer leicht zugängliche Literatur fleißig benutzt und den Stoff geschickt gegliedert hat. Der wertvollste und anziehendste Teil der Dissertation ist Abschnitt II: Posy-Ringe, den man vielleicht als angenehmen Beitrag zur Folklore bezeichnen kann, ein historische Darlegung über diese Ringe vom Altertum bis zu ihrem Verschwinden im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. — Auffällig ist eine Bemerkung auf S. 16, die entweder ein Schreibfehler ist oder auf einer irrthümlichen Auffassung der englischen Quelle selbst beruht, die Metger leider nicht angibt: „Auf dem Zauberringe König Salomos stand das geheimnisvolle Wort *shemham plorash*“. Erstens muß es *shem hamphorash* heißen. Aber auch diese Worte standen der Sage nach nicht auf dem Ringe, sondern der aus vier Buchstaben bestehende Namen Gottes, das Tetragrammaton, das eben durch die zwei Worte *shem hamphorash* umschrieben wird, die nichts besagen als „eigentlicher Gottesnamen“. Also geheimnisvoll ist das Wort durchaus nicht, im Gegenteil sehr klar, was der ursprüngliche Sinn von *m'phorash* ist; *shem* = Namen. Vgl. Jewish Encyclopædia XI, 448 Sp. 1 und 262 Sp. 2.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

O. E. *Gyrwe*.

The form of this name usually found in dictionaries and philological works is *Gyrwas* (e. g. Bosworth-Toller, Miller, Place-Names of the English Bede etc.). The correct form is no doubt *Gyrwe*, that given by Kluge in his Nominale Stammbildungslehre § 5 National and tribal names in Old English are much more often *i*-stems than *a*-stems (of course, with the exception of names in *-ingas*); cf. e. g. *Engle*, *Myrce*, *Dene*, *Dere*, *Nordanhymbre* etc. The O. E. word, so far as I know, is only found in the gen. (and dat.) plur: *Gyrwa* Transl. of Bede, *Norþgyrwa*, *Subgyrwa* Birch 297, etc. In the same way

Hwicce is no doubt to be preferred to *Hwiccas*. It is important that Bede writes *Gyruii*, *Gyruiorum*, *Huiccorum*.

The etymology of O. E. *Gyrwe* is clear so far as meaning goes. The name means 'marsh-dwellers'; cf. Bosworth-Toller s. v., Hoops, Reallexikon s. v., etc. The *Gyrwe* were a tribe dwelling in the fen country round Peterborough. The name belongs to O. E. *gyr*¹⁾ 'fen', cognate with O. E. *gor* 'mud' etc., M. L. G. *gor* 'mud'; M. Du. *goor* 'swamp' etc. But derivation of *Gyrwe* and O. E. *gyrwe*(fen) from a base **zurwia-*, as suggested by Torp (Fick, Vgl. Wbch.) at least for *gyrwe*, is out of the question, for *Gyrwe* had palatal *ǵ*. This is perhaps suggested by Yarwell, the name of a place near Peterborough (cf. Miller l. c.), which very likely contains either O. E. *Gyrwe* or the common noun *gyr* (*gyrwe*). But it is proved by the name *Jarrow*, which designates a place in Durham and is found in Bede in the form *Gyruum* (O. E. transl. *Gyrwum*). This may be a tribal name identical with *Gyrwe* in Northamptonshire, but may also mean simply 'the fens'. *Jarrow* is on the bank of the Tyne. *Jarrow* presupposes an O. E. form with palatal *ǵ*. But O. E. *Gyrwe* from **zurwi* would have given a mod. form with *G-*.

The only possible base is **zerw-*, which is actually found in O. N. *giør* n. 'mud'. *Gyrwe* goes back to a base **zirwi-* from **zerwi*. But then it will be necessary to formulate a new sound-law. The O. E. form is as a rule *Gyrwe*, *gyrwe-fen* etc. (once *Girwan fenn*; see foot-note). Bede has besides *Gyruii* also *Gyruiorum* (IV. 19). The form with *y* is easily explained in West Saxon, but Bede's form cannot be West Saxon. In Anglian dialects, according to the generally received theories, *i* before *r* + a cons. would become either *iu*,

¹⁾ The group of words to which *gyr* belongs offers peculiar difficulties. There is an O. E. gloss *gyrwe fenn* 'palus'. One of the MSS. of the O. E. translation of Bede has *on Gyroan lande* instead of *in Gyroa lande* in the other MS. In *Die Heiligen Englands* (ed. Liebermann) we find *on middan Girwan fenne*. It is difficult to see how a form *gyr* can have arisen either from a base **zirwia-* or **zirwið-* or **zerwa-*. We expect a dissyllabic form from all three bases. Possibly *gyr* is due to analogical shortening of **zyru* (from **zirwið*). *Zyrwe* in *zyrwe fenn* may be the genitive of this. *Gyrwan* (land, fenn) can hardly be a corruption of *Gyrwa* or *Gyrwena*. Perhaps it represents a place-name *Gyrwe*, denoting the fen or a river in the neighbourhood.

whence *io*, *eo*, or else *i* (Bülbring, El. § 187, Luick, Hist. Gr. §§ 136, 139).

We have therefore to assume the following development: **ǵirwī* > **ǵiurwī* > **ǵurwī* > **ǵyrwī* (owing to *i*-mutation). The first element of the diphthong was absorbed by the *ǵ* before the operation of the *i*-mutation, just as Prim. Engl. **wirdia-* > became **wiurði* > **wurði* > Anglian *wyrðe* (Bülbring, El. § 262, Luick, Hist. Gr. § 155). Of course, the two developments **wiur-* > **wur-* and **ǵiur-* > *ǵur-* are phonetically distinct phenomena, but the result was the same.

It is doubtful if there are any other examples of this "soundlaw", as there are few words containing the same sequence of sounds. O. E. *gyrnan* (*girnan*) might be expected to become Anglian *gyrnan*, but I know of no examples of this word in Anglian texts; *gyrnissæ* Erf. 527, however, may quite well belong here. But even if there are no other examples than *Gyrwe*, *gyr(we)*, the sound development is not without interest, and it deserves a place in O. E. grammars.

Lund.

Eilert Ekwall.

Schauspielerinnen in London um 1600?

In den beiden Dramen des Jahres 1921, in welchen Shakespeare als Hauptfigur erscheint, ist seine Geliebte, die 'Dark Lady', unter anderm in ihrer Unaufrichtigkeit und Koketterie dadurch besonders charakterisiert, daß ihr ein unbezähmbarer Hang zum Komödienspielen im wahrsten Sinn des Wortes eignet. Bei Rubinstein und Bax ist sie stolz auf ihr Talent und läßt sich durch Will's Zweifel und Lächeln über eine so unmögliche Sache nicht aus dem Konzept bringen: sie spielt ihm, ohne sein Vorwissen, seine eigene Gattin vor und macht ihm die Hölle gehörig heiß. Damit gewinnt sie eine echt höfische Wette. — Mifs Dane geht noch einen Schritt weiter. Nicht genug daran, daß Mary Fitton als Bursche verkleidet ins Wirtshaus nach Deptford reitet und dort Ursache von Marlowes Tod wird, springt sie schon früher bei der Erstauaufführung von „Romeo und Julia“ für den Knabendarsteller der Juliarolle ein, als dieser sich den Arm bricht, und spielt die Sterbeszene mit durchschlagendem Erfolg — ohne daß das Publikum von dieser Stellvertretung etwas weiß oder

merkt. In beiden Stücken wird das Aufsergewöhnliche, Unerhörte des Auftretens einer Frau auf einer öffentlichen Bühne Englands in bester Übereinstimmung mit der namentlich Rubinstein und Bax sehr wohl vertrauten kritischen Anschauung betont. Dafs aufser bei höfischen Darbietungen, namentlich bei den stets nur vor geladenen Gästen gegebenen Maskenspielen, vor Davenant keine Frau auf einer englischen Bühne auftrat, gilt als ausgemacht. In der Tat sind die Beweise dafür überwältigend.

Dennoch wird man eine Bemerkung vielleicht noch überprüfen müssen, die der herrschenden Lehrmeinung krafts zu widersprechen scheint. Sie steht in Thomas Coryat's 'Crudities' (1611) p. 247, wo er von seinem Besuch venezianischer Theater erzählt, und lautet: 'I was at one of their Play-houses where I saw a Comedie acted. The house is very beggarly and base in comparison of our stately Play-houses in England: neyther can their Actors compare with vs for apparrell, shewes and musicke. Here I obserued certaine things that I neuer saw before. For I saw women acte, a thing that I neuer saw before, though I haue heard that it hath beene sometimes vsed in London, and they performed it with as good grace, action, gesture, and whatsoeuer conuenient for a Player, as euer I saw any masculine Actor.'

Spricht der Landedelmann aus Somerset auch nur vom Hörensagen, so ist es doch erstaunlich, dafs die Stelle bisher so wenig beachtet worden ist oder, wo sie zitiert wird, wie z. B. von P. Simpson (in Shakespeare's England, 1917, II, p. 246), gerade der Passus über London weggelassen ist. Es könnte ja sein, dafs der Provinzler schon über die Maskendarstellerinnen erstaunt war, von denen man ihm erzählte (wie sich die Puritaner ja auch darüber ebenso wie über die Knaben in Weiberrollen aufhielten). Der Zusammenhang der Erwähnung Coryats legt aber eher nahe, an Spielerinnen der italienischen Wandertruppen zu denken, von denen ja M. J. Wolff (Sh.-Jb. 46, 1 ff.) drei als zu Shakespeares Lebzeiten in England gastierend nachgewiesen hat. Die Möglichkeit, dafs dieser italienische Branch ganz ausnahmsweise¹⁾ auch auf die

¹⁾ Th. Nashe rühmt ja gerade die Abwesenheit von Dirnen unter der englischen Schauspielierschaft 1592.

Volksbühne der Engländer übergriffen habe, ist aber jedenfalls nicht gänzlich ausgeschlossen.

Graz, am 2. März 1922.

Albert Eichler.

II. MITTEILUNGEN.

Notiz zu Beiblatt Dez. 1921 (ten Brink und Skeat).

In seiner Besprechung der dritten Ausgabe (1920) von ten Brinks „Chaucers Sprache und Verskunst“ hat Kaluza mit Recht bemerkt, daß eine „etwas empfindliche Äußerung ten Brinks über ‚Herrn‘ Skeat“ aus dem Jahre 1884 nicht noch 1920 einen Wiederabdruck verdiente, sondern „jetzt, wo beide um Chaucer hochverdiente Gelehrte längst im Grabe ruhen, unbedingt gestrichen werden mußte.“ In diesem Zusammenhange sei darauf verwiesen, daß Skeat den Sachverhalt schon vor 30 Jahren geklärt hat. Ten Brink hatte 1884 (S. 205^a) seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Skeat in seiner Ausgabe der *Prioresses Tale* 1874 eine Reihe von Dingen als eigene Entdeckungen vortrage, die ten Brink schon in seinen Chaucerstudien 1870 gesagt und begründet hatte. Dazu äußerte sich Skeat in seiner Ausgabe von *‘Chaucer’s Minor Poems’* (Oxford, 2. ed. 1896, p. LXXXV, vermutlich schon in der 1. Ausgabe 1888): *‘It is quite true that Prof. Ten Brink’s Studien appeared in 1870, but I never saw a copy of it till 1887, when my attention was drawn to it by observing the above remark. Hence my results were obtained independently, being conclusions from honest work at the subject. I admit I ought to have consulted a book so important as the Studien, but I did not so; and the loss was mine.’* Es war ten Brink († 1892) nicht mehr vergönnt, eine 2. Auflage seines Buches selbst zu veranstalten; falls ihm Skeats Erklärung bekannt geworden war, hätte er selbstverständlich den Passus gestrichen, der sich leider in die 2. (1899) und 3. Ausgabe fortpflanzte, da Skeats Richtigstellung in einer in Deutschland selten gebrauchten Sonderausgabe nur allzuleicht der Beachtung entgehen konnte. Es ist daher ein Gebot der Gerechtigkeit, sie ausdrücklich hervorzuheben, damit diese ephemere und längst gegenstandslos gewordene Polemik nicht noch in eine weitere Auflage fortgeschleppt wird und der jüngeren Anglistengeneration eine falsche Vorstellung von Skeat erweckt.

Würzburg.

O. L. Jiriczek.

[2. 4. 22.]

INHALT.

	Seite
Ia. Weston, <i>From Ritual to Romance</i> (Fischer)	106
Posies, Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hohen Philosophischen Fakultät der Universität Greifswald, vorgelegt von Anna H. Metzger (Caro)	116
Ib. Ekwall, O. E. <i>Gyrene</i>	116
Eichler, Schauspielerinnen in London um 1800?	118
II. Mitteilungen: Notiz zu Beiblatt Dez. 1921 (ten Brink und Skeat) (Jiriczek)	120

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

XXXIII. Bd.

Juni 1922.

Nr. VI.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

R. W. Chambers, Beowulf. An introduction to the study of the poem with a discussion of the stories of Offa and Finn. — Cambridge at the University Press 1921. XII u. 417 S. — 30/-.

Dazu vgl.: **Beowulf with the Finnsburg Fragment**, edited by **A. J. Wyatt**, new edition revised with introduction and notes by **R. W. Chambers**. Cambridge at the University Press 1914 (Reprinted 1920). XXXVIII u. 257 S. — 13/6.

Nachdem uns Chambers 1912 eine vorzügliche Widsithausgabe beschert hat,¹⁾ erstaunt er uns heute mit einer noch größeren Leistung, einer monumentalen Beowulfausgabe. Über das bequem eingerichtete, mit Anmerkungen unter dem Strich reichlich versehene Textbuch, das schon 1914 veröffentlicht wurde, will ich mich hier nicht näher aussprechen. Ich verweise auf die wertvolle Anzeige eines guten Sachkenners, Schücking, in den Englischen Studien 55 (1921), 88—100. Hier seien nur ein paar Worte dem großen kommentierenden Begleitband gewidmet.²⁾ Chambers geht mit peinlicher Ge-

¹⁾ Vgl. meine Bespr. in dieser Ztschr., XXVI, 289—95.

²⁾ Die Einteilung des Stoffes: — *Part I: Chap. I: The Historical Elements*, Section I. The Problem, Sec. II. The Geatas — their Kings and their Wars, Sec. III Heorot and the Danish Kings, Sec. IV Leire and Heorot, Sec. V The Heathobearidan, Sec. VI Hrothulf, Sec. VII King Offa. *Chap. II The Non-Historical Elements*, Sec. I The Grendel Fight, Sec. II The Scandinavian Parallels — Grettir and Orm, Sec. III Bothvar Bjarki, Sec. IV Pa-

nauigkeit allen Beowulfproblemen nach, faßt die bisherigen Forschungen zusammen, legt ihre Einzelstücke eines nach dem

ralles from Folklore, Sec. V Scef and Scyld, Sec. VI Beow, Sec. VII The house of Scyld and Danish parallels — Heremod-Lotherus and Beowulf-Frotho. *Chap. III Theories as to the Origin, Date and Structure of the Poem*, Sec. I Is Beowulf translated from a Scandinavian original?, Sec. II The dialect, syntax and metre of Beowulf as evidence of its literary history, Sec. III Theories as to the structure of Beowulf, Sec. IV Are the Christian elements incompatible with the rest of the poem? *Part II: Documents illustrating the Stories in Beowulf, and the Offa-Saga*, A. The early Kings of the Danes, according to Saxo Grammaticus: Dan, Humblus, Lotherus and Scioldus; Frotho's dragon flight; Haldanus, Roe and Helgo; Baluo (Rolf Kraki) and Biarco (Bjarki); the death of Rolf, B. The Extracts from Hrólf's Saga Kraka, with translation, C. Extracts from Grettis Saga, with translation: (a) Glam episode (caps. 32–35); (b) Sandhaugar episode (caps. 64–66), D. Extracts from Bjarka Rímur, with translation, E. Extracts from Þáttir Orms Stórolfssonar, with translation, F. A Danish Dragon-slaying of the Beowulf-type, with translation, G. The Old English Genealogies. I. The Mercian Genealogy. II. The stages above Woden: Woden to Geat and Woden to Sceaf, H. Extracts from the Chronicle Roll, I. Extracts from the Little Chronicle of the Kings of Leire, K. The Story of Offa in Saxo Grammaticus, L. From Skiold to Offa in Sweyn Aageson, M. Note on the Danish Chronicles, N. The Life of Offa I, with Extracts from the Life of Offa II. Ed. from the Mss. in the Cottonian Collection, O. Extracts from Widsith, ll. 18, 24–49. *Part III: The Fight at Finnsburg*. Sec. I The Finnsburg Fragment, Sec. II The Episode in Beowulf, Sec. III Möller's Theory, Sec. IV Bugge's Theory, Sec. V Some difficulties in Bugge's theory, Sec. VI Recent Ellucidations. Prof. Ayres' Comments, Sec. VII Problems still outstanding, Sec. VIII The Weight of Proof: The Eotans, Sec. IX Ethics of the Blood Feud, Sec. X An Attempt at Reconstruction, Sec. XI Gefwulf, Prince or the Jutes, Conclusion, Note: Frisia in the heroic age. *Part IV: Appendix*. A. A Postscript on Mythology in Beowulf. (1) Beowulf the Scylding and Beowulf son of Ecgtheow. (2) Beow, B. Grendel, C. The Stages above Woden in the West-Saxon Genealogy, D. Grammatical and literary evidence for the date of Beowulf. The relation of Beowulf to the Classic Epic, E. The "Jute-question" reopened, F. Beowulf and the Archaeologists, G. Leire before Rolf Kraki, H. Beowulf and Bear's son, I. The date of the death of Hygelac. *Bibliography of Beowulf and Finnsburg*. *Index*. *Plates*: I. Drida (Thryth) reproached for her Evil Deeds, II. Leire in the 17th century, III. Offa, miraculously restored, vindicates his Right. At the side, Offa is represented in Prayer, IV. Drida (Thryth) arrives in the land of King Offa, "in nauicula armamentis carente", V. Riganus (or Aliel) comes before King Warmundus to claim that he should be made King in place of the incompetent Offa, VI. Drida (Thryth) entraps Albertus (Aethelberht) of East Anglia, and

andern vor uns hin, mißt und wägt jedes von ihnen aufs sorgfältigste, lehnt ab, nimmt an, legt den Finger auf die Schwächen einer Theorie, macht gelegentlich neue Vorschläge, kurz, löst jeden Faden in dem verwickelten Netz der ganzen Beowulfforschung los und läßt uns so erkennen, wie die Verschürzungen entstanden sind. Dazu kommt in einem besondern Teile — Seite 129 bis 244! — der Abdruck einer reichlichen Auswahl von Dokumenten, die man bei den Beowulfforschungen zum Vergleich heranzieht. Fürwahr, bequemer kann man es dem Studierenden nicht mehr machen. Chambers hat durch diese bedeutende Gelehrtenleistung alle Anglisten zu großem Dank verpflichtet. Freilich, überraschend Neues wird nicht zu Tage gefördert. Es handelt sich hier um Sichtung und — dies sei besonders betont! — um stets anständige und gerechte kritische Wertung des bis jetzt Erreichten. Chambers ist nicht Bahnbrecher, sondern Führer. Viele Fragen werden bei des Verfassers Neigung zu einem gewissen Negativismus offen gelassen. Zu andern Fragen aber nimmt Chambers klar und deutlich Stellung. Die Geatas sind für ihn die altnord. Gantar und sicherlich nicht die Jüten, was wohl feststehen dürfte. Immerhin wäre es denkbar, daß man in Altengland in historischer Zeit die Geatas irrtümlich mit den Jüten identifizierte, daß also der Beowulfdichter selber diese irrige Auffassung hatte. Liebermann verwendet diese Annahme in interessanter Weise in seinem kulturhistorisch hochwertigen Aufsatz über „Ort und Zeit der Beowulfdichtung“ S. 275,¹⁾ den Chambers nicht mehr benutzen konnte. Mit Bestimmtheit tritt Chambers dafür ein — hierin Deutschbein stützend —, daß Beowulf kein historischer König, sondern eine fiktive Gestalt sei, deren Abenteuer zwangsmäßig mit den historischen Namen der Ganten verbunden wurden. — In seiner Stellung zur Bärensohnmärchentheorie Panzers, dessen Buch als ein Markstein der Beowulfforschung bezeichnet wird, scheint mir Chambers in seiner Übervorsicht zu weit zu gehen, wenn er

causes him to be slain, VII. The Gokstad Ship. The Oseberg Ship, VIII. Southern Scandinavia in the Sixth Century. English Boar-Helmet and Ring-Swords.

¹⁾ Nachrichten der K. Ges. der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-hist. Klasse 1920.

(S. 68) es ablehnt, die Beowulfsage als eine „Version“ des Bärensohnmärchens gelten zu lassen. Das Märchen habe dem Beowulfdichter nur die ihm zweckdienlichen Elemente geliefert usw. Gewiß! Aber, wenn wir des Dichters Abwandlung einen möglichst weiten Spielraum lassen, so kommen wir doch dazu, daß seine Vorlage, d. h. das, was er uns als Sage gibt, eine Version des Bärensohnmärchens gewesen sein muß; welche Version unter den ewig wechselnden Märchenstadien es war, wissen wir natürlich nicht. Daß allerdings die Grettirerzählung und der Beowulf unabhängig von einander auf das Märchen zurückgegriffen hätten, ist, wie Chambers 68¹ richtig bemerkt, nicht wahrscheinlich. — In der Scyld-Sceaf-Frage und was drum und dran hängt — Chambers erörtert das Problem an zwei Stellen: in seinen Kapiteln über Scyaf und Scyld und über Beow und im Appendix A, der nachträglich unter Björkmans Einfluß hinzugekommen sein dürfte —, scheint mir das fast abschließend zu sein, was Björkman in seinem schönen gelehrten Aufsatz in den Englischen Studien 52 (1918) dargelegt hat. (Die Erkenntnis von Beow als einem Getreidedämon, urnord. *Beggwuz, dem finnischen Pekko, ist das Verdienst des Gelehrten Axel Olrik.) Chambers erbringt hier ergänzend interessante Belege für die volkstümlichen Überreste des Ährenkults in England (vgl. *the crying of the neck*).

In Kapitel III spürt Chambers den Gründen nach, die den Beowulfdichter bestimmten, eine Sage mit skandinavischem Hintergrund zu behandeln. Er sieht darin nichts Eigentümliches; denn damals wurde unter den verschiedenen Stämmen jede germanische Dichtung als national empfunden. Wäre uns statt des Beowulf der ganze Waldere überliefert, so hätten wir eine burgundische Sage in ae. Gewande¹⁾ und wir würden uns daran nicht stoßen. (Ja! aber das wäre nach den uns zur Verfügung stehenden Berichten über Sagenkenntnis der Angelsachsen genau das, was wir erwarten; denn die berühmte Burgundersage war dem ae. scop, wie wohl jedem germanischen

¹⁾ und — fährt Ch. weiter — kein Mensch würde deshalb annehmen, der Waldere sei aus dem Burgundischen übersetzt. Dies als Widerlegung der längst aufgegebenen Theorie, das Beowulflied sei aus dem Skandinavischen übertragen.

Sänger bekannt. Der Beowulfdichter aber tischt uns etwas Obskures auf, ein verbreitetes Märchenmotiv und ein Drachenabenteuer, das er einer fiktiven Gestalt anhängt, die uns glaubhaft gemacht werden soll, indem man sie in skandinavisch epische Zusammenhänge bringt. Diese Dichtung hat — so nehme ich mit Schücking, P. B. B 42 (1917) 399 an — dem Angelsachsentum nicht viel bedeutet. Deshalb bleibt es doch auffallend, daß das Dänentum immer wieder vorgeschoben wird).

Sehr verdienstlich sind die Finnsburgkapitel. Hier scheint mir Chambers eine Deutung gefunden zu haben, die über mehrere bis jetzt unüberbrückbare Schwierigkeiten hinweghilft. Die Reihenfolge ist: Bruchstück + Episode im Beowulf. Die *Eotenas* sind eine schreiberische Verunstaltung von *Eote* (*Yte*), Jüten, über die Durchgangsstelle *cotenas*, Riesen. Diese *Eotenas*, Jüten, sind aber nicht ein Sammelname für die Friesen, d. h. für Finns Untertanen. Sie stehen bloß mit den Friesen zusammen unter Finns Kommando. Sie und nicht die Friesen oder Finn haben Verrat begangen. Durch sie aber wird Finn in den Kampf gegen die Halbdänen verwickelt, so daß er zum *bana* (nicht zum „Mörder“, wie man gewöhnlich mit einem ethisch gefärbten Begriff übersetzt, sondern zum Tod-bringer) des Dänenfürsten Hnæf wird, aber deshalb nicht des Verrats bezichtigt werden kann. In diesem Lichte betrachtet nimmt sich Hengists nachträgliches Abkommen mit Finn ganz anders aus. Er handelt nicht mit einem Mörder. Eine zweite Schwierigkeit: Finnsburg ist nicht Residenz und *heahburh*, Hauptstadt, Finns, sondern eine außerhalb Frisias gelegene Burg. Jetzt wird uns die Stelle 1125—7 verständlich, wo es heißt, daß die Friesen von der Finnsburg nach ihren Wohnsitzen zurückkehrten, um Heim und *heahburh* zu sehen, wo dann Hengists Rache über sie hereinbricht. Ein dritter Punkt: Finns Gefolgsmann, der die Halle bestürmende Garulf des Fragments, ist wahrscheinlich identisch mit dem Gefwulf in Widsith 26, wo er als Fürst der Jüten erscheint. In Gefwulf ist ein korrektes *r* in *f* verschrieben. Garulf würde dann im Fragment als Anführer der Eotena (Jüten) wohl ohne Finns Wissen den Kampf gegen die Halbdänen begonnen haben. Die Schlußstragik ergibt sich aus der Grund-

spannung in Hengists Innerm: Zögern und Rachetrieb (das letztere nach Ayres Deutung, J. E. G. Ph. XVI, 291 u. ff.).

In einem besondern Abschnitt (Appendix D) nimmt Chambers Stellung zu Schückings wichtiger Abhandlung „Wann entstand der Beowulf?“ (P. B. B. 42 (1917), 347—410), wo er sich für die alte Datierung (also ca. 725) entscheidet. Ein Abschnitt, der uns hoch willkommen ist, ist den archäologischen Fragen gewidmet. Reichliche Literaturangaben ebnen uns hier den Weg zu weiterer Forschung. Diesen Zweck erfüllt auch die mächtige Bibliographie am Schlufs des Bandes (S. 383 bis 414!). Lobend gedenken wir auch der acht schönen Bilderbeigaben in diesem glänzenden Buche, das uns nicht nur wertvolle Belehrung bringt, sondern auch Freude bereitet.

St. Gallen.

Bernhard Fehr.

Androcles and Pygmalion. Two Plays by Bernard Shaw. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1921. 275 S.

A. u. d. T.: **Tauchnitz Edition** Vol. 4548.

Androcles and the Lion ist ein Märtyrerdrama, das freilich einen anderen Ausgang nimmt als Corneilles *Polyeucte*, es endet ganz gemächlich. Auf der Bühne macht es eher den Eindruck eines Lustspiels, besonders im *Prologue* und in der Schlussszene. „I thank your worship“, sagt der Tierfreund und Märtyrer Androcles zum Kaiser und seinem Hofstaat, „I thank you all, ladies and gentlemen. Come, Tommy. While we stand altogether, no cage for you: no slavery for me“ und entfernt sich mit seinem Löwen. Und der grimme Ferrovius, das Haupt der Märtyrer, tritt in die Prätorianergarde ein: „In my youth I worshipped Mars, the God of War. I turned from him to serve the Christian god; but to-day the Christian god forsook me; and Mars overcame me and took back his own. The Christian god is not yet. He will come when Mars and I are dust; but meanwhile I must serve the gods that are, not the God that will be. Until then I accept service in the Guard, Cæsar.“ Lavinia, die auf den Captain einen tiefen Eindruck gemacht hat, bleibt sich treu: „I'll strive for the coming of God who is not yet“, in ihr wirkt der neue Glauben nach, aber auch nicht immer: „You know, Ferrovius, I am not al-

ways a Christian. I dont think anybody is. There are moments when I forget all about it, and something comes out quite naturally as it did then." Was Shaw mit dem Stücke bezweckt, sagt er im *Appendix to the Play*: "In this play I have represented one of the Roman persecutions of the early Christians, not as the conflict of a false theology with a true, but as what all such persecutions essentially are: an attempt to suppress a propaganda that seemed to threaten the interests involved in the established law and order, organized and maintained in the name of religion and justice by politicians who are pure opportunist Have-and-Holders." Es wurde 1912 geschrieben, erschien aber 1916, also während des Krieges, daher lesen wir an der gleichen Stelle: "The second (sc. weapon of the Have-and-Holders) is by leading the herd to war, which immediately and infallibly makes them forget everything, even their most cherished and hardwon public liberties and private interests, in the irresistible surge of their pugnacity and the tense preoccupation of their terror." Und ferner: "But the most striking aspect of the play at this moment is the terrible topicality given it by the war Great numbers of our clergy have found themselves of late in the position of Ferrovius and Anthony Anderson (der presbyterianische Geistliche in *The Devil's Disciple*). They have discovered that they hate not only their enemies but every one who does not share their hatred, and that they want to fight and to force other people to fight. They have turned their churches into recruiting stations and their vestries into munition workshops."

Die eigentliche Gedankenarbeit Shaws, deren äußerer kunstvolles Gepräge nur das Stück ist, zeigt sich, wie fast immer bei ihm, in der (93 S. langen) Vorrede: *Preface on the Prospects of Christianity*, Gedanken über die Religion. Der Verfasser hat es sich nicht leicht gemacht, ernste Studien sind ihr vorausgegangen, die neuesten kritischen Forschungen über die Evangelien, über das Neue Testament hat er verfolgt, freilich keine trockene wissenschaftliche Abhandlung, sondern alles ins Shawsche umgewandelt, mit Shawschem Geiste zer setzt. An dieser Stelle auch nur andeutungsweise den reichen Inhalt zu geben, ist schier unmöglich, es mögen einige wenige herausgegriffene Sätze genügen, die den Standpunkt unseres Iren veranschaulichen: If Jesus could have worked out the

practical problems of a Communist constitution, an admitted obligation to deal with crime without revenge or punishment, and a full assumption by humanity of divine responsibilities, he would have conferred an incalculable benefit on mankind, because these distinctive demands of his are turning out to be good sense and sound economics (im Kapitel *Why not give Christianity a Trial?*). — The doctrines in which Jesus is confirmed are, roughly, the following: 1. The kingdom of heaven is within you. 2. Get rid of property by throwing it into the common stock. 3. Get rid of judges and punishment and revenge. 4. Get rid of your family entanglements. Every mother you meet is as much your mother as the woman who bore you. Every man you meet is as much your brother as the man she bore after you (*The Alternative to Barabbas*). — The gospels as memoirs and suggestive statements of sociological and biological doctrine, highly relevant to modern civilization, though ending in the history of a psychopathic delusion, are quite credible, intelligible, and interesting to modern thinkers. In any other light they are neither credible, intelligible, nor interesting except to people upon whom the delusion imposes (*The Secular View Nature, not Rational, therefore Inevitable*). — Now at this moment (1915) a vast European war is being waged, in which the French are using Senegalese soldiers. I ask the French Government, which, like our own Government, is deliberately leaving the religious instruction of these negroes in the hands of missions of Petrine Catholics and Pauline Calvinists, whether they have considered the possibility of a new series of crusades, by ardent African salvationists, to rescue Paris from the grip of the modern scientific "infidel", and to raise the cry of "Back to the Apostles: back to Charlemagne!" (*Christianity and the Empire*). — Shaw schliefst die Vorrede mit dem Satze: Jesus said that God was better than Mammon; but he never said that Tweedledum was better than Tweedledee; and that is why it is now impossible for British citizens and statesmen to follow him, though they cannot possibly follow either Tweedledum or Tweedledee without bringing the empire down with a crash on their heads. And at that I must leave it (ib.).

Kürzer fassen wir uns über das zweite Stück: *Pygmalion*. Das Blumenmädchen Eliza Doolittle wird vom Sprachgelehrten

Higgins in sein Haus aufgenommen, als Modell, an dem er seine Kunst erweisen, dessen abscheulichen Dialekt er in die gebildete Umgangssprache umwandeln will. Der Versuch gelingt. Aber der Lehrer wird Liebhaber. Ob er Gegenliebe findet, ob Eliza nicht eher den jungen, feschen Teddy wählt, läßt der Dichter dahingestellt. Aus dem Nachwort zu schließen, ist das letztere der Fall: When it comes to business, to the life that she really leads as distinguished from the life of dreams and fancies, she likes Freddy and she likes the Colonel; and she does not like Higgins and Mr. Doolittle. Galatea never does quite like Pygmalion: his relation to her is too godlike to be altogether agreeable.

Den Philologen wird die kurze Vorrede interessieren, in der Shaw von Phonetik und ihrem Hauptvertreter in England spricht, Henry Sweet; in der Gestalt Higgins' hat er ihm ein Denkmal gesetzt. Freilich: "Pygmalion Higgins is not a portrait of Sweet, to whom the adventure of Eliza Doolittle would have been impossible; still, as will be seen, there are touches of Sweet in the play." In warmem Tone — ein nicht häufiges Ereignis bei Shaw — spricht er von dem Gelehrten, dem er auch als Menschen hohes Lob zollt.

Es sei mir gestattet, hier zu bemerken, daß Shaw sich schon einmal mit phonetischen Fragen beschäftigt hat. In den *Notes zu Captain Brassbound's Conversion* erwähnt er Sweets *Elementarbuch des gesprochenen Englisch*, "the most accessible standard work on the subject"; von Sweet selbst heißt es: "Academic authority in the matter of English speech is represented at present by Mr. Henry Sweet, of the University of Oxford." Um die Sprechweise Drinkwaters darzustellen, dessen "dialect, apart from its base nasal delivery, is not unlike that of smart London society in its tendency to replace diphthongs by vowels (sometimes rather prettily) and to shuffle all the traditional vowel pronunciations", mochte sich Shaw nicht Sweets Transcription bedienen, "the niceties of Mr. Sweet's Romic alphabets", und so machte er sich seine eigene Umschreibung.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

Some Notes on Elfric's Festermen.

In the Festschrift to Lorenz Morsbach, which was published in 1913 (*Studien zur Englischen Philologie* L), the late Professor E. Björkman gave a reprint of the well-known List of Elfric's Festermen, with an excellent facsimile of the MS. and a number of comments, from a philological point of view, on its name material. A couple of months later he added, in *Anglia* Beiblatt 1913, p. 281 f., a few brief notes on the same subject, principally founded on some suggestions communicated to him privately by Prof. F. Liebermann. In the introduction to his reprint Björkman noted two previous editions of the list: those of G. Stephens and J. Stefansson; a third one, which had appeared about a year before his own, seems to have escaped his attention. The editor of this was Mr. W. H. Stevenson, who printed the list together with various other contemporary documents from the same MS. in the *English Historical Review*, 1912, p. 11 f.¹⁾

On looking through the two latest reprints I have come across several points on which I feel inclined to disagree with the learned editors. I have also found that some suggestions might be hazarded with regard to the historic identity of the festermen recorded. This side of the matter was incidentally touched upon by Liebermann, who pointed out that some of the festermen may be identical with certain witnesses to a charter of Cnut (Kemble, *Codex Diplomaticus* no. 749). It will presently be shown that a large percentage of the festermen may also be traced among the host of landholders whose names have been preserved in Domesday Book.

It seems more than probable that the original MS., from which the text before us seems to have been copied about 1100, was drawn up in the earlier half of the 11th century. Bishop Stubbs was the first to point out that the Elfric who is referred to at the head of the list, was apparently the same person as Archbishop Ælfric, who held the see of York

¹⁾ Mr. Stevenson's reprint was not accessible to me until I had all but finished the present notes, which had therefore to be rewritten in part. In those cases in which I have depended on his authority, this is duly acknowledged; occasionally we have arrived at the same conclusions separately and independently of each other.

1023—1051. As far as I am aware, this view has been unanimously accepted by subsequent writers on the subject, although strictly speaking the matter can by no means be proved. Accepting this view, the original deed from which the MS. extant has been copied, must have been composed at some time during Ælfric's archiepiscopal period, presumably at an early date. It is, then, very tempting to guess that several of the festermen were alive in the days of Edward the Confessor, and that their names have been recorded in the pages of the great Survey. Turning to that record, we find in the return for Yorkshire nearly all the names we expected. Since, however, both the survey and the list of festermen confine themselves to giving the names of the persons concerned, it is clearly most difficult to fix their identity on such grounds. Moreover, if we pick out from the list e. g. the name *Arcetel* and search for it in the Yorkshire Domesday, we find about half a dozen persons of that name (written *Archil*). Which of them was the festerman? Similarly, the two festermen called *Ulf* have here at least a dozen namesakes. That is not at all surprising, as *Archil* and *Ulf* were both extremely common among the Scandinavians of the period. Clearly, in such cases the particular festerman or festermen can hardly be singled out from among so great a number.

Nevertheless, there exists one means of getting a step nearer to the solution of the identification problem, and that is by utilizing the evidence of the place-names mentioned in the list. They are not many, being only nine in number, and may be described as follows:

Barnabi. This is either Barnby House in the parish of Bossal 9 miles NE. of York, or Barmby-on-the-Marsh 15 miles SSE. of York, or possibly Barnby-upon-Don 5 miles NE. of Doncaster. All three places are called *Barnebi* in Domesday Book.

Bærnabi. Probably the present Barmby-on-the-Moor, near Pocklington 9 miles east of York, which occurs in Domesday Book as *Bernebi* and *Barnebi*. It goes without saying that *Bærnabi* may also represent one of the places just mentioned under *Barnabi*.

Braiþatun. Now Brayton, about 12 miles south of York.

Broðortun. Now Brotherton, 8 miles SW. of Brayton.

Burhtun. Now Burton Hall, a farm in the parish of Brayton.

[*Alfcetel in*] *Ha'*. As for the abbreviation mark ', which is frequently used in our MS., this was taken by Stephens and Björkman to represent the ending *er* in every case. Stevenson is of opinion that it may stand for any kind of abbreviation by suspension, so that the mark will practically correspond to any ending, or final syllable or syllables, of a word. In accordance with this general view, Stevenson intimates that the form under notice is part of a longer name, perhaps *Ha[rawude]*, the present Harewood. Stevenson's general explanation of this abbreviation sign is certainly correct. Only in the present case it seems preferable to read *Ha[meltun]*, which is the spelling of this name in Domesday Book. The place is now called Hambleton and lies a couple of miles west of Brayton. That this extension of the abbreviation is correct is proved beyond all doubt by the fact that the festerman in question, viz. *Alfcetel*, re-appears in Domesday as *Alchel*, who had a manor in Hambleton in the days of Edward the Confessor.

Hillum. Now Hillam, not very far from Brotherton.

Ca'. Stevenson reads *Ca[wuda]*, which seems to be right. The same place-name occurs as *Cawuda* as early as about 980 in a deed of Archbishop Oswald (Gray Birch, Cart. Sax. 1278). The place is now called Cawood; it is situated about three miles NW. of Brayton.

[*Grim in*] *Cir'*. According to Stevenson this is abbreviated from *Circebi*, which seems very credible indeed. If that is so, we can scarcely be mistaken in assuming the place to be the present Kirkby Wharfe, which lies only a few miles NW. of Cawood in the same old wapentake.

If we now look up the nine places thus identified in the returns of the *Nomina Villarum* (A. D. 1316) and in the map, we shall find that no less than seven are situated in the ancient wapentake of Barkston Ash in the West Riding. Only the two places called Barnby or Barmby, at the head of the list above, lie outside this district, but they are at no considerable distance from it and from York. In other words,

the nine festermen whose places of residence are known to us, all came from practically the same region. It seems, then, a likely guess that the rest of the festermen, or most of them at any rate, lived, or had estates, in the same part of the shire, i. e. the eastern half of the West Riding and the country round the city of York. And, indeed, in the Domesday returns for the same parts, arranged as they are under the names of the several tenants-in-chief, we can track the vast majority of the festermen and identify them, with more or less certainty, as holders of land in the time of King Edward the Confessor. Not a few of them, e. g. *Barað*, *Lizolf*, *Osulf*, *Wulfeh*, *Elewine*, and, more particularly, *Merleswain*, the well-known sheriff of Lincolnshire, were among the largest landholders of the period. Others held one manor or a couple of manors of diverse size and situated at varying distances from one another. It is a noteworthy fact that a very considerable number of them are recorded in Domesday under the name of Ilbert de Laci, to whom the bulk of their estates seem to have been given after the Conquest. Geographically, most of them are to be found in the wapentakes of Barkston Ash, Ainsty, and Osgoldcross.

In the following pages I give a few brief suggestions intended to improve some of the readings of Björkman which seem to me either questionable or altogether wrong. To these will be added some hints about the possible identity of most of the festermen. It need not be emphasized that these attempts at identification are ventured upon with all possible reserve; they are in many cases purely conjectural.

MS. line 2. Björkman is unable to decipher the last name, which is very faint and partly effaced. It is impossible to say anything with certainty, but I feel inclined to read *Ælfric*; the *c* has been lost owing to the right-hand margin of the MS. having been cut off. Without pretending to identify the bearer of the name, I may mention that a certain *Ælfric* attested the charter of Cnut in which several others of the festermen occur as witnesses.

l. 3, second name. This must be *Aldsceorl*. Björkman reads *Adsceorl*, which is evidently quite wrong. The *A* is somewhat faded, but still perfectly clear; it is of the same

type as the *A*'s in *Ailaf* l. 9, and *Alfceltel* l. 8. Again, *Ald-sceorl* is apparently a scribal error for *Aldceorl*, which is well instanced in literature. A witness of this name attested a charter of Æthelbald, King of the Mercians, A. D. 749 (Gray Birch 179, Kemble 99). *Ealdceorl* occurs in the Liber Vitæ of Durham; the survey of Devonshire in Domesday has *Alcherl* (3 ×), *Alcerl* (2 ×), and *Alcher* (3 ×), probably the same name.

l. 3 *ros'*. Stevenson thinks this stands "for Roscetel or a nickname of Asmund". Very likely it represents the former name or its shortened form, OWScand. *Roskell*. Two persons called *Roschil* figure among the Yorkshire landholders in Domesday; see further below, under *Roscetel*.

l. 3, last name. Björkman and Stevenson read *Grimcotel*. Should be *Grimcitel*.

l. 5. *Ræuæn*, according to Björkman. To be read: *Rauæn*.

l. 5 *Arn'*. Björkman reads *Arner* < OSwed. *Arnar*. According to Stevenson, it stands for "Arngrim, Arnolf, or some other compound of Arn". Of the OSwed. man's name *Arnar* there are a very few, more or less doubtful, instances on record from the 14th century onwards; properly speaking, there exists only one instance whose authenticity is beyond all doubt. That being so, we are probably on the safe side if we accept Stevenson's reading. I would then suggest that the name is *Arngrim* < OWScand. *Arngrimr*, which was not infrequent among the early Scandinavian settlers in England. The person mentioned here is apparently identical with *Arnegrim* or *Aregrim* in the Yorkshire Domesday, who was one of the King's thegns. In the time of the Confessor he had lands in Huntington, not very far from York, and also in Painsthorpe and Kirkby Underdale in the East Riding (Domesday Book, fol. 300 b, 331), which he retained after the Conquest. Towards the end of his life he gave most of his estates in these parts to St. Mary's, York. See further The Victoria History of the Counties of England, Yorkshire II, pp. 202, 287.

l. 6 *ul'* (first word). Björkman reads *uel* (Latin), which idea is discarded by Liebermann. Yet, as far as I can judge, we have here the conventional abbreviation of this Latin word, so from a paleographic point of view no objections can be raised against the reading. But another possibility should

not be left out of consideration. *uſ* might stand for *Ul[chil]* or *Ul[chel]* with the same kind of contraction as we have seen above in the case of *Roschil* (l. 3). In the days of Edward the Confessor there were several persons of that name living in the part of Yorkshire with which we are concerned here. See below, under *Ulfcetel*.

l. 6 *fre*'. Björkman reads *Freer*, while Liebermann thinks it is miswritten for *presbyter*. Stevenson suggests, with some hesitation, that it may stand for 'a compound name in *Freo*-' but he gives no further comments. In all probability Stevenson is right in the main. Perhaps we have to read *Fredgist*, or some variant of it. This was the name of a Yorkshire landholder in the time of Edward the Confessor; he possessed manors in Welbury, Stilton, and (together with *Arnegrim*, cf. this name above) in Huntington, not far from York. — For the etymology of the name *Fredgist* cf. T. Forssner, *Continental-Germanic Personal Names in England*, p. 93.

l. 7 *hap*' (first name). Björkman reads *Hawer* < OWScand. *Havarr*, Stevenson *Haw[ærð]* < OWScand. *Havarðr*. It is hard to determine which of them is right. However, if Björkman's surmise were correct, this would be the only place in English literature where the OWScand. name *Havarr* has been preserved to posterity. This seems almost incredible. Stevenson's alternative should be preferred, the more so as there actually existed two persons named *Haward* or *Hawart* among the landed people in Yorkshire at the middle of the 11th century. See also this name below.

l. 8, last names. Björkman reads: *porcetel . unbain . asi*. This is obviously erroneous. The last two words form parts of one and the same name, which should be read: *unbainasu[na]* 'son of *Unbaini*'. Björkman has overlooked the fact that the *s* in *su[na]* is of exactly the same shape as those in (*asbeornnas*) *suna* l. 10 and (*sæfugala*) *suna* l. 11, and differs markedly from the other symbols used for *s* in our MS. As for the etymology and meaning of the name *Unbaini* or *Unbain*, see Björkman, *Nordische Personennamen in England*, p. 169.

l. 9. *Róc in hillum*, Björkman; *Rót in Hillum*, Stevenson. I cannot help thinking that the former reading is the correct one. The final letter of the first name is effaced in part, but what remains of it points to a *c* rather than to a *t*.

l. 10 first name: *Worr ána*, according to Björkman. Stevenson has ... *orfana*, which conveys no sense whatever. The first part of the name is practically illegible, since the MS. is badly torn in that place. Nevertheless I feel almost convinced that *Morfara* (or *Morfare*) is the name the copyist found in his original; and in all probability *Morfara* is the name he wrote himself, which seems pretty clear, though unfortunately only the right-hand half of the initial has been preserved. The *M*, if reconstructed, presents a type of the letter which is by no means unknown in the 12th century and is commonly used in the next few centuries. It is not found elsewhere in our MS., whose other *M*'s are of a different type. However, that does not cause any difficulty, as the copyist sometimes makes use of varying types of one and the same letter. For other instances of this practice of his, compare e.g. his *A*'s in *Alfcetel* l. 7, *Asmund* l. 3, *Arðolf* l. 4, *Ascetel* l. 7, *Alfcetel* l. 8, *Ailaf* l. 9 &c.; cf. also his *E*'s in *Elfricas* l. 1, *Edric*, *Eðastan*, *Elnoð* l. 6, and the initials of *Ulfcetel* l. 1, *Vlfcetel* l. 8.

The festerman named *Morfara* is obviously identical with the *Morfare* who, according to Domesday fol. 315, had six carucates of land for geld in Halton (near Leeds) and also possessed land in *Snitertun*, now Potter Newton, about four miles from Halton. This is apparently the same man as *Morfare* or *Morfar*, who held with *Archil* six carucates of land for geld in Holbeck and Armley, and, with *Turstan*, land in Beeston, all three places being situated not far from Leeds (fol. 317 b, 318). These statements of Domesday all refer to the time of Edward the Confessor.

When collecting materials for his work *Nordische Personennamen in England*, Björkman noted this name in Domesday and made some comments on its etymology in a short foot-note on page 190. Moreover, in the same place he quotes the form *Morfarius* from the *Liber Vitæ* of Durham. He thinks it is of Scandinavian origin and explains it from a hypothetical OWScand. surname **Morðfari*, a supposed derivative of *morðfor* 'a journey undertaken in order to commit a murder'. This seems a somewhat rash attempt at solving a riddle which involves far greater difficulties than one might expect at first sight. Firstly, it may be objected that OWScand. *morðfor* is a purely poetical word, which seems to be recorded only once

in literature (see Fritzner's Dictionary). Secondly, no surnames containing the word *moð* have so far been traced in OWScand. literature, if we may rely on F. Jónsson's and B. Kahle's collections of OWScand. surnames and nicknames. Furthermore, if such considerations should seem of minor importance, it must be said that a name of that form and meaning is most unlikely from a semological point of view. On the other hand, it is all but certain that the name is entirely Scandinavian in origin, as it cannot very well be associated with the OE. word *mōr*, NE. moor.¹⁾

There is, indeed, still another possible derivation, which should not be passed over in silence. The ONorw. language had a compound *mørlandi*, which occurs in several places in ancient sagas as a nickname given to Icelanders. That being so, there may have existed, too, a formation **Morfari* as a surname or nickname, coined on the analogy of *Mørlandi* and originally signifying a man who has travelled to Iceland. It may perhaps also have meant one who comes from Iceland, but this alternative seems less likely. It is true that most OScand. formations terminating in *-fari* have the name of a country or a place as their former element, as e. g. *Englandsfari*, *Hlymreksfari*, *Hölmgarðsfari*, *Jörsalafari*; they were, however, not infrequently compounded with other words, as may be seen from the materials brought together by F. Jónsson, *Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie* 1907, p. 279. See also Björkman, l. c. Everything considered, a compound **Morfari* cannot be said to be inconsistent with what else we know of this category of words nor with the general conditions of the language. Nor does the *ρ* of the first syllable, which is an *u*-mutated *a*, cause any difficulties. In Scandinavian

¹⁾ Theoretically speaking, it is just possible that *Morfari* or *Morfara* is composed of OE. *mōr* and OScand. *fari* (hardly OE. *fara*). It would then signify a man who (often) goes to, or who comes from, the moor, possibly one who lives on the moor. Though a hybrid formation, it would thus be a parallel to the OSwed. word *gräsfari* in the ancient law of the province of Östergötland. This *gräsfari* is somewhat ambiguous in sense but probably means a man who has gone to, or settled down in, a pasture or grass-land. Another instance in point would then be the OSwed. man's name *Rūmfari*, provided the explanation put forward by H. Lindroth is right (*De nordiska ortnamnen på -rum*, 1916, p. 111).

words that had been adopted in ME. this sound is generally found in its non-mutated form, i. e. as *a*; but, as I propose to show elsewhere, not a few instances may be pointed out which have the mutated vowel, written *o*.

l. 12 first name, in the torn portion of the MS. Björkman reads *þolf* (presbyter), which cannot possibly be right; he seems to have overlooked the apparent fact that this is a part of a longer name. The letter which precedes the *o* is clearly a *d*, and not a *ð*. In all likelihood the copyist wrote here the name *Aldolf*, which seems almost certain, if we compare the mutilated beginning of the name with the first letters of the name *Alfcetel* l. 8. — *Aldulf* was a commonly used name in the OE. period. In the Domesday return for the city of York there occurs a certain *Aldulfus*, who had a house in the city in the time of Edward the Confessor (fol. 298); it is doubtful whether he was identical with the *Aldulf* who held land in Rufforth, four miles west of York, together with the great landholder *Alwin* or *Elewine* (fol. 329).

Ailaf [*in braiþatun*]. The Yorkshire Domesday contains no such name. A namesake of his was *Eilaf* who had a manor in Osmotherley, perhaps identical with *Eilaf* or *Elaf*, who had lands in Ellerby and Easton, East Riding.

Alfcetel [*in ha'*] l. 7, *Alfcetel* l. 8. Domesday records, as it seems, three different persons of this name, viz. *Alchel*, who had a manor in Hambleton, which passed on to Ilbert de Laci. He must be identical with the former of these two festermen. The second, whose name is given as *Alchetel*, had lands in Little Langton, N. Riding; the third, *Alchil*, had lands in Barmston, E. Riding, with *Torchil*, *Siward*, and *Bonde*, all three bearing Scand. names. This *Alchil* was perhaps the other festerman of the name under notice.

Arcetel. Several landholders called *Archil*, which is the same name, are mentioned in Domesday. One *Archil* held lands in Haggaby (near Easdikey); another in Ryther and, together with *Morfur*, in Holbeck and Armley. In all probability it was a third *Archil* who had manors in Stutton (with *Ulstán*), Colton (with *Goduin*, *Tor*, and *Ulstán*), and in

Steeton (par. Bolton Percy) with *Goduin* and *Ælwin*. One of these three must be the *A.* of our MS.

Arðolf. Probably the same man as *Arulf* who in the days of the Confessor had a big manor in Langthwaite, a few miles north of Doncaster (Domesday Book fol. 308). Doubtful if he was identical with *Ardulf*, who had estates in East and West Morton and Riddlesden, W. Riding, or *Ardul* who is mentioned as a landholder in Asenby, N. Riding.

Arðor. Probably identical with *Artor*, who held lands in Hickleton, Kirk & Little Smeaton, and Brampton-en-le-Morthen. — Another *Artor* ('the priest'), one of the King's thegns, had lands in West Melton and Brampton Bierlow (fol. 330 b).

Asbeorn. — *Osber* had lands in Leckonfield and Raven-thorpe (now vanished, the site one mile south of Leckonfield) E. Riding; he may be the same man (fol. 306 b, 322 b).

Ascetel, *Ascetel greua*. The Yorkshire Domesday gives the name *Aschil* in several places, and there is no means of separating the bearers of the name. One *Aschil* had properties in Thormanby, Dale Town, Morton (near Hawnby), Hutton Sessay, Swainby, Scawton, &c. and might possibly be one of the two in our MS. Another *A.* had lands in Thornton-le-Clay and (?) in Allerthorpe (par. Burneston).

Asmund. The MS. has two persons of this name. One of them was apparently the *Osmundus* who had lands in Little Fenton (Domesday Book fol. 315 b), which he retained under Ilbert de Laci after the Conquest. With regard to the form of the name in Domesday compare *Osmundus danus* (fol. 227, Northamptonshire).

Barað. Obviously identical with *Baret* who according to Domesday fol. 315 b held manors in Burton Hall, Brayton, and Thorpe Willoughby. In fol. 316 b he re-appears as *Bared* or *Baret* and is stated to have held, in the time of the Confessor, estates in Roall, Egborough, Kellington, Knottingley, Beal, Darrington, Stapleton, Kirk & Little Smeaton, Hensall, Rothwell, Lofthouse, Carlton, &c., all in the same part of the shire. He was in fact one of the largest landholders in Yorkshire; of all his lands he seems to have been allowed to retain only his possessions in Roall, Egborough, and Kellington, as an under-tenant to Ilbert de Laci.

Elcwine. Another of the largest landowners in the shire. In Domesday Book he figures as *Ælwin*, *Alwin*, and *Elwin*; he had large properties in Steeton (par. Bolton Percy), Marston and Knapton (just west of York), Hutton Wandesley (par. Long Marston), and — together with *Aldulf* — in Rufforth (4 miles west of York). Domesday fol. 329. Cf. *Ælfwine dux* Kemble no. 749 (A. D. 1033).

Elnod. This name is, strange to say, not recorded in the Domesday return for Yorkshire, but is found in almost every other county in Domesday under the forms *Elnod*, *Ælnod*, and *Alnod*.

Eðastan. Probably identical with *Adestan* or *Estan*, who held lands in Swinton and Wickersley in the W. Riding (fol. 319, 326 b).

Farþain. The same person as *Fardan*, who had a manor in Appleton Roebuck or Nun Appleton (fol. 329). *Faryem* Kemble 749.

Folcer. Apparently identical with *Fulcher* or *Fulchri*, who held lands in Moreby, Helsington, and Buttercrambe, within a few miles of York.

Forna. One *Forne* had a manor at Kirkby Wharfe. Another *Forne*, who was one of the King's thegns, had a house at York (fol. 298) and large estates in Bugthorpe, Barthorpe, Fridaythorpe, Swaythorpe, Skirpenbeck, and Kilham in the E. Riding (fol. 329 b). For further details cf. Ellis, *Some Account of the Landholders of Yorkshire named in Domesday*, Journal of the Yorkshire Archæol. and Topogr. Association, IV p. 395. Compare *Forna* Kemble no. 749.

Gamal (presbyter). One *Gamel* had lands in Ryther and Birkin, which passed on to Ilbert de Laci. Another had a manor in Arkendale and Lofthouse. Whether it was one of the two, or a third person of the same name, that possessed a house at York (fol. 298), cannot be decided with certainty.

Godwine and *Godwina.* One of them probably identical with the *Goduin* who held large estates in Steeton (with *Archil* and *Ælwin*), Colton (with *Archil*, *Tor*, and *Ulstun*), and Thorp Arch (with *Orm* and *Tor*) within a few miles of York. In Steeton and Colton there were two landholders of that name (fol. 329).

Grim (two persons). In the city of York there were two persons of this name who had houses there in the days of the Confessor. It is uncertain whether either of them was identical with the *Grim* who held lands in Huggate, Raisthorpe, Welburn, and Griff in the N. Riding, or the one who had estates in Stillingfleet and West Cottingwith, a few miles south of York. The *Grim* who held a manor in Harewood, W. Riding, was perhaps one of the festermenten.

Grimcetel (two persons), [*Morfara and*] *Grimcetel* [*his mah*], *Grimcitel* [*in barnabi*]. One *Grimchil* had a manor in Sturton Grange (fol. 315) and was identical with the third *G.* above, provided we are justified in forming such a conclusion from the fact that *Morfara* had estates in Potter Newton and Halton, not many miles from Sturton. *Grinchel* held lands in Holmpton and Sutton, E. Riding; if it was the same *G.* who had the manor at Thwing, cannot be determined. In the days of Edward the Confessor *Grimchetel* had a house at York (fol. 298), which was subsequently taken over by Robert Malet.

Gunner. Apparently identical with *Gunner*, who had a manor at Lead, south of Tadcaster (fol. 315). — Another (?) *Gunre* had a manor at Hauxwell, N. Riding (fol. 311 b).

Halwærd. Perhaps the same person as *Alward*, described in Domesday, fol. 315—317, as holding lands in the neighbourhood of Roundhay Grange, in Birkby Hill (par. Thorner), Newton Wallis, and Hessle (par. Wragby).

Haw[ærd]. See above, p. 135. *Haward* or *Hawart* held lands in Worsall, Kirk Leavington, Castle Leavington, and Yarm in the North Riding. Another *Huward*, a King's thegn, held lands in Great Ayton, Easby, and Battersby (fol. 300, 300 b).

Cetel (presbyter). Domesday Book (fol. 298) says that Ketel the priest possessed two dwellings in York in pre-Conquest times, which were subsequently usurped by Waldin, a Norman. Uncertain whether *Chetel* who held a manor in Acaster Selby (fol. 301 b, 331 b) and Allerton Mauleverer (?) was the same person.

Colbrand (clericus). Domesday, fol. 300 b, records a certain *Colebrand* who had three carucates of land in Malton in the neighbourhood of York.

Leofnoð [*in broðortun*]. Domesday does not mention any person of this name in connection with Brotherton. One

Leuenot had a manor in Liversedge, W. Riding, another in Lazenby, N. Riding.

Ligolf. In the time of the Confessor *Ligulf* was one of the largest landowners in the West Riding. He had manors in Bolton Percy, East Tadcaster, Ackton, Whitwood, Bramham, Clifford, &c. After the Conquest he became a vassal of Ilbert de Laci, under whom he held Fairburn and two manors in Riston and Armley (fol. 315 b, 317 b). — There were apparently some other, less significant, bearers of the name in Yorkshire, none of whom need be considered here.

Merleswain. This can be no other person than the famous sheriff of Lincolnshire during the last years of Edward the Confessor. He was one of the most considerable possessors of land in the country, owning manors in several southern counties, and, more especially, in Lincolnshire. In Yorkshire he seems to have held about a dozen manors in different parts of the shire. In the Yorkshire Domesday his name is variously written: *Merlesuain*, *Merlesuen*, and *Merlesuan*.

Osulf. In the days of the Confessor a certain *Osulf* or *Osul* held extensive lands in the south-eastern corner of the West Riding, namely in Barnby-upon-Don, Bolton-upon-Deerne, Bentley, High Hoyland, Barnbrough, Bilham, Little Houghton, Goldthorpe, Thurnscoe. Very likely he was identical with the festerman of the same name. It was apparently another *O*. who possessed lands in Ackworth and Methley.

Rauen. The Domesday return for Yorkshire gives only one *Raven*, who had a manor in *Torp*, in Halnaby (N. Riding).

Raganald [*asbeornnas suna*]. Surely identical with *Ragenal*, *Ragenald* or *Rainald* who possessed manors in Adwick-on-Deerne (together with *Ulfac*), Todwick, and Wheatley (near Doncaster). In spite of the differing spellings one and the same person seems to have been meant. Another *Ragenald*, one of the King's thegns, had lands in Whitley, par. Kellington (fol. 330 b).

Roscetel (two persons; cf. above, p. 134). According to Domesday (fol. 301, 315 b) *Roschel* or *Roschil* had manors at Ryther (together with *Archil* and *Gamel*), Alwoodley, and in the parish of Harewood (Stockton Farm and Lofthouse Farm), all of them situated not very far from one another. Another

Roschil, as it seems, held estates in Kirklington and Wath, N. Riding (fol. 312 b).

Siuerð. This was presumably not the celebrated Siward, Earl of Northumberland, who died in 1055, since his estates would seem to have been situated solely in the North Riding, Lofthouse, Whitby, Sneaton, Acklam, and Barwick being the most important. More probably identical with a Yorkshire landowner *Siward* (fol. 301. 316 b), who had manors in North Elmsall, Goldthorpe, and Hemsworth, in the West Riding.

Þor (in *Carwuda*). Several holders of land in Yorkshire in the time of the Confessor bore this name. One *Tor* had lands in Colton, perhaps also in Harewood and East Keswick, a few miles west of Tadcaster.

Þorcetel (*unbainasuna*). *Torchil*, *Torchel*, and *Turchil* are mentioned in numerous places in the Yorkshire Domesday, which renders it impossible to determine how many individual persons were represented. One *Torchil* had two carucates of land within the circuit of the city of York. Perhaps he was the *Torchil* who had large estates in Lockington, Asselby, Kirk Ella, Hotham and other places in the south part of the East Riding, and identical with the festerman.

Ulf (*U.* and *U.* presbyter). One of the most frequently used names in Scandinavia and Scandinavian England. One *Ulf* had large lands in Habton and Great & Little Barugh, N. Riding; another *U.* had properties in Boynton, Burythorpe, Yapham, and Tibthorpe, in the East Riding. *U.* presbyter was perhaps the same person as 'Ulf the deacon', who according to Domesday, fol. 374, had one carucate of land in Askham Richard, near York, in the time of the Confessor.

Ulfer. Probably identical with the *Uluer* who had large lands in Thorner, a few miles west of Tadcaster, together with *Ulchil*, *Berguluer*, and *Ulstán* (fol. 315).

Ulfcetel (*cyniniges reue* and *U.* presbyter). Perhaps identical with *Ulchel* who had lands in Stapleton and (together with *Gamel*, *Morcar*, *Baret*, and *Artor*) in Kirk & Little Smeaton. Another *Ulchil* had estates in Kiddal and Parlington and (together with *Uluer*, *Berguluer*, and *Ulstán*) in Thorner. It is uncertain whether it was one of these two, or a third *U.*

who had a house in York in the time of the Confessor (fol. 315, 298).

Wegza. Perhaps the same person as *Wege*, who had a manor in Womersley, a few miles from Snaith (fol. 316).

*Wulfeh.*¹⁾ In all probability identical with *Vlfac*, one of the most important landholders in Yorkshire in the days of the Confessor. He held manors in Ravenfield, Hooton Roberts, Newhall (par. Wath), Mexborough, Adwick-on-Dearne, all situated in the same part of the West Riding. It was perhaps the same *Vlfac* who had manors in Royston and Ecclesfield. — The name, which goes back to OE. *Wulfheah*, is recorded elsewhere in Domesday as *Vlfacus* (Chesh.), *Vlfah* (Suff.), *Vlfec* (Hunt.), *Vlfeih* (Ess.), *Vlfeg*, *Vlfegh* (Glouc.).

Wulfric. Perhaps the same person as *Vluric* who had lands in Sicklinghall, near Wetherby, together with *Eghebrand*; another *Vluric* had lands with *Ulchil* in Laverton, W. Riding.

Wulstain. Apparently the same man as *Vlstan*, who held manors in Thorner (together with *Ulchil*, *Uluer*, and *Berguluer*, cf. above), Acaster Selby, Stutton, Colton (together with *Archil*, *Tor*, and two men called *Goduin*, cf. above), and North Milford. Domesday Book, fol. 315, 329. Another *Vlstan* held lands in Marr and Lockington, East Riding.²⁾

¹⁾ Stevenson prints, erroneously, *Wulfheh*.

²⁾ At the moment of printing I am informed that the MS. has been printed again, this time by William Farrer, the well-known editor of ancient English deeds and records, in vol. I of *Early Yorkshire Charters*, 1914—16. I understand that his edition is a reprint of that of Stevenson.

Linköping (Sweden), March 1921.

Harald Lindkvist.

[4. 5. 22.]

INHALT.

	Seite
Ia. Chambers, Beowulf. — Dazu vgl.: Beowulf with the Finnsburg Fragment, edited by A. J. Wyatt, new edition revised with introduction and notes by R. W. Chambers (Fehr)	121
Shaw, Androcles and Pygmalion (Caro)	126
Ib. Lindkvist, Some Notes on Elfric's Festermen	130

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

XXXIII. Bd.

Juli 1922.

Nr. VII.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Ehrentreich, Alfred, Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen (Auf Grund experimenteller Untersuchungen).

A. u. d. T.: **Palaestra** Bd. 133. Berlin, Mayer & Müller.
VII, 112 S. 1920.

Bei der Beurteilung vorliegender Studie befindet sich der Referent insofern in misslicher Lage, als er bisher nicht die Möglichkeit hatte, ähnliche Experimentiermethoden wie jene, durch die das Material für die Arbeit geschaffen wurde, selbst kennen zu lernen. Die primären Ergebnisse der Versuche, insbesondere zahlenmäßige Aufstellungen über absolute Quantität, sind demnach als gegeben hinzunehmen. Eine allfällige Kritik könnte erst bei der mittelbaren Auswertung der Versuchsergebnisse, bei ihrer Sichtung und den daraus gezogenen Folgerungen, sowie für gewisse prinzipielle Momente in Frage kommen.

Die interessante Arbeit zerfällt inhaltlich in vier Hauptteile. Kapitel I gibt einen geschichtlichen Überblick über die Quantitätslehre bei den Phonetikern. Kap. II beschreibt die experimentelle Methodik. Im Kap. III werden die experimentellen Ergebnisse übersichtlich dargestellt, während im Schlussteil, Kap. IV, die Folgerungen für die Quantität der ne. Tonvokale zur Sprache kommen. Der Anhang bietet zwei Tafeln, die einige Versuche aus dem zweiten Teil der Arbeit zur Veranschaulichung bringen.

Nun zu den einzelnen Abschnitten. Die geschichtliche Übersicht des ersten Teiles beginnt mit einer Darlegung der bekannten Quantitätslehre Sweet's, dessen phonetische Zwecke in zeitlicher Abfolge (vom 'Handbook' 1877 bis 'The Sounds of English' 1908) an uns vorüberziehen. Bedenken habe ich nur beim Versuch des V., den Begriff 'Zweigipfligkeit' in die Sweet'schen Darlegungen hineinzutragen.¹⁾ Allzu kurz wird Sievers'

¹⁾ Wenn Sweet den Längen aa, oo, oo gelegentlich (z. B. Handbook p. 111; S. of. E. p. 32, 35) diphthongische Neigung zuschreibt, so hat er

Phonetik abgetan.¹⁾ V. hebt hier aus dem reichhaltigen Fragenkomplex des Buches über Quantität (Phonetik² Kap. 34) den Begriff der Zweigipfligkeit heraus, der für ihn später eine bedeutende Rolle spielt; weiterhin Sievers' Bemerkungen über englische Quantität. Bei dem Vergleich der von Sievers praktisch angesetzten vier Lautquantitäten entspricht der Begriff Länge und Halblänge im allgemeinen der Sweetischen Halblänge. Hervorgehoben zu werden hätte weiters verdient, wie Sievers Dauerschwankungen im Typus *god* beurteilt (Sonant möglicherweise halblang, lang, überlang § 699). M. E. wären auch die Begriffe etymolog., phonet., rhythmisch bedingte Quantität zu erläutern gewesen.²⁾ V. mischt weiterhin Zweigipfligkeit der Sonanten und der Silben, soweit an eine Wiedergabe der Si.'schen Ausführungen gedacht ist. In den Beispielen mit *man*, *dog*, *good* (p. 8; Si. § 718) handelt es sich um Zweigipfligkeit der Silbe (vgl. bei Si. die Bezeichnung *mān*, nicht *mān*!). Das Verhältnis von Dauer und Zweigipfligkeit im Engl. ist nach Sievers derart, daß sich Überlänge mit Zweigipfligkeit paart. Hingegen finde ich bei Sievers keinen deutlichen Hinweis, daß engl. Länge zweigipflig auftreten könne, wie V. angibt. Er hat dies wohl aus den Beispielen *man* etc. abstrahiert. Zur historischen Erklärung der Zweigipfligkeit bei Sievers (Reduktion eines zweisilbigen Sprechtaktes zu Einsilbigkeit) sei bemerkt, daß auch die Entstehung der

hierbei gewiß nicht den dynamischen Akzentfaktor im Auge. V. hätte nach seiner eigenen, später zu besprechenden Terminologie höchstens von 'qualitativer' Zweigipfligkeit sprechen dürfen. — Zur Qualitätslehre Sweet's sei bemerkt: im allgemeinen steht bei ihm das zweisilbige, isolierte, betonte Wort im Vordergrund und dabei handelt es sich um das Verhältnis zwischen Quantität und Silbenbau (freier Auslaut, Einwirkung folgender Konsonanz). Andere Faktoren, welche die Quantität beeinflussen können, treten bei ihm zurück (Bemerkungen über mehrsilbige Wörter im El. Buch d. gesp. E.; über Dauer, Stärke im Hdb., über Dauer und Tempo im Pr. of Ph.). Sweet setzt theoretisch 5, praktisch 3 Quantitätswerte an, deren relativer Wert ausdrücklich betont wird: Länge (*faa*, *haad*); Halblänge (*haat*, *bæædd*); Kurze (*hitt*, *bede*).

¹⁾ Wenn V. bemerkt, es handle sich bei Sievers mehr um allgemeine als speziell englische Phonetik, so ist dies zwar inhaltlich richtig; aber ich meine, daß bei derartig schwierigen Fragen gerade die Prinzipien herausgearbeitet werden müssen. So vermisste ich unter der angegebenen Literatur das Buch von Saran, Deutsche Verslehre (seine geistvollen Ausführungen sind m. E. für jeden Phonetiker, der mit zusammenhängenden Texten arbeiten will, von Bedeutung); weiter auch Luicks einschlägige Ansichten.

²⁾ Von Wichtigkeit scheint insbesondere die Bemerkung, daß zum Unterschied von älteren idg. Sprachen in vielen modernen Sprachen das etymologische Prinzip der Quantitätsscheidung mehr oder weniger verdrängt worden sei durch ein phonetisches, insofern sich hier der Unterschied der Quantität oft wesentlich nach der Gestalt der Silbe richtet (Si. § 700²⁾).

engl. Überlängen historisch aus den einfachen Längen gedeutet wird (§ 698¹). Viëtor nimmt praktisch Sweets Lehre an, theoretisch jedoch erhebt er auf Grund 'objektiver' Messungen Zweifel an Sweets und Sievers' Aufstellungen (Phon.° p. 325).¹) Western, Soames, Grandgent, Kaluza schliessen sich teils Sweet, teils Sievers an; Kaluza nimmt für ne. *i*: *u*: Zweigipfligkeit an. Es folgt eine Besprechung der experimentellen Messungen Scripture's, der zuerst zusammenhängende Texte aufgenommen hat. So wertvoll einzelne Andeutungen Scriptures über Relativitätswerte der Dauer, über gegenseitige Beeinflussung verschiedener Sinneseindrücke u. dgl. sind, so muß ich doch V. durchaus bzgl. der Unzulänglichkeit des Materiales für weitreichendere Schlüsse beistimmen.²) Ausführlich würdigt V. die grundlegenden Untersuchungen von E. A. Meyer (1903). Man mag sich zu experimentellen Methoden wie immer stellen, so wird man das eine zugeben müssen, daß hier in möglichst objektiver Weise der Einfluß phonetischer Verhältnisse auf die etymologische Quantität, vor allem in einsilbigen engl. Wörtern dargetan wurde. Auf Verkürzung der Silbendauer im mehrsilbigen Sprechtakt — bei Meyer handelt es sich um zweisilbige Wörter — hatte übrigens schon Sievers (§ 714) hingewiesen. Die Folgezeit bringt wenig Neues; manche geistvolle Bemerkungen bei Jespersen, auch historischer Art (M. E. G. I, 16. 362), Zusammenfassung der neueren Anschauungen bei Jones (Outlines, p. 104 ff.), wo instruktiv auf mannigfache individuelle Schwankungen und wiederum auf Einfluß der Silbenzahl des Sprechtaktes hingewiesen wird. Gegenüber V. glaube ich, daß Jones doch, wenn auch von melodischer Seite her, gelegentlich von Zweigipfligkeit spricht (§ 728).

V. schließt das I. Kap. mit einem kurzen kritischen Überblick: die ältere Betrachtungsweise stelle in den Mittelpunkt das isolierte Einzelwort (Höhepunkt: Meyers 'Lautdauer'). Da handle es sich um 'abstrakte' Wortaussprache, um unindividuelle Texte. Eine zweite Richtung (Scripture, Effenberger) ginge vom Satze als Primärem aus und leite sekundär das Wort ab. Dieser individuellen Methode schliesse sich V. an. Hierzu

¹) Daraus möchte ich auf ff. hinweisen: *bide* bleibt in allen drei Versuchen auf dem von Viëtor bezeichneten Stand der Überlänge; *pad* hingegen, dessen Sonant beim ersten die Überlänge von *bide* übertrifft, sinkt bei rascherem Tempo über die Stufe der Länge bis zur Halblänge.

²) Scripture's Buch ist mir gegenwärtig nicht zur Hand; daher kann ich auch nicht beurteilen, wie weit die Textinterpretation des V. Eigenes gibt. Wie dem auch sei, so habe ich doch bei derartiger Auslegung schwere Bedenken. Bei zusammenhängender Rede muß doch gerade auch der Zusammenhang d. h. die Redegliederung in Rücksicht gezogen werden (z. B. V. sagt p. 14: 'Übrigens ist das 'kurze' *i* in *Öin* länger als das 'lange' *ij* in *kíp*'; nun steht aber *keep* im mehrsilbigen Redeglied; *thing* im einsilbigen Sprechtakt u. zw. am Schluß einer Reihe, wie wir mit Saran wohl sagen können. Zuerst, meine ich, müßte das, was Sievers rhythmische Einflüsse nennt, in Betracht gezogen werden, ehe ans zusammenhängender Rede Worte isoliert und verglichen werden können.

eine Bemerkung. Ich denke, daß wir bei dieser letzten Annahme aber keineswegs immer auf das Wort als phonetische Einheit stoßen. Das phonetische Fachwerk, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist nach Saran absteigend: Gesätz, Kette, Reihe, (Bund), Glied (nach Si. Sprechtakt), Silbe, Laut. Das selbständige Wort kann, muß aber nicht mit den niedrigsten phonetischen Einheiten zusammenfallen. Die oftmalige Durchkreuzung von Sinneseinheit und Schalleinheit im Glied (Sprechtakt) müßte m. E. dabei in Rücksicht gezogen worden. Sollte man also nicht bei der 'individuellen' Methode die phonetischen Gebilde an erste Stelle rücken? V. bemängelt weiterhin den noch immer nach Sweet gebrauchten Ausdruck 'langer', 'halblanger', 'kurzer' Vokal im Englischen.

Ihm erscheinen als die beiden Hauptprobleme der ne. Quantität Stimmabsatz¹⁾ und Ein- bzw. Zweigipfligkeit. Die Eigenheit und das gegenseitige Verhältnis dieser Redeelemente will f. Arbeit studieren. Zu dem vom V. ausgesprochenen Grundsätzen habe ich zunächst zu Punkt 3 zu bemerken: 'Stimmabsatz' und Ein- bzw. Zweigipfligkeit sind gewiß wichtige Faktoren der Quantität, aber doch nur ein kleiner Teil des ungemein komplizierten Gesamtproblems (dieses ließe sich vielleicht allgemein gliedern: psychologische und physiologische Faktoren der Dauer vom Standpunkt des Sprechenden wie von dem des Hörenden). Zum Punkt 2 (Untersuchungsmaterial: längere Texte und Einbeziehung ausgesprochen rhetorischer) verweise ich auf Sievers (§ 719⁵ ff.) und auf Saran (§ 5). V. zieht unter fünf von ihm selbst bearbeiteten Texten drei Shakespearetexte heran. Ich will hier nur die ketzerische Frage aufwerfen: ist es methodisch richtig, aus Shakespeare modern-engl. Quantität zu studieren? Ich hätte es für meine Person vorgezogen, einen tatsächlich modernen Text mit mög-

¹⁾ V. spricht von 'raschem' bzw. 'langsamem' Stimmabsatz. Man wäre für eine prinzipielle Begriffserläuterung dankbar, zumal diese Bezeichnung nicht als allgemein gebräuchlich gelten darf. Man könnte zunächst meinen, dieser Terminus decke sich mit der Benennung 'stark bzw. schwachgeschnittener Silbenakzent' (Sievers) oder 'fester bzw. loser Anschluss' (Jespersen); andererseits aber scheint V. (p. 42) 'Stimmabsatz' begrifflich gleichzusetzen 'reiner Zeitdauer' und aus den Ausführungen p. 90 ff. geht ein Schwanken der Terminologie hervor, insofern dort auch von 'Verkürzung' u. dgl. gesprochen wird, so daß wir annehmen könnten, der Begriff 'rascher' St. bedeute relative Kürze, 'langsamer' St. relative Länge oder die Tendenz hierzu. Schließlich wird (p. 101) von der experimentellen Beobachtung des Stimmabsatzes auf der Walze gehandelt. Bei allmählichem Stimmabsatz (z. B. *tan*, *mīnz*, *nouz* u. dgl.) sei ein allmähliches Abschwächen der Glypheneindrücke (akustisch 'Übergangslaut' wahrzunehmen, während bei raschem Absatz die Kurve mit einer gewissen Plötzlichkeit abbreche, bes. vor stimmloser Explosiva. Ich gestehe ganz offen, daß ich trotz wiederholter aufmerksamer Lektüre der Arbeit über die Eindeutigkeit dieser Bezeichnung nicht ins Reine gekommen bin. Im übrigen vermissen ich im Literaturverzeichnis die sehr wertvollen Ausführungen E. A. Meyers zu diesem Fragenkomplex (N. Sprachen XXI; 1914).

lichst geringem traditionellen Einschlag zur Basis zu nehmen, soweit Poesie in Betracht kommt.

Kapitel II beschreibt die Methodik. V. will kein vollständiges Bild über sämtliche experimentellen Methoden zur Erforschung der Quantität geben. Er beschreibt nur jene Arbeitsweisen, die er selbst bei seiner Untersuchung kennen lernte oder verwendete. Letztere seien kurz besprochen. Drei Versuchsgruppen kommen da in Betracht: 1. Abhörversuche mit dem Doegen-Odeon-Sprechapparat; nach dem Gehörseindruck wird die Dauer der Tonvokale satzbetonter Wörter schriftlich fixiert; 2. direkte Beobachtung der Plattenrillen mit dem Mikroskop und Messung der Eingrabungen. Diese Methode liefert V. das Hauptmaterial. Englische Texte der Doegen-Grammophonplatten (Flachschrift) wurden mit Hilfe des Diktaphons auf eine Phonographenwalze (Tiefschrift) übertragen. Von letzterer wurde dann weiter mit Mikroskop abgelesen und die Vokaleingrabungen gemessen. Eine Vorstellung von diesen Versuchen geben Tafel 1 und 2 des Anhangs. V. hat den engl. Text aus Gründen leichter Lesbarkeit in kleine Abschnitte zerlegt (z. B. *Hamlet* I, 2 v. 57—80 in 47 Teile). Subjektive Grenzen der 'objektiven' Beobachtung betont V. selbst (insbes. Schwankungen der Kurvenformen nach Betonung und Tonhöhe). 3. Die Methode graphischer Übertragung; aus dieser Gruppe hat V. zum Teil vorgearbeitetes Material zur Verfügung (Effenbergers Aufnahmen im Berliner engl. Seminar). Er selbst hat mittelst des lichtphotographischen Verfahrens einen Prosateil der Doegenplatte aufgenommen. Prinzip ist: Photographieren eines Lichtstrahles, der von einem kleinen, entsprechend der Grammophonmembran schwingenden Spiegel reflektiert wird. Bei seinen Versuchen hatte sich V. der Anleitung und Unterstützung erfahrener Experimentatoren (so vor allem Gutzmanns und Doegens) zu erfreuen.

Das III. Kapitel sammelt nun die Ergebnisse. Stimmabsatz und Zweigipfligkeit sind die Quantitätselemente, die V. vor allem interessieren. Nach Abhörversuchen lesen wir zunächst die Rede des Antonius (J. C. III, 2 v. 78—112; 173—196) in phonetischer Umschrift;¹⁾ betonte Wörter sind durch Sperrdruck gezeichnet, die Tonsonanten tragen je nach beobachtetem 'allmählichem', 'raschem' Stimmabsatz, oder 'mittleren Wert' besondere Akzentformen (in gleicher Folge: \bar{a} , \acute{a} , \grave{a}). Es folgen dann die mittelst direkter Beobachtung untersuchten Texte. Es sind dies: des Polonius Lehrrede (H. I, 3 z. 57—80) und '*As you like it*' (II, 7 v. 139—166).²⁾ Diese Texte werden tabellarisch dargestellt (erste Vertikalrubrik: die Silben des fortlaufenden Textes, die betonten gesperrt; zweite: Vokallänge in mm; dritte: Vokallänge in Sekunden). Weiters sind die Texte in Ableseabschnitte eingeteilt (*Hamlet* in 47, *As you* 57), die in der Umschrift durch Horizontalstriche nach den betreffenden Silbengruppen kenntlich gemacht

¹⁾ Im wesentlichen nach Sweet. An Druckfehlern bemerkte ich p. 43, z. 6: lies *sijm* statt *eijm*; p. 43, z. 21: *lost* statt *last*; p. 44, z. 8: *blād* statt *bēld*, z. 47: *māslin* statt *māslin*. Sprecher: W. J. Holloway (London).

²⁾ Phonetische Umschrift wie früher. Sprecher: W. J. Holloway (London).

werden. Die Tonstärke wurde beurteilt nach Abhörversuchen und nach beobachteten Verbreiterungen der Eingrabungen in der Wachsschicht. Über sonstige Charakteristika der Redeart dieser beiden Texte erfahren wir später: 'getragenes Pathos', 'starker rhetorischer Akzent'.

Aus Effenbergers¹⁾ Material, gewonnen durch graphische Übertragung, wurde vom V. benützt: der Beginn des Gedichtes *Past and Present* (Th. Hood) und ein engl. Prosasatz. Die von Effenberger gewonnenen Kurven wurden für die Vokale ausgemessen und in Sekunden umgerechnet. Leider gibt die tabellarische Darstellung die Vokaldauer aus den einzelnen Silben nur für zwei Sprecher (Buckeridge und Delmer), weiters den gewonnenen Durchschnittswert aller vier Sprecher. Die schriftliche Anordnung der Tabelle ist ähnlich wie früher; betonte Silben sind gesperrt. Die Tonstärke wurde nach der Amplitude der Kurven und durch Vergleich mit den Quantitätswerten (!) festgestellt. Über sonstige Charakteristika erfahren wir: Delmer gedehnteres, Buckeridge rascheres Tempo; im übrigen alle vier Sprecher verhältnismäßig beschleunigtes Tempo der Umgangssprache (p. 66), wenig rhetorischer Akzent. Aus dem Vergleich der von Buckeridge und Delmer angegebenen Vokaldauer geht schon bei flüchtiger Durchsicht der Zahlen eines klar hervor: der bedeutende Einfluss vom Sprechtempo auf die Quantität. Nach der lichtphotographischen Methode hat V. selbst eine Doegenplatte mit Sweet'schen Prosatexten (*My family* und *What the moon says*) bearbeitet.²⁾ Die schriftliche Darstellung ist prinzipiell gleich jener der Shakespearetexte. Tonstärke wurde beurteilt nach der Schwingungsweite der Kurven, Redetempo ist das der Umgangssprache (verhältnismäßig rasch).

Die in den einzelnen Tabellen gegebenen Zahlenreihen werden nun nach A. E. Meyers Vorgang nach einzelnen Tonvokalen gruppiert. Zunächst sind dann Ein-, Zwei- und Mehrsilbige getrennt zusammengestellt.³⁾ Innerhalb dieser Untergruppen sind die Texte *Hamlet*, *As you like it*, Effenbergers Material und die photographische Aufnahme geschieden und mit I–IV bezeichnet. Grund: verschiedenes Sprechtempo der einzelnen Aufnahmen. Diese Tabellen sind mit großer Sorgfalt angelegt und umfassen S. 71–83. Hat es sich bisher um die 'reine' Lautdauer, die V. auch als Stimmabsatz begrifflich zu fassen scheint (p. 42), gehandelt, so folgen nun interessante Ausführungen über den Begriff Zweigipfligkeit. Vom Standpunkte der Auffassung einer phonetischen Differenz innerhalb der Vokaldauer will V. drei Formen von Zweigipfligkeit unterscheiden: a) qualitative Zwei-

¹⁾ 'Über den Satzakkzent im Englischen' Berl. Diss. 1908 (I. Teil); es ist sehr zu bedauern, daß diese Arbeit nur unvollendet vorliegt. Über das oben erwähnte Material vgl. diese Diss. p. 5. Diese Texte wurden von vier Sprechern gesprochen (Delmer, Wells, Buckeridge, Hamilton).

²⁾ Sprecher: ein engl. Knabe aus London.

³⁾ Die ein- und zweisilbigen Wörter werden dann nach dem Vorbild Meyers nach dem Tonvokal folgenden Konsonanten (bei einsilbigen auch vokal. Auslaut, bei zweisilbigen Vokalfolge) gruppiert. Auch 'Even Stress' wird bei mehrsilb. berücksichtigt.

gipfligkeit (alle Diphthonge); b) Intensitätszweigipfligkeit (nach Sievers); c) melodische Zweigipfligkeit. Qualitative Zw. kann durch Abhören ohne weiteres sichergestellt werden (*ai, ei* etc.; auch *aɜ, ɔɜ*); ebenso meist auch melodische Zw. Nach den Erfahrungen des V. ist hingegen Intensitätszw. im allgemeinen nicht mit dem Ohre festzustellen. Doch sei Zweigipfligkeit deutlich zu sehen. Zunächst bei direkter mikroskopischer Beobachtung an der Wachswalze: qualitative Zweig. durch Änderung der Glyphenform (z. B. *a — i*); intensive Zweig. durch zu- oder abnehmende Breite der Eingrabungen (p. 85); melodische Zw. konnte in solchen Fällen gleichzeitig mitbeobachtet werden (kleine Zwischenfelder zwischen den sonst sich unmittelbar aneinanderreihenden Grübchen der Eingrabungen wiesen auf Abnahme des Schwingungszahlen hin). V. konnte auf diese Weise intens. und melod. Zweigipfligkeit des Tonvokals im *Hamlet* Text bei *nijðar, ɔɔl*, im Text von *As you like it* bei *mjuulin, kriipin, soɔz, wɔɔld* feststellen; aber auch in den Worten *t/aildið trebel*, die das Überschlagen der Greisenstimme nachahmen.¹⁾ In den Aufzeichnungen mit Kurven (Methodengruppe 3) zeigt die Amplitude der Wellen Intensitätsschwankungen an (Abnahme innerhalb einer Lautkurve). V. bespricht hier vor allen Kurventafeln von *Scripture*, nicht eigenes Material. Bei den lichtphotographischen eigenen Aufnahmen konnte intensive Zweigipfligkeit beobachtet werden in: *faaðɔ, ɔɔlsou* (erste Silbe), *lil (!),²⁾ foomali* (erste Silbe), *grændmado (æ)*; auch tonstarkes *sez* (says). In *sez* und *foomali* scheint Verbindung mit qualitativer Zweigipfligkeit möglich. Am wichtigsten sind natürlich nun die Folgerungen, die V. aus diesen Ergebnissen der Experimente für die ne. Quantität im Kapitel IV zieht.

Hierzu einige Vorbemerkungen. V. hat einleitend erklärt, er schliesse sich der individuellen Textbehandlung an, er gehe vom Satz aus und leite sekundär daraus das Wort ab. Ich habe a. a. O. hierzu bereits Bedenken geäußert. Diese Bedenken erhalten Berechtigung durch die Art und Weise, wie V. nun das Material betrachtet. Es läßt sich nicht leugnen, daß hier und da Bemerkungen einfließen über Einfluß rhythm. Akzentfaktoren, aber im großen ganzen muß gesagt werden, daß V. ebenso, wie E. A. Meyer sein von vornherein möglichst objektiv gestaltetes Material (isolierte Wörter), nun seinen doch ganz anders gearteten Stoff nach dem Silbenbau beurteilt. Daran kann auch die Gliederung der besprochenen Tabellen nach Ein- Zwei- und Mehrsilbigen nichts ändern. Es hätte zunächst nichts geringeres vorgenommen werden sollen als eine metrisch-rhythmische Analyse der poet. Texte und eine akzentuelle Analyse der Prosa.³⁾ Wenn wir z. B. ein einzelnes, einsilbiges Wort aus dem lebendigen Zusammenhang

¹⁾ V. bemerkt, daß die Walze des zweitgenannten Textes besonders starke rhetorische Färbung aufweist; deshalb seien hier diese Erscheinungen besonders deutlich sichtbar.

²⁾ Vgl. Wyld, *History of M. Colloquial English* p. 207: [litl] still used facetiously in the sense of 'very little'. Im vorliegenden Text handelt es sich aber anscheinend tatsächlich um 'Kürze'.

³⁾ Vgl. z. B. Saran § 26.

herausgreifen und nur nach der phonetischen Seite des Tonsouanten im engeren Wortsinn betrachten, so ist doch Vorbedingung der richtigen Quantitätsbeurteilung die Beantwortung der Frage, in welchem rhythmischen bzw. akzentuellen Gesamtkomplex steht denn dieses Wort? Ist es ein einsilbiger Sprechtakt (Glieder), wie viele Sprechakte reihen sich aneinander? Wie steht es mit der Gruppengliederung, wo haben wir Pausen und welcher Art sind sie? Wie verhält es sich mit akzentueller Schwere, Melodieführung, Sprechtempo gerade an dieser Stelle und in welchem Verhältnis stehen diese Faktoren im Gesamtkomplex? Wie weit sich solche m. E. gerechte Forderungen experimentell erfüllen lassen, kann ich nicht beurteilen. Es erscheint mir aber unzweckmäßig, von zum Teil sehr stark ethisch gefärbter Rede auszugehen, Worte daraus zu isolieren und nun aus der gewonnenen absoluten Quantität der Tonvokale solcher Worte weiterreichende Schlüsse zu ziehen. Hierzu seien gleich einige Beispiele gegeben:

V. will (p. 93) an einigen Stellen dartun, wie willkürlich die alte Bezeichnung 'Länge' und 'Kürze' sei, wie wir statt von der Quantität von der Qualität bei Einteilung der Vokale auszugehen hätten;¹⁾ er gibt u. a. als Beispiel: *teik* (= 0·116 sec.) und *ækt* (= 0·126 sec.),²⁾ wobei er von gleichen lautlichen Vorbedingungen spricht. Sehen wir uns aber diese Wörter im rhythmischen Zusammenhang an:

v. 68: *Give every man thine ear, but few thy voice:*

Take each man's censure, but reserve thy judgement

und

v. 59: *Give thy thoughts no tongue,*

Nor any unproportioned thought his act.

Be thou familiar

Diese Wörter stehen doch unter gänzlich verschiedenen rhythmischen Bedingungen; man kann sie nicht ohneweiteres in Parallele stellen. Oder *pijpl* (= 0·115), *ap* (= 0·1265) und nun den Zusammenhang:

p. 65: *People will always remember the way they*
were brought up how they were delighted

Der Vergleich solcher absoluter Qualitäten ohne genaueste Beobachtung anderer Faktoren des Redezusammenhanges büßt an Wert ein; zu mindest steht *people* im dreisilb. Sprechtakt, *ap* im einsilbigen, nach *will* folgt noch eine längere Silbenreihe wohl ohne grössere Pause, nach *ap* hingegen sicher auch Pause. Dies nur das gröbste. Es genügt aber, um zu zeigen, daß auf diese Weise Individuelles nicht objektiviert werden kann, ebenso wenig, wie sich etwa bei syntaktischen Problemen in solcher Weise isolieren läßt.

Demnach sind nun auch die vom V. gezogenen Folgerungen schwierig

¹⁾ Ob dies prinzipiell leichter ist, lasse ich dahingestellt. Man sehe die Ausführungen E. A. Meyers ein: *Untersuchung über Lautbildung* (Marburg 1911), wonach die Qualitätsverhältnisse im Grunde sicher nicht weniger kompliziert liegen als jene der Quantität.

²⁾ Ich sehe hierbei ganz davon ab, daß V. qualitativ ungleiche Vokale in Parallele setzt.

im einzelnen zu beurteilen, soweit die Frage der Zeitdauer in Betracht kommt. Es ist aber ein deutliches Zeichen der außerordentlich starken phonetischen Einflüsse auf die Quantität des Tonsonanten im Ne., daß sich selbst durch diese individuellen Texte hindurch, auch bei Vernachlässigung rhythm. Einflüsse, die von E. A. Meyer beobachteten Erscheinungen im allgemeinen bestätigt finden. Der früher aus Sievers zitierte Satz hat für das Ne. volle Giltigkeit. Es würde nun den Rahmen einer Besprechung weit überschreiten, sollte ich die Ausführungen des V. bis ins Detail behandeln. Ich hebe nur besonders Wichtiges hervor.

Zunächst zum Stimmabsatz.

Aus dem abgehörten Text (Antoniusrede) werden die einzelnen betonten Wörter herausgehoben. I. Einsilbige: V. findet 'raschen' Stimmabsatz: a) im Typus¹⁾ *spijk, prais, haat; bæk, dis, not*. Ausnahmen nach mittlerem Wert hin rhetorisch bedingt. b) Im Typus: *fæst, bijsls, foelt, wept, tent* (mehrfache Konsonanz mit stimmlosem zweiten); hierher auch *mæntl*. Ausnahmen rhetorisch bedingt. 'Allmählicher' St. zeigt sich im vokal. Anslaut (*duw, sou, bij*), bei einf. stimmh. oder mehrf. stimmh. Schlußkonsonanz (*preis, col, men, sez, kam; frendz, tould*. Leichte Einschränkung des allmähl. Überganges infolge ausgehender Liquida oder Nasal mitunter hörbar: *houm, col, taim, fel* u. dgl.; weiter bei heutigem Tempo oder geringerer Tonstärke in *nam, ai, dei*. 'Kürzende' Wirkung mitunter vor *d* (*gud, /ed*) und *v* (*lav, livz*). Bei *blad æv* wird auf den Satzrhythmus hingewiesen. II. Zweisilbige: V. scheidet zw. solchen mit Flexionssuffix und Bildungssuffix. Ersteres bringt gegenüber Einsilbigkeit des gleichen Wortes keine Veränderung des Stimmabsatzes, letzteres wirkt verkürzend 'infolge Verlängerung des Sprechtaktes' (z. B. *rijzen, samz, foloud, treitaz*). Durch emphatische Betonung oder Tempoverzögerung findet V. im letzten Falle mitunter 'allmähl.' Stimmabsatz: *trijzen, ijen, ijeil, maiti* u. dgl. Vereinzelt æ Dehnung: *rænsæmz, vænkwi/t*. In Fällen von Adv. auf -li bleibe der 'allmähliche' Stimmabsatz des Grundwortes: *kaindl, kinli*, 'sogar beim dreisilbigen *grijvæsl*'.²⁾ Fremdwörter schwanken; level stress unter rhetor. Akzent erfahre rhetor. Dehnung: *eindsæl* u. ä. III. Dreisilbige: meist nur 'rascher' Absatz; bei bes. starker Betonung durch Akzent oder Tempo mittlerer Wert ansetzbar (z. B. *coneræbl*).

Für mich bildet dieses Material ein ähnlich primäres Ergebnis wie die absoluten, zahlenmäßigen Quantitätsangaben. Ich muß betonen, daß Verf. hier relativ bedeutend individuelle Momente ins Auge faßt, ohne jedoch konsequent zu sein. Wie steht es z. B. mit den einsilbigen Worten? Sind sie rhythmisch gleichwertig? Durchwegs einsilbige Sprechakte? Über den m. E. schwankenden Terminus 'Stimmabsatz' habe ich bereits gesprochen. Hier handelt es sich wohl um den akustischen Eindruck kür-

¹⁾ Ich gebe nur Typen; man vgl. zu diesen Ausführungen E. A. Meyer, N. Spr. XXI p. 154 ff.; bes. p. 164 ff. (1914).

²⁾ Text: *ænd grijvæsl i hæb sijzer aansad it*; haben wir hier tatsächlich dreisilbigen Sprechtakt? Wie weit kann -li mit Dehnung an Stelle einer dynam. Hebung treten?

zerer oder längerer Dauer sowie um plötzliches oder allmähliches Abklingen des Sonanten.¹⁾ Kann aber hierzu mit Vorteil eine stark ethisch gefärbte, rhythmische Rede als Beobachtungsbasis genommen werden?

Nun zu den experimentellen Ergebnissen direkter Beobachtung und Übertragung. V. macht einleitend einige Bemerkungen über die Relation von Dauer und Stärke. Gedehte Lantdauer trotz Schwachtonigkeit in unbetonten Endsilben (Sweet's drawing out of unaccented syllables). Sweet läßt dies für langsames Tempo charakterisch sein. V. spricht sich für seine Texte darüber nicht aus. Mir scheinen dabei folgende rhythm. Pausen (wohl verbunden mit Tempoabnahme vgl. *fæmiljə*, *valgə* u. a. im Hamlettext) von Einfluß zu sein; weiter auch Längung an Stelle von Betonung auf metrische Hebung (im Sinne Sarans vgl. *anvilinli* in 'As you like it'). Wenn auch nicht durchwegs, so sei doch zunehmende Stärke mit Zunahme der Dauer verbunden. V. kommt hiermit zur Besprechung der früher erwähnten Worttabellen. Hier fließt die früher an zwei Beispielen erläuterte Ausführung ein über die Unzweckmäßigkeit der Bezeichnung 'Länge' und 'Kürze'. V. führt hier nun weitere Belege dafür an, das 'unter gleichen Bedingungen' zuweilen der 'kurze' Vokal länger sei als der 'lange', z. B. *saden* 0.143 sec., *biədɪd* [ɪ = 0.127]. Ich sehe ganz ab vom rhythmischen Komplex, von dem man sich ohne eingehende Schallanalyse kein genaues Bild machen kann, und verweise nur auf die frühere Tabelle (p. 57): *biədɪd* (ɪ = 0.127 sec.; ə = 0.350 sec.). Das kann demnach nicht in dieser Weise zusammengestellt werden. Das weiter 'kurzer' Vokal vor Stimmhaftigkeit länger sein kann als 'langer' vor Stimmlosigkeit hat schon Sievers hervorgehoben und auch Viëtor gezeigt. Ich kann aber dem V. nicht durchaus beipflichten, wenn er erklärt, daß damit die Grenze zwischen 'kurzen' und 'langen' Vokalen überaus falle, soweit sie Quantitätsgrenze ist, und wenn er weiter sagt: 'können wir uns also nicht mehr an die alte Einteilung 'lang — kurz' halten, so muß die Einteilung der Vokale nach Qualität erfolgen'. Es handelt sich hierbei um den Standpunkt des Betrachters. Gehen wir den geschichtlichen Weg von der alten Zeit her, so haben wir für die Vergangenheit überhaupt nur Mittelwerte. Das wird man aber zugeben, daß für den historischen Grammatiker die Quantität in den älteren Sprachepochen annäherungsweise sicherer zu erschließen ist als die Qualität. Wer nur einigermaßen die frühe. Grammatiker kennt, wird zugeben, daß für diese Epoche ein Hauptteilungsgrund nach Qualität eindeutig (ich meine: synchronistisch) so gut wie undurchführbar ist; wir müssen uns da mit Näherungswerten begnügen und gliedern noch immer sicherer nach den erschlossenen etymolog. Quantitäten der me. Zeit. Daß sich diese sehr bedeutend bereits in me. Zeit zu verschieben beginnen, ist bekannt, und dem wird gebührend auch während der frühe. Ära Rechnung getragen. In Bezug auf Qualität

¹⁾ Von einem Stimmabsatz kann aber doch eigentlich vor stimmhaften Lauten nicht gut gesprochen werden (vgl. Larynxkurve bei Jones p. 178 'maiden'); anders wenn wir bei gewissen Konsonanten (Verschlußl., Nasalen) nur die orale Artikulation ins Auge faßten.

aber beginnen wir erst klarer in der Epoche der wissenschaftlichen Phonetik zu sehen. Diese liegt nicht allzuweit zurück. Und von Bell-Sweet an ist denn auch die Qualität oberstes Einteilungsprinzip geworden. Erst in der Gegenwart entfaltet sich vor unseren Augen ein nendlich reichhaltiges, fluktuierendes sprachliches Leben und, wenn wir näher zusehen, stoßen wir überall auf Relativitätswerte. So steht es auch mit der Qualität. Die letzten mir bekannten Untersuchungen von Meyer (Lautbildung 1911; N. Spr. 1914) zeigen dies in überraschendem Maße. Er sagt in ersterer Schrift (p. 21): „‘Ein und denselben’ Vokal, auch in derselben Umgebung, sprechen wir nie genau in der gleichen Weise aus. Eine gewisse Schwankungsbreite ist für die Aussprache der Laute als normal zu betrachten.“ Dasselbe scheint mir nun grundsätzlich auch für die Quantität zu gelten. Auch hier ist alles Relation. Wir können gewisse Tendenzen feststellen und die sind fürs Ne. großenteils sichergestellt; sobald wir aber das individuelle Leben festhalten wollen, beginnen die Schwierigkeiten, den ganzen Zusammenhang zu erfassen und zu entwirren. Was in rascher Rede als ‘Länge’ erscheint, kann in getragenem Pathos als ‘Kürze’ gelten; sinnstarke Wörter werden unter Umständen überdehnt u. dgl. m. Wir müssen uns auch da mit Durchschnittswerten begnügen, und ich sehe nicht ein, weshalb wir bei richtigem Verständnis nicht von ne. Längen, Kürzen und Mittelwerten reden sollen, ähnlich wie V. von allmählichem, raschem und mittelwertigem Stimmabsatz spricht. Ist doch auch dieser Begriff ein Beziehungsbegriff und in ihm die quantitative Relation mit enthalten, wie des V. Ausführungen gezeigt haben und weiterhin zeigen. Selbst E. A. Meyer scheut sich nicht, diese alten Termini zu gebrauchen, ja er baut darauf sogar seine Theorie der Ausbildung des ne. Vokalismus, wonach ‘kurzer’ und ‘langer’ Vokal qualitativ völlig verschieden sich gestaltet hätten (N. Spr. XXI, 154 ff.).

Im folgenden gelangen nun die qualitativen Vokale nach den früheren Tabellen zur Besprechung. Im allgemeinen findet V. Meyers Ergebnisse über Lautdauer durchaus bestätigt. In rhetorischer Rede scheint Liquida und Nasal (bei Einsilbigkeit) längend zu wirken (dies etwas abweichend gegenüber Meyer), Zweisilbigkeit scheint V. kürzend zu wirken, wobei Flexionssuffixe aber gewöhnlich ohne Wirkung bleiben; Mehrsilbigkeit bedinge weitere Kürzung. Bei Besprechung dieser Verhältnisse stellt sich V. fast rein auf den objektiven Standpunkt der isolierenden Bewertung. Hervorgehoben sei hier etwa folgendes: unter *ei* treffen wir auf die Beispiele *feis* (0·171 sec.) und *teist* (0·220).¹⁾ V. meint nun weiter, daraus zeige sich, daß Verdopplung (!) der stimmhaften oder stimmlosen Konsonanten keine kürzende Wirkung auf den Tonvokal hat. Nun findet sich aber *teist* am Schlusse der ‘*As you like it*’ Stelle, wozu V. die Anmerkung machte (p. 63): ‘Bedeutende Tempoverlangsamung’. Somit sagt uns diese Paarung gar nichts objektiv giltiges aus. Ähnlich, wenn auch nicht so kraß, steht es bei *pleiz*, *seivd*. Später (unter *aa*) werden *paat* (0·236 sec.) und *paats* (0·164 sec.) gegenüber gestellt. V. sagt dazu, die Zahlen

¹⁾ Ähnlich: *pleiz*, *seivd* (z. B. 0·360, 0·440).

würden für Kürzung infolge Doppelkonsonanz entscheidend sein, wenn nicht dem die gerade entgegengesetzte Beobachtung bei *ei* widerspräche. Trifft schon dies nicht zu, so stimmt auch die Gleichung *paat*, *paats* nicht. Im Text handelt es sich um ganze verschiedene rhythmische Gruppierung. *paat* steht am Schlusse eines Satzes, *paats* am Schlusse einer Reihe. So kann uns also diese Art der Materialauswertung nicht befriedigen. Zu *sez* (*says*) sei noch bemerkt, daß ich es historisch lieber aus proklitischer Stellung (*säys hé*) ableiten möchte.

Bedeutend wichtiger sind nun des V. Bemerkungen zur Zweigipfligkeit. Hier wird zunächst in interessanter Weise von der qualitativen Zweigipfligkeit der Diphthonge gehandelt. Im allgemeinen hat sich dem V. aus der Kurvenbeobachtung ergeben, daß das erste diphthongische Glied das quantitative Übergewicht hat. Allmählicher Stimmabsatz vermag das Verhältnis zugunsten des zweiten diphthongischen Gliedes zu verschieben (vgl. *mei*, *jainiy*); rascher Stimmabsatz trifft bes. das zweite Glied. Das stimmt im Prinzip zu Meyers Bemerkungen (N. Spr. XXI, 73 ff.). Was Intensitäts-Zweigipfligkeit betrifft, hat V. durch Ablesen von der Walze für *ool* und *mjuwlin* die Intensitätsverhältnisse der Gipfel (3:1; 1·8:1) festgestellt. Im Kurvenbild hat *faads* im ersten Gipfel Übergewicht an Intensität, in der Dauer jedoch zeigt das Verhältnis 1:2. In *lül*, *grænd*, *foomeli* zeigt der zweite Gipfel ein Plus in beiden. V. beobachtet auch mehr als einen Nebengipfel in *sez*, *san*. Bezüglich melodischer Zweigipfligkeit erweisen die Gipfel gegenüber der mittleren Abschwächung höhere Tonlage.

Die Zweigipfligkeit an Intensität und Melodie ist im wesentlichen an Starkton gebunden. Sie erkläre allein den diphthong. Charakter der engl. 'Längen'; denn sie sei die Vorstufe der qualitativen Diphthongierung. Verfasser glaubte dies (p. 88) aus der Kurvenform bei *foomeli* (vielleicht *foomeli*) zu erkennen. Das scheint mir in der Tat eine wichtige Beobachtung durch das Experiment. V. verweist auch hierbei auf den bisher theoretisch beurteilten Vorgang der frühne. Diphthongierung. Unverständlich aber ist mir der Schluss daraus: „Daraus folgt aber eindeutig, daß Verbindungen von Vokal + Liquida oder Nasal, die Sievers und Kaluza u. a. zu den Diphthongen rechnen möchten, weder lautgeschichtlich noch phonetisch zu den Diphthongen zu zählen sind.“ Soll das heißen, daß echte Diphthonge nur auf dem Wege über zweigipflige Längen entstehen können? Das Verhältnis von Stimmabsatz und Zweigipfligkeit denkt sich V. so, daß allmähl. St. eine bessere Vorbedingung für Zweig. bietet. Allerdings würde sein Beispiel *lül* zeigen, daß auch rascher St. sich mit Zweig. verbinden könne (das vom V. aus Scripture's Kurven gegebene *fish* [p. 87] ist fraglich). Darüber wünscht er weitere Untersuchung. Eine Zwischenfrage: Wie steht es mit dem Problem der Vokalspannung und Zweigipfligkeit? Gibt es auch da Zusammenhänge? V. fährt nun fort: „Eine solche Untersuchung kann auch erst endgültig beurteilen, ob die Vokale, die man früher zu den 'Längen' im Englischen rechnete, also *oo*, *oo*, *ij*, *uw*, *aa*, regelmäßig mit Zweigipfligkeit verbunden sind, oder nur unter Akzent, vielleicht nur unter starkem Akzent. Bestätigte sich das, so wären Wörter wie *broot* und *brood* so zu unterscheiden: zweigipflig, aber rasch — zwei-

gipflig, allmählich; *broot* und *hot* als zweigipflig rasch — gegenüber eingipflig rasch; *hot* und *hod* als eingipflig rasch — gegenüber eingipflig, allmählig. Diese Einteilung würde aber bereits bedenklich werden in der Gegenüberstellung von *bit* und *být*, da *i* und *y* nicht allein als Länge und Kürze korrespondieren, sondern phonetisch nahezu zwei verschiedene Vokale sind, ihrer Qualität nach. Außerdem haben die Kurven *wei*, *fi*(?), *lil* gezeigt, daß auch die 'Kürze' *i* zu Zweigipfligkeit neigt. Damit fällt aber die Möglichkeit, die alten 'Längen' jetzt mit dem Begriff der zweigipfligen Laute zu identifizieren, da außer *i* auch noch *a*, *æ*, *e* zuweilen zweigipflig werden. Die Zweigipfligkeit ist demnach eine phonetische Erscheinung, die, in der rhetorischen Rede wenigstens, die Klassifizierungen des Stimmabsatzes und der alten Längeneinteilung schneidet. Auf alle Fälle ist die Einteilung der engl. Vokale in lange und kurze nach den Ergebnissen der experimentellen Phonetik nicht mehr haltbar; es ist dringend zu wünschen, daß die engl. Schulgrammatiken dem endlich Rechnung tragen und die Bedeutung des Stimmabsatzes im Englischen hervorheben." Dazu ist zunächst zu bemerken, daß der Unterschied, den V. für *i* und *y* auch für *o* und *oo* in ähnlicher Weise gelten dürfte (vgl. Meyer, N. Spr. XXI). Weiter scheint mir nichts dagegen zu sprechen, daß wir in obiger Paarung für 'rasch' 'kurz' oder 'relativ kürzer', für 'allmählich' 'lang' oder 'relativ länger' einsetzen. Andererseits weiß ich nicht, ob es für engl. Schulgrammatiken ratsam wäre, mit dem Ausdruck 'Stimmabsatz' zu operieren. Wenn wir in der Schule als oberstes Einteilungsprinzip das der Qualität festhalten und dbzgl. Tonvokale wie *seed* und *peak* paaren, weiter hinzufügen, daß die Dauer der Sonanten im zweiten Fall eingeschränkt wird, so kann ich den praktischen Nachteil gegenüber dem anderen Terminus nicht einsehen.

V. korrigiert schließlic Sievers' Angaben über engl. Zweigipfligkeit; sie begegnet nicht nur bei Überlänge, nicht nur im einsilbigen Sprechakt; auch die Verteilung des Gewichtes der Gipfel schwanke. Zum Abschluss werden die besprochenen Ergebnisse nochmals in klarer Form zusammengefaßt, wobei insbesondere beim Stimmabsatz Sondererscheinungen ausführlich berücksichtigt werden. Bei der Zusammenfassung über Zweigipfligkeit treffen wir einleitend auf die Anschauung, daß qualitative, intensive und melodische Zweig. zugleich in der Lautlehre verschiedene Stufen der Entwicklung darstellen. Das ist mir nicht recht verständlich. Ist im Falle der frühne. Diphthongierung die qualitative Zweigipfligkeit das Primäre? In den Einzelbemerkungen zur intensiven und melodischen Zweigipfligkeit wird noch behauptet: Sievers' Theorie, daß Zweig. historisch durch Reduktion eines zweisilbigen Taktes entstanden sei, falle mit dem Nachweis von Zweigipfligkeit in Mehrsilbigen. Ich kann diesen Schluss nicht zwingend nennen. Wenn eine Sprechart in ihren Akzentfaktoren überhaupt einmal Zweigipfligkeit besaß, warum soll dieser Akzenttypus unter bestimmten rhythmischen Verhältnissen nicht auf Formen übertragbar sein, denen er von Haus aus nicht zukam: *mewl* — *mewling*, wo V. doch selbst den Satz verfißt, daß Flexionssuffixe in der Regel auch die Quantität nicht beeinflussen?

Fast muß ich fürchten, den Leser allzulange aufgehalten und vielleicht den Eindruck von Kleinlichkeit erweckt zu haben. Wenn die Aus-

führungen den Rahmen einer gewöhnlichen Begutachtung überschritten haben, so liegt dies vor allem in dem Interesse, das mir der Gegenstand bereitet hat. Der Verfasser der Arbeit gehört zu denjenigen, die den Weg bereiten. Er hat sich mit großer Sorgfalt und Entsagung seiner Aufgabe unterzogen und hat kaum die vielen Schwierigkeiten hervorgehoben, die ihm das Einarbeiten in die Methoden und die Schaffung des Materials gewiß bereitet hat. Das primäre Ergebnis ist sicherlich eine bedeutende Leistung zu nennen. Die zahlenmäßigen Angaben gewähren uns überraschende Einblicke in die unendlich feine, veränderliche Welt der Dauerwerte individueller Rede. Wenn ich mit der Art der Auswertung dieses Stoffes nicht immer einverstanden sein konnte, so mögen meine 'theoretischen' Anforderungen daran Schuld sein. Das Wertvollste erblicke ich in den Ausführungen der Arbeit über Zweigipfligkeit, die einwandfrei experimentell sicherzustellen war. Und so möchte ich zum Schlusse noch betonen, daß mir meine Beurteilung weit mehr als Selbstkritik galt denn als Kritik der achtunggebietenden Leistung eines Anderen.

Prag, im Januar 1922.

Otto Funke.

England im Zeitalter des Individualismus (1830—1880). Gesellschaft, Weltanschauung und Schrifttum in ihren Wechselwirkungen. (Wissenschaftliche Beilage zum 21. und 22. Jahresbericht der Handels-Hochschule St. Gallen.) Von **Dr. Bernhard Fehr.** St. Gallen 1921. Zollikofer & Co. 53 S.

Wer *Fehrs Streifzüge durch die neueste englische Literatur* (1912) kennt, wer seine mannigfachen Arbeiten auf dem Gebiete der neueren englischen Literatur, seine Besprechungen in dieser und anderen Zeitschriften, u. a. *die Erforschung des modernen Englands* (Beiblatt XXIX) verfolgt hat, hegte schon längst die Hoffnung und Erwartung, daß er sich zu einer Neuauflage der *Streifzüge* entschließen werde. Er will, und mit Recht, mehr geben; er verspricht uns ein größeres Werk: *Die englische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts mit einer Einführung in die englische Vorromantik*. Aus ihm ist die vorliegende wissenschaftliche Abhandlung ein Kapitel, allerdings ein höchst bedeutungsvolles. Wir erinnern uns, daß Oliver Elton diesen Abschnitt in einem Standard Work behandelt hat: *A Survey of English Literature 1830—1880* (vgl. Beiblatt XXXII, 87 ff.). Fehr ist nicht nur als Schweizer in der betr. Bibliographie vollkommen heimisch — wie könnten wir uns bei unserer Valuta dieses riesige Material beschaffen?! —, sondern mit einem feinen ästhetischen Gefühl begabt, das ihn für Dichter wie Keats, Shelley, Blake, Pater, Browning,

Swinburne Deutungen finden läßt, die dem gewöhnlichen Leser entgehen. Fehr, teilweise im Sinne Cazamians (*L'Évolution psychologique et la Littérature en Angleterre 1660—1914*), bietet keine trockene Literaturgeschichte, sondern beweist, wie der Untertitel der Abhandlung zeigt, daß die sogenannte schöne Literatur, es sei nun Drama oder Roman oder lyrisches Gedicht, aus der Gesellschaft, der Weltanschauung herauswächst; und so finden wir eine organische Entwicklung, ein fast selbstverständliches Resultat. Wirtschaftslehre im weitesten Sinne wird gegeben und dann die gleichsam zugehörigen dichterischen Erscheinungen eingegliedert. Daß dieses 17. und 18. Kap. des größeren Werkes den Wunsch nach dem ganzen rege werden lassen, ist nach dieser Probe begreiflich. Wir werden dann ein deutsches Buch über die neuere englische Literatur besitzen, das nicht durch Namen, Titel, Zahlen besticht, das vielmehr ein lebendiges, anschauliches Bild von dem Werdegang des Schrifttums ist, ein Buch, das auf genauer Kenntnis der inneren und äußeren Vorgänge beruht. Möge es nicht allzu lange auf sich warten lassen. Für heute sind wir für die kleinere Gabe dankbar. In den *Literaturangaben und Anmerkungen* finden wir neuere und neueste Bibliographie, die wir leider nur zu einem Teile besitzen, von der wir aber jetzt wenigstens Kunde erhalten. Das ist immerhin etwas.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

Stories and Ballads of the Far Past. Translated from the Norse (Icelandic and Faroese) with Introductions and Notes by **N. Kershaw.** Cambridge. At the University Press 1921. 8°. VII u. 256 Ss.

Im ersten Teile dieses Buches sind vier der ältesten und für die germanische und nordische Heldensage sehr wichtigen Fornaldarsögur übersetzt (Nornagests pátttr, Sörla pátttr, Hrómundar saga und Hervarar saga), von denen bisher nur der Sörla pátttr ins Englische übertragen war. Die Übersetzung der Hervara saga folgt dem Text der Hauksbók, doch ist die genauere Schilderung des Kampfes auf Samsø und Hjalmar's Sterbelied, die nur die andere Hauptrezension der Saga (Cod. Regius) bietet, anhangsweise beigelegt. Der zweite Teil bringt einige färöische Balladen, die die gleichen Stoffe wie die Sagas

des ersten Teiles behandeln und mittelbar oder unmittelbar auf diese zurückgehen (die Balladen von Nornagest, von Hjalmar und Angantyr, von den Arngrimssöhnen und die Rätselballade [Gáta rima]). Zum Vergleich sind auch eine Probe aus den isländischen Griplur, die dänische Ballade von Angelfyr und Helmer und einige Strophen der Shetlanbsballade (Hildina Kvadet) übertragen. Diese letzte hat allerdings nichts mit der Hilde-Gudrunsage zu schaffen, wie man früher gemeint hat und der Verfasser S. 39 noch annimmt, vgl. bes. Fr. Panzer, Hilde-Gudrun S. 175 ff., auch Jiriczek, Die deutsche Helden-sage⁴ S. 200 Anm. 1.

Jedem Teil ist eine 'General Introduction' vorausgeschickt; die Einleitung zu den Sagas ist etwas reichlich knapp, und vor allem wäre eine wenn auch nur kurze Charakteristik der Fornaldarsaga und ihrer verschiedenen Stilarten angebracht gewesen. Ausführlicher ist die Einleitung zu den färöischen Balladen, sie orientiert gut über das Wichtigste: die Aufzeichnung der Lieder, ihr Wesen und die literarhistorischen Fragen. Jede Saga bez. Ballade ist noch mit einer besonderen Einleitung versehen. Die Übersetzungen sind, soweit ich sie mit den Originalen verglichen habe, zuverlässig und gewandt. Freilich wäre für die Übersetzung der alten Heldenlieder, besonders des Liedes von der Hunnenschlacht die stabreimende Form besser beibehalten worden. Ihre Wiedergabe in end-reimenden Versen verwischt den starken Unterschied zwischen den wuchtigen Rhythmen des altgermanischen Heldenliedes und den leicht beschwingten Takten der mittelalterlichen Ballade. Den Beschluß bilden eine Reihe von Anmerkungen und Erklärungen zu den Texten. Dankenswert sind auch die Notenbeigaben in mehreren färöischen Liedern nach Thurens Folkesangen paa Færøerne.

Heidelberg.

Franz Rolf Schröder.

[4. 5. 22.]

INHALT.

Seite

I. Ehrentreich, Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen (Funke)	146
Fehr, England im Zeitalter des Individualismus (1830–1880) (Caro)	158
Kershaw, Stories and Ballads of the Far Past (Schröder)	169

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Krüger & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

XXXIII. Bd.

August 1922.

Nr. VIII.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

The Corpus, Epinal, Erfurt and Leyden Glossaries by **W. M. Lindsay**,
F. B. A. Oxford University Press 1921. VIII + 121 pp. 15 sh.
A. u. d. T.: **Publications of the Philological Society.** Vol. VIII.

The Corpus Glossary, edited by **W. M. Lindsay**, F. B. A., *with an
Anglo-Saxon Index* by **Helen McM. Buckhurst**. Cambridge at
the University Press 1921. XVI + 291 pp. 40 sh.

The author and editor of the above volumes, the former of which serves as Prolegomena to the latter, is the famous Latinist **W. M. Lindsay**, Professor of Humanity in the University of St. Andrews, a Fellow of the British Academy, and author of a great number of important works on classical philology.

The old English glossaries, which belong to the earliest English texts extant, have naturally been the object of much interest from Anglicists and have been repeatedly published in whole or in part. The edition of Corpus now published by Professor Lindsay, however, is an edition in the strictest sense. It is no mere apograph; it aims at nothing less than tracing each gloss to its source. In this field something has no doubt been attempted before, but what has been accomplished by previous scholars is small in comparison with the safe results of the present brilliant study. Professor Lindsay, in the two volumes here under discussion, actually succeeds in tracing the majority of the eight or nine thousand glosses in the Corpus glossary (and incidentally those of the Epinal-Erfurt glos-

saries) to their sources. The way in which this task is accomplished is too interesting not to be recounted at some length.

The four old English glossaries, the Leyden glossary, the Epinal and the Erfurt Glossaries (which are nearly related to each other), and the Corpus glossary represent three successive stages in English lexicography. The Leyden glossary contains only "glossae collectae", i. e. glosses culled from glossed Latin MSS. and not arranged alphabetically. The Epinal-Erfurt arranges most of its material in a primitive alphabetical order, all words beginning in the same letter being given together; but in the second part of each section a more advanced alphabetical order is adopted, words beginning in the same two letters being given together (a so called AB-order). The same AB-order is followed in the Corpus glossary, as well as in the so called Second Erfurt glossary. It has long been seen that the material in the Leyden, Ep.-Erf., and Corpus glossaries is to some extent the same.

Fortunately the Leyden glossary gives its items in sections arranged after the source of the glosses. In a great number of cases this renders it possible to point out the exact passage in a Latin work to which a gloss belongs. The importance of this in the case of glosses containing an Anglo-Saxon interpretation need hardly be pointed out. And of course, to the same source glosses in Ep.-Erf. and in Corpus that can be identified with Leyden entries are to be referred. Now Professor Lindsay shows that in Ep.-Erf. the Leyden glosses, though arranged in sections under the different letters, still retain their original order, and that under the different letters batches of glosses taken from various sources, e. g. Phocas's grammar, Jerome, Orosius etc. can still be clearly distinguished. But the Leyden glossary was only a selection of glossae collectae, which in Ep.-Erf. have been made much fuller use of. In these latter glossaries there occur mixed up with the Leyden batches numerous glosses which can be shown to come from the same source as their neighbours. This has rendered it possible to trace a great proportion of the Ep.-Erf. glosses to their sources. A very neat example of how well the original order is preserved in Ep. is given on p. 4. Here it is shown that in the Phocas batch under *m* the glosses

are found exactly in the order in which they were excerpted from the MS. The excerpter started at the beginning of Phocas' Noun-lists and went as far as the Verb-pages, culling glosses as he went along. But then he retraced his steps and selected a few more items, whose order is naturally now inverted.

In Corpus, of course, the items have been a good deal reshuffled, but even here there are clear traces of the original order. The glosses dealt with so far are those found in the earlier portions of Ep.-Erf. Among these we find a very considerable (perhaps the chief) portion of the bilingual glosses (those with Anglo-Saxon translation) in Ep.-Erf. and Corpus. It is of great importance that so many Anglo-Saxon glosses can be traced to a definite source.

The chief sources of the first portions of Ep.-Erf. are Phocas' grammar, Orosius (here the material in Ep.-Erf. is much fuller than in Leyden), the Bible. There are also Rufinus and Jerome batches, and Prof. Lindsay has been able to trace a further source, which cannot, however, be definitely identified. This is a source of the so called *Hermeneumata* type, i. e. a Graeco-Latin schoolbook, in which Greek words with Latin translation are given. These batches correspond to a section in Leyden, whose source has not been discovered. It contains a number of Greek and Latinised Greek words, especially names of fishes, birds etc.

The batches from these sources are given in full pp. 16—35. It is a matter for regret that the original plan of providing the volume with indexes had to be abandoned. Indexes to the Anglo-Saxon words would have been extremely welcome.

The glosses dealt with so far are *glossae collectae*. There are, however, also other sources of the first parts of Ep.-Erf., viz. the continental so called *Abstrusa* and *Abolita* glossaries, published by Goetz in Corp. Gloss. Lat. IV 3—198 (1889). Already Sweet suspected that there were such sources, but at the time when his edition of the Epinal glossary and his *Oldest English Texts* appeared the glossaries mentioned had not yet been published. *Abstrusa-Abolita* batches in the first portions of Ep.-Erf. are collected p. 38—43.

The second portions of the Ep.-Erf. glossary mostly consist of borrowings from the *Abstrusa* and (to a smaller extent)

from the Abolita glossary. The Corpus compiler made a much fuller use of this material. So did the compiler of the second Erf. glossary. In this latter each section offers (1) a collection of Abstrusa items, (2) a collection of Abolita items, (3) some Virgil items, some Bible items, and at the end some bilingual glosses. The material in Erf. drawn from these various sources is collected on pp. 53—79. This part (II) offers less interest to the Anglicist than the first because the Anglo-Saxon glosses are few in the second portions of Ep.-Erf. and Erf.².

The sources remaining (dealt with in Part III) are few. Glossary items are often split or recast. A typical case of splitting is discussed p. 51, where it is shown that the four Corpus glosses Ponebus: sol, Panibus: sol, Phebe: sol, Sol: Phoebe all go back to an original gloss Phoebus: Sol, which was first misspelt Poebus: Sol, then corrected by the addition of an *h* above the line, which was mistaken for *n* and wrongly placed and so on. A favourite form of recasting in Corpus is the addition of an Anglo-Saxon interpretation, which might oust the Latin. It is very likely that many bilingual items in Corpus may be identified with all-Latin items in the earlier glossaries; a list of such cases is given pp. 88—94. Such splits and recastings make glosses productive of other glosses, and Professor Lindsay remarks p. 95 that an investigator who traces fifty per cent. of a glossary's items to their source may be sure that he has in reality accounted for seventy-five per cent.

But some material is peculiar to Corpus. There are not a few Aldhelm glosses. Professor Lindsay was apparently at first sceptical as regards Aldhelm glosses, as the material common to Ep.-Erf. and Corpus must be too early for such. Aldhelm is indeed himself in several cases a borrower from the old glossaries. His *arcister* seems to be taken from Arcister (: *strælbora*) in Ep., Corp., a mistake for *arcistes* pl. His *poalum* 'a pair of bellows' is due to a curious mistake. The Bible word *poa laventium* 'fullers' soap' was run into one word and wrongly divided as *poala ventium*, which was mistakenly glossed by 'folles fabrorum'. However, Dr. Bradley has shown that Corp. A 580 Anastasis: *dilignisum* must come from a gloss on Aldhelm's panegyric on Virginity, where "de sco. Athanasio" occurs as a marginal note in some MSS. and of *digelnisum* in some MSS. glosses de recessibus (falsi pec-

toris) in the same chapter. This discovery was corroborated by the discovery of an Aldhelm batch in Corpus S 41 ff., and other unmistakable Aldhelm glosses occur. As a result a considerable list of Aldhelm glosses has been made up (pp. 101—104). But it is pointed out that these Aldhelm items need not have belonged to the original Corpus.

The volume winds up with a discussion of the more or less probable sources of other Anglo-Saxon glosses. The author himself says this comes very near guess-work.

There are in the book numerous interesting, often amusing, instances of ridiculous mistakes resulting in extraordinary glosses. These are a warning against taking the entries in the old glossaries too seriously. A few illustrative cases may find a place here. On p. 13 the gloss *Percommoda matutinos: suacendlic morgenlic* is shown to belong to Orosius "*siquis e mollissimis stratis cubiculoque percommodo matutinus egrediens*". In the second volume *suacendlic* is explained by Dr. Bradley as meaning *swā centlic* (= *cynlic*).

Vitelli: *suchoras* is due to a misunderstood annotation on Oros. ii, 5, 1: "*duos filios suos adulescentes totidemque uxoris suae fratres, Vitellios iuvenes* (p. 13).

The Corpus items Stilio: *hraeðemus* S. 554 and Vespertilio: *hraeðemus* U 105 reflect "*vespertilio et (s)tilio unum est*" in Erf.², no doubt due to a marginal note in Phocas' Grammar to the effect that *vespertilio* and *stilio* had the same declension.

It may seem presumptuous to suggest any addition to the sources pointed out by the learned author, who remarks p. 95 that there is hardly room for any new sources. In reading the second volume I have been struck by the fairly large number of Anglo-Saxon glosses that are not referred either to the first or the second group of sources (i. = the first portions of Ep.-Erf.; ii. = the second portions of these and Erf.²), and by the fact that these Anglo-Saxon glosses are particularly common at the end of sections. It is true there are some sections in which this is not very apparent, but long sections generally end up with some Anglo-Saxon glosses. I will take a few obvious cases. The items enumerated, unless the contrary is stated, are not referred either to i. or ii. The figures between brackets are added to show the extent of sections.

Section AD (A 174—289). Of the glosses 277—289 only 286 and 289 are referred to ii; of the remaining ones 280, 281, 283, 287, 288 are Anglo-Saxon. — BA (1—59): 48—59. All except 59 are Anglo-Saxon. — BU (B 197—229): 226—9 are Anglo-Saxon. — CA (C 1—267): Of glosses from 239 on only 253 and 257 are referred to i. or ii. Of the remainder only five are not bilingual. — CE (C 268—359): Of glosses from 349 on only 355 is referred to i.; 6 are bilingual. — CI (C 379—439): 433—9; only 437 is all-Latin. — CU (C 922—971): 966—71; only 967 all-Latin. — IN (I 58—469): 455—69 (except 461), 6 Anglo-Saxon. — LI (L 156—253): 244—252 (except 247); 5 are bilingual. — ME (M 124—200): 191—200; 195, 197—200 bilingual. — PA (P 1—188): Of 174—88 only 184 may be referred to i.: 12 are bilingual. — SE (S 209—303): 297—303; 297, 299—302 are bilingual. — ST (S 489—578): 568—78 bilingual. — TA (T 1—47): 39—47: 40—7 bilingual. — VE (V 55—149): 144—9 bilingual.

It cannot well be due to chance that so many items that cannot be referred either to i. or ii. are to be found at the very end of sections and that so many bilingual items are among these. To me it seems probable that they point to a fresh source, which contained numerous Anglo-Saxon glosses and which the Corpus compiler laid under contribution after he had used up the material in the other sources. The majority of these glosses are not referred to a definite source. Some, however, are dealt with in pp. 105 ff. and some are referred to a Hermeneumata source (e. g. B 54—7, 226—9, C 265 f., 438—9, 966—70, L 91).

Of the new Corpus edition little need be said except that it is a brilliant piece of work, alike interesting and important to Latinists and Anglicists. Professor Lindsay is not an Anglicist, and he has therefore refrained from dealing thoroughly with the Anglo-Saxon items, but he has had the expert assistance of no less a scholar than Dr. Bradley, who has not only looked after the Anglo-Saxon part, but also offered a great number of valuable suggestions on the Latin part. Professor Lindsay goes so far as to say that Dr. Bradley should properly be mentioned as co-editor, and that if readers will ascribe to him nearly everything in the book that is good (and new), they will not be quite wrong. Dr. Bradley's

name is mentioned again and again as the originator of ingenious and convincing emendations or suggestions.

In the text a Roman numeral i. or ii. is placed before each item that can be referred to Ep.-Erf. first portions or to Ep.-Erf. second portions and Erf.². It is remarkable how few items have no numeral prefixed. The ultimate source is indicated in a vast number of cases. I am not here referring chiefly to such indications as Abstr. or Abol., but to items for which a definite passage in a Latin work is indicated.

The critical apparatus draws attention to glosses containing the same lemma or gloss, specially Anglo-Saxon gloss. The Leyden items found in Corpus are given in the apparatus, as also numerous references to illustrative material in other collections of glosses. Some points calling for more detailed treatment are dealt with in Notes p. 190 ff.

At the end of the volume are an Index of lemma-words and an Anglo-Saxon Index compiled by Miss Helen McM. Buckhurst. The latter, so far as I have been able to make out, is complete and useful. The aim is to enable readers ignorant of Anglo-Saxon to know the meaning of words and to find them in Bosworth-Toller.

Incidentally I remark that some words are not translated, e. g. *āfigen*, *adegen*, *awel*, *baest*, *beow*, *bune*, *cecil*, *ceolor*, *cofincel*, *himming*. Some quantities, especially in the first few pages, do not seem to be correct, as *ābracian*, *adum*, *acwern*, *geonung*, *cālan* (under *kælið*, the O. E. form of the vb. is *calan*), *isernscear* (for *-scēar*). The following slight inadvertencies may be noted: *ætǵære* A 603 'javelin', -ro F 67 (nom. pl.). It is rather the other way; cf. *ætǵære*: *ansatæ* A 603, *ægtæro*: *falarica* F 67. In F 344 *ætǵæru* is sing. (framea). — *ætrinan* cannot be neuter. — *ahæfd* belongs to *āhabban*, not to *āhebban*. — *astyntid* belongs to *astyntan*, not to *āstintan*. — *athied*: cf. Bosworth-T. Suppl. — *āwenian* means 'to wean', not 'to accustom to'. — *bercæ* is probably sing.; cf. Bosworth-T. Suppl. — *chroa*, *croha* cannot surely belong to *crocc*; cf. O. E. *crōg*. — *iesen*: cf. *gesen* in Bosworth-T. Suppl.

Lund.

Eilert Ekwall.

C. Alphonso Smith, "You all" as used in the South.

A. u. d. T.: *The Kit-Kat*, vol. IX, Jan. 1920, S. 27—39, Columbus, Ohio.

Vorliegender Aufsatz ist ein unveränderter Abdruck aus *Uncle Remus's Magazine*, Atlanta (Georgia), Juli 1907. Da der Hauptinhalt schon von O. Jespersen, *Modern English Grammar*, *Syntax* I 2. 88 kurz zusammengefaßt wurde, sei hier nur auf einen Punkt hingewiesen, den Verf. in dem kurzen Vorwort, das er dem Abdruck voranstellt, als Ergänzung beibringt. Im Texte selbst scheidet er scharf zwischen *you all*, mit betontem *all*, gleichbedeutend und gleichwertig mit *all of you*. Der Provinzialismus ist dagegen *you all*, mit betontem *you* und einfacher Pluralbedeutung, wobei der Sprecher sich auch an eine einzige Person wenden kann, wenn ihm nur die Vorstellung einer eng zusammengehörigen Gruppe vorschwebt; z. B.: Ein Kunde zum Verkäufer: *Do you all* [d. h. *you men who compose the firm, or you fellows behind the counters*] *keep fresh eggs here?* In dem Vorwort aber stellt Verf. jetzt fest, daß in dem provinziellen Ausdruck satzphonetisch das *you* die Betonung auch verlieren könne, so daß dann der ganze Ausdruck unbetont wird. Als Beispiel führt er an: "*Boys, I want you all to stop that noise*", das man sich nach seiner Beschreibung etwa so zu denken hätte: [ai 'wənt jo:l tə 'stɒp ðət 'nɔɪz].

Würzburg.

Walther Fischer.

Essays by Ralph Waldo Emerson. *In one Volume. Specially elected for the Tauchnitz Edition by Edward Waldo Emerson.* Authorised Edition. Tauchnitz Edition, Collection of British and American Authors vol. 4510. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1915. — 285 S.

Es kommen hier von den 21 Essays der Gesamtwerke Emersons die folgenden 13 zum Abdruck: *History, Self-Reliance, Compensation, The Oversoul, Spiritual Laws, Friendship, Heroism, Circles, Intellect, The Poet, Character, Manners, Gifts*. Mehr denn je fühlt der Mensch heute das Bedürfnis, in die Tiefen des Transzendentalismus, dessen feuriger Vertreter Emerson war, herunterzusteigen, um dort, ferne vom starren wirtschaftlichen Materialismus, an den lebendigen Kraftquellen des Geistes zu trinken.

Z. Zt. Basel.

Bernhard Fehr.

Zur vergleichenden Märchen- und Sagenkunde.**4. Der Teufel und Noahs Frau.**

In Nr. IV, Jg. XXXI des Beiblattes habe ich auf altfranzösische und schwedische Zeugnisse für die Sage vom Teufel und Noahs Weib hingewiesen, welche für die in dem me. Mirakelspiel von Newcastle dramatisierte Fabel von Wichtigkeit sind. Jetzt kann ich ein weiteres Zeugnis aus dem Osten beibringen, dessen Kenntnis ich Herrn Dr. F. Schröder verdanke. In O. Dähnhardts „Natursagen“, Bd. I, S. 258 ist eine Erzählung aus einer spätrussischen Redaktion der *Revelationes* des Pseudo-Methodius von Olympos (oder Patara) mitgeteilt, mit welcher die Volkssage der Russen, Polen, Ungarn, Wotjaken und Irtysch-Ostjaken in allen wesentlichen Zügen übereinstimmt. Sie lautet:

„Ehe der Herr die Sündflut schickte, befahl er Noah insgeheim eine Arche zu bauen und selbst seiner Frau nicht zu erzählen, was er schaffe. Während Noah auf einem Berge im Walde arbeitete, kam der Teufel zu ihm und fragte, was er mache; aber Noah wollte es ihm nicht sagen. Da ging der Teufel zu Noahs Frau und beredete sie, ihrem Manne ein berauschendes Getränk vorzusetzen und ihm das Geheimnis zu entlocken. Nachdem Noah sich an dem Tranke erlabt hatte, fing die Frau an, ihn auszufragen, und er berichtete ihr alles. Als er aber am anderen Tage wieder auf die Arbeit ging, fand er die Arche kurz und klein geschlagen, alles durcheinander und auseinander gebracht. Der Teufel hatte sie zerstört. Noah weinte Tag und Nacht und bereute seine Sünde. Da verkündete ihm ein Engel Vergebung und hiefs ihn die Arche wieder aufbauen.“ —

Im Folgenden wird berichtet, wie es dem Teufel gelang, mit in die Arche zu kommen, was aber für das englische Spiel belanglos ist. Dähnhardt führt die Sage schliesslich auf parsischen Ursprung zurück. Indische Parallelen bringt neuerdings J. Hertel: „Indische Märchen“, Jena 1919, unter Nr. 7 und 8, aber auch diese haben zu der Fabel des englischen Noahspiels keine nähere Beziehung.

Kiel.

F. Holthausen.

Macaulay und Milton.

In meinem Buche *Der andere Milton* (Bonn und Leipzig 1920) sage ich: „Milton der große Politiker, der angeblich große Theologe, der — ebenfalls angebliche — fromme Puritaner, wurde erst von dem neuen Liberalismus aus der Zeit der Reformakte entdeckt“ (S. 8). Ich weise in diesem Zusammenhang auf Macaulay und Carlyle hin, mit deren Werken die heute noch ziemlich allgemein geltende Idealisierung Miltons bzw. Cromwells einsetzte. Im letzten Heft des Jahrganges 1920 der *Englischen Studien* (S. 449 ff.) tritt Metz meiner Darstellung entgegen. Macaulay habe nur die bestehende Tradition „pietätvoll“ zusammengefaßt, nicht aber etwas Neues geschaffen. Metz gibt keinerlei Begründung für seine abweichende Auffassung, sondern nimmt die tendenziösen Erfindungen der „neupuritanischen Propaganda“ unbesehen als wahr an. Es sei mir deshalb erlaubt, wenigstens einen Teil des Materials vorzulegen, auf das sich meine Auffassung stützt.

C. H. Firth, ein gewiß unverdächtig Zeuge, der gänzlich im neupuritanischen Fahrwasser schwimmt, sagt in seiner Ausgabe von *Johnsons Life of Milton* (Clar. Press 1907), diesem sei es gelungen, den Ruf des Dichters für mindestens zwei Generationen zu schädigen (S. VIII). Er unterschreibt damit die Anschauung von Pattison. Also behielt Johnsons Auffassung die Oberhand bis etwa 1840. Es wurde zwar ein entschiedener Versuch gemacht, die Johnsonsche Tradition zu brechen, jedoch ohne Erfolg. Es lohnt sich aber durchaus, diesen Versuch näher zu betrachten, weil dabei sehr viel Licht auf die geschichtliche Entwicklung der Vorstellung vom wahren Charakter Miltons fällt.

Zwischen Johnsons *Life* (1780) und Macaulays *Essay* (1825) liegt die *Biographie* von Hayley (1794), die ich nach der festländischen Ausgabe anführe: William Hailey (sic), *The Life of John Milton*, Basil and Strasburgh 1799. Hayley hatte Beziehungen zu Cowper und Blake. Bei ihm macht sich deutlich der Umschwung zur romantischen Stimmung bemerkbar, die auch Wordsworth zu einer seltsamen Verkennung des wahren Charakters Miltons veranlaßte. Man fängt an, mehr als bisher den „Dichter“ zu schätzen. Gänzlich im Gegensatz zum Zeitalter des Rationalismus wird von Hayley sein „enthusiasm“ gelobt (S. 151, 240, 315), wozu der Artikel „enthusiasm“ 2 im NED. zu vergleichen ist; ebenso wird seine

„sublimity“ (S. 259) hervorgehoben. Diese Begeisterung für den Dichter und Künstler ist also auch hier der Ausgangspunkt für den nun folgenden Versuch, den persönlichen Charakter Miltons zu idealisieren (vgl. Der andere Milton, S. 7). Um Milton als Menschen schätzen zu können, unternimmt Hayley es, ihn von Cromwell zu trennen. Dieser ist ihm noch ganz und gar der Verbrecher, „a bold bad man“, dessen „unvergleichliche Verstellungskunst“ den harmlosen Dichter täuschte (S. 151). Dieses scheint auch Wordsworths Ansicht gewesen zu sein, worüber zu vergleichen wäre *The Excursion* V 190—200. Auf politischem Gebiete wäre also Milton das Opfer eines Betrugs gewesen, obgleich Hayley nicht umhin kann zuzugeben, daß einige Stellen seiner Streitschriften „must be read with concern by his most passionate admirers“ (S. 78). Nicht dem kühl abwägenden Verstande folgend, sondern ausschließlich von seinem Gefühl geleitet, unternimmt Hayley es, den „Menschen“ Milton zu verteidigen. Für die ganze Entwicklung der Vorstellungen über Milton, wie ich diese in meinem Buche zu skizzieren versuchte, ist folgende Stelle äußerst bezeichnend: „The powers of Milton are, indeed, so irresistible, that even those, whom the blindness of prejudice has rendered his enemies, are constrained to regard him as an object of admiration. In this article posterity, to whom he made a very interesting appeal, has done him ample justice; still he is more admired than beloved; yet in granting him only admiration, we ungenerously withhold the richest half of that posthumous reward for which he laboured so fervently: we may be confident that he rather wished to excite the affection than the applause of mankind“ (S. 260). Hayley stellt sich deshalb die Aufgabe, die persönlichen Vorzüge seines Helden zu entdecken: „But equal justice has not hitherto been rendered to the personal virtues of the author; it has, therefore, been my chief aim, in a delineation of his life, to make Milton rather more beloved than more admired“ (S. 263). Dieser Versuch Hayleys, die von Johnson formulierte Auffassung des Charakters Miltons zu ändern, war nicht von Erfolg gekrönt. Es war besonders die enge Verbindung mit Cromwell, die dem Ansehen des Dichters schadete. Erst der Umschwung in den politischen Anschauungen, erst das Aufkommen des „neuen Liberalismus aus der Zeit der Reformakte“, mit seiner Vergötterung Cromwells, bot die Möglichkeit,

Milton unbeschadet seines Rufes mit dem Protektor zu identifizieren. Dadurch wurden die Klippen, an denen Hayley (und in einem gewissen Sinne auch Wordsworth) scheiterte, vermieden. Die starke politische Leidenschaft bemächtigte sich dieser beiden Gestalten aus dem Zeitalter der Rebellion, um sie für die Zwecke der Parteipolitik auszubeuten.

Besonders in dem Essay von Macaulay kommt dieses zum Ausdruck. In seiner Ausgabe dieser Schrift (Clar. Press 1912) sagt P. T. Cresswell: „It must be remembered that his interest in the fierce contest between Charles I and the Parliamentary party was as much that of a politician immersed in the controversies of his day as that of an historian studying those of a previous century. ‘He attacked Toryism indirectly, by writing on the great Liberal leaders of the seventeenth and eighteenth centuries’ And it must be borne in mind that he was writing at a time when condemnation of the Parliamentary side, as ungenerous and unfair as Johnson’s picture of Milton ... had long been the rule, and that the juster attitude that prevailed since his day is in no small measure due to his championship“ (S. XVI). Nach Cresswells Ansicht ging also Macaulay in direktem Gegensatz zur „Tradition“ vor; er war weit entfernt davon, „pietätvoll“ die herrschende Auffassung zusammenzufassen.

Macaulay selber stand in vorgeschrittenem Alter seinem Essay sehr skeptisch gegenüber. Er enthielte kaum einen Abschnitt, so meinte er in rückhaltloser Selbsterkenntnis, den seine gereifte Urteilskraft gutheissen könnte (Cresswell S. VIII).

Cresswell, der im allgemeinen das neupuritanische Zerrbild verteidigen zu müssen glaubt, deckt trotzdem in anerkennenswerter Weise die Schwächen von Macaulays Stellungnahme auf. Er findet in dem Essay „overpraise both of the man and of his worth“; das gezeichnete Bild ist „one-sided and incomplete“; Macaulay wird beherrscht von „the animosity of the party politician“ (S. XI). An anderer Stelle spricht er davon, Macaulay habe als zum Liberalismus (Whiggism) Bekehrter mit starkem Parteivorurteil geschrieben. Unter dem Druck dieser Parteileidenschaft sei er sogar zur Fälschung geschritten — „the falsification of some of the facts“, und „the suppression of others“ (S. XV).

Ich habe es gewagt, aus dem vorgelegten Material die Schlüsse zu ziehen, zu denen Cresswell und zahlreiche andere

unter dem Druck eines Vorurteils oder der neupuritanischen Propaganda nicht den Willen oder den Mut fanden. Wer aber in einer wissenschaftlichen Zeitschrift meinen Folgerungen entgegentritt, darf sich nicht mit dem bloßen Widerspruch begnügen, sondern muß seinerseits ebenfalls mit Gründen hervortreten.

Dorpat.

H. Mutschmann.

II. UNTERRICHTSWESEN.

1. **Grammatik der englischen Sprache** (Ausgabe A). Im Anschluß an das Lehrbuch der engl. Sprache für den Schulgebrauch bearbeitet von **Prof. Dr. Oskar Thiergen**, weiland Studiendirektor am Königl. Kadettenkorps zu Dresden. Neubearbeitet von **Dr. Bernhard Schulze**. 5. Aufl. 210 S. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1918.
2. **Oberstufe zum Lehrbuch der engl. Sprache**, Ausgabe A, von **Thiergen-Schulze**, *ibid.*
3. **Grammatik der engl. Sprache** von **Prof. Dr. Oskar Thiergen**, Ausg. C, für Realschulen und verwandte Anstalten bearbeitet von Oberstudienrat **Prof. Dr. Otto Schöpke**. 6. Aufl. *ibid.*
4. **Oberstufe zum Lehrbuch der engl. Sprache** von **Börner-Thiergen**, Gekürzte Ausgabe C, bearbeitet von **Schöpke**. 6. Aufl. *ibid.* 1920.
5. **Grammatik der engl. Sprache für Handelsschulen**. Auf Grund der Gramm. der engl. Spr. von **Prof. Friedr. Uebe** und **Prof. Dr. Moritz Müller**. 2. Aufl. *ibid.*

Das weitverbreitete „Engl. Unterrichtswerk“ von Börner-Thiergen ist in den letzten Jahren für mehrere besondere Schularten umgearbeitet worden. So liegen von der Grammatik drei Bearbeitungen vor: für Lateinschulen, für Realschulen und für Handelsschulen. Ich gebe zu, daß die Zweckmäßigkeit und erfolgreiche Gebrauchsfähigkeit eines sprachlichen Übungsbuches durch die Zustützung auf eine besondere Schulart wesentlich gesteigert wird, von einer Grammatik aber vermag ich dasselbe nicht gleichermaßen einzusehen. Die gedächtnismäßige Aneignung der Regeln und Erscheinungen der Laut- und Formenlehre wird sowohl der Gymnasiast als auch der Handelsschüler aus derselben allgemeingehaltenen Grammatik gewinnen können, und die Gestaltung der doch einfachen und kurzen Beispielsätze der Satzlehre rechtfertigt und begründet kaum eine Sonderbearbeitung, die an einer zweiten oder dritten Anstalt nicht gebraucht wird. Für die Verleger mag etwas Gewinnbringendes darin liegen, wenn jüngere Geschwister die Bücher der ältern nicht verwenden können, aber es paßt keineswegs in die Zeit unserer Knappheit und Teuerung.

Die fünfte Auflage der Ausgabe A (für Lateinschulen) weist so viele und durchgreifende Verbesserungen auf, daß sie schwerlich ohne empfindliche Störung neben den frühern im Klassenunterrichte gebraucht werden kann; die äußerlichen Veränderungen sind derart, daß mit Ausnahme der Einleitung (§ 1—10) keine einzige Nummer, und es gibt deren 341, mit der in der vierten Auflage übereinstimmt. Unbegreiflich ist mir, wie man die schauerhafte Lautbezeichnung durch Bogen, Striche, Punkte und Akzente, die dem Worte etwa das Aussehen eines interpungierten hebräischen Gebildes geben, in einer modernen Bearbeitung beibehalten hat. Recht anregend für Lehrer und Schüler wird die Zugabe vieler historisch-biologischer Hinweise auf die Entwicklung von sprachlichen Eigentümlichkeiten an besonders bemerkenswerten Beispielen wirken. In der zweiten Fußnote auf S. 16 stört die Einzahlform *king's* = der Könige. Die verneinte Befehlsform *be not* (S. 35) würde ich dem Schüler gar nicht vorführen; denn er wird in der Tat nur *don't be* hören. *Abide*, *aböde*, *abode* (S. 44) zu den Verben mit nur einer Stammform zu rechnen, ist wohl kaum angängig. In dem Verzeichnisse der starken Zeitwörter lassen alle drei Neubearbeitungen der Grammatik von Thiergen dem Verb *to smite* die Bedeutung schmeißen, anstatt treffen, schlagen, vernichten; hier wäre eine Fußnote am Platze gewesen. Auf S. 55 würde ich die Wortstellung *we went to church twice a week* vorziehen; ebenso S. 80: *He knows English.* — *So do I.* Das neutrale *it* ist durch *so* zu ersetzen. S. 82: *I am inclined to think it.* Bei der Erklärung von *shall* und *will* in der indirekten Rede geht man am sichersten von der direkten Rede aus; das „gleiche Subjekt“ ist nur äußerliches Merkmal, das den begabten Schüler nicht befriedigt. Im Beispiele *d* auf S. 84 fehlt *every morning*. Der Mustersatz *She was seen to come by him* (S. 101) ist hart und gezwungen; ebenso bedürfen zwei Sätze auf S. 104 der Berichtigung. Die Bedingungssätze werden mit zwei Beispielen der Nichtwirklichkeit abgefertigt, S. 111: *If I was in his place, I should not give a penny for it*; mit dem Gebrauch des Indikativs wird nicht jedermann einverstanden sein. Ich habe jüngst bei der Lektüre von drei modernen Romanen auf den Modus in irrealen Sätzen der Gegenwart besonders geachtet; neben ungezählten *were* ist mir nur ein einziges *was* begegnet. Und wie steht es mit den andern Bedingungssätzen?

Die Bearbeitung für lateinlose Anstalten hat an manchen Stellen zu einer glücklichen Kürzung und schärfern Fassung der Regeln geführt, aber weshalb soll der Realist sich weniger an sprachgeschichtlichen Erläuterungen bilden und erfreuen? Wenn der Bearbeiter sich damit begnügt, durchweg nur die schwer betonte Silbe zu bezeichnen, so kann ich ihm darin nur beipflichten; die richtige Färbung der übrigen Vokale wird sich dann meist mühelos erzielen lassen. Die Stoffordnung der Formen- und Satzlehre ist im wesentlichen nicht geändert worden, da sich ja die Grundgrammatik auch an Realanstalten bewährt hatte.

Die Handelsschulausgabe unterscheidet sich von den andern Bearbeitungen insofern, als es sich die Verfasser haben angelegen sein lassen, eine große Anzahl von Beispielsätzen zu bieten, die sich auf das Alltagsleben und den Berufszweig beziehen, dem die Schüler sich zu widmen gedenken. Das ist entschieden zu billigen; wenn aber die Verfasser empfehlend andeuten, man möge mit Handesschülern Sprechübungen über grammatische

Stoffe anstellen, so vermag ich dem nicht zuzustimmen. Es konnten also die langen Übersetzungen der Überschriften S. 107 u. a.: *Participle groups used as equivalents of dependent clauses* getrost wegleiben. Die zweiseitige Tabelle (S. 4 f.) will eine Übersicht der englischen Vokale geben, in dieser Fassung ist die Anordnung aber zu beanstanden; denn ich kann doch die Vokale in *they, hand, daughter* u. a. nicht als *a*-Laute bezeichnen. In der zweiten Kolonne muß es übrigens *ju* heißen, und *capture* [*tu* = *tsche*] ist auch nicht einwandfrei. Auf S. 114 dürfte es angemessen sein, das günstige „Offert“ durch Angebot zu ersetzen. Bei *to return something* würde ich die Bedeutung zurückgeben hinzufügen.

Wenn schon die aus dem Jahre 1894 stammende Grundgrammatik von Thiergen sich trotz des gewaltigen Wettbewerbes behauptet und bewährt hat, so werden die drei von kundigen Händen gebotenen Umarbeitungen auf ihrem Sondergebiete noch mehr Anklang und Erfolg finden müssen.

Zu den Grammatik-Ausgaben A und C liegen außerdem die entsprechenden Übungsbücher für die Oberstufe zur Besprechung vor. Beide bieten einen äußerst lehrreichen, fesselnden Lesestoff; 22 Lese- und Übersetzungsstücke entrollen anschauliche Bilder aus der Geschichte und Erdkunde sowie aus dem wirtschaftlichen und sozialen Leben Englands. Sie zeigen die einschneidenden Folgen der Niederlage bei Hastings, wir sehen die englische Freiheit im 13. Jahrh. aufkeimen, wir erleben die industrielle Umwälzung mit, kein wichtiges Gebiet ist unberücksichtigt gelassen, und überall Belehrung, überall Anregung in gerütteltem Maße. Dabei neigt die Ausgabe für reale Anstalten zur Bevorzugung von den sog. Realien und zur Bereicherung des Stoffes durch *proverbs and sayings*; außerdem ist hier der größern Wochenstundenzahl entsprechend ein viel reichhaltigerer Anhang beigelegt, der 2 engl. Prosastücke, 12 Gedichte und 12 zusammenhängende Übersetzungsstücke enthält. Druck und Ausstattung mit Bildern und Karten sind des Verlages würdig, dasselbe kann ich von der Fehlerlosigkeit leider nicht behaupten; in dieser Hinsicht stehen diese Ausgaben hinter den lateinischen und griechischen desselben Verlages bedauerlicher Weise zurück.

Lehrgang der englischen Sprache von Dr. Kurt Reichel und Dr. Magnus Blümel. Teil I: Elementarbuch; 2. umgearb. Aufl., 173 ss. Teil II: Lese- u. Übungsbuch; 2. umgearb. Aufl., 233 ss. Teil III: Schulgrammatik (Satzlehre); 2. Aufl. 154 ss. Breslau 1919, Trewendt & Garnier.

Das Elementarbuch beginnt mit einer ziemlich ausführlichen phonetischen Unterweisung und einem sehr brauchbaren Lautierkursus, der seinen Stoff vorzugsweise den ersten Lesestücken entnimmt. Da auf diese Weise dem folgenden Unterrichte vorgearbeitet wird, ist es vielleicht möglich, die sämtlichen 23 Kapitel des Lesebuches in einem Jahre zu bewältigen. Ähnlich wie bei Hausknecht sind die Lesestoffe inhaltlich durch eine Rahmenerzählung in Zusammenhang gebracht, wodurch die Anschaulichkeit und der Reiz erfahrungsgemäß gesteigert wird. Daneben sind viele Sprichwörter, Anekdoten und Gedichte eingestreut. Auf die Aneignung eines angemessenen Wortschatzes ist hinreichend Bedacht genommen worden,

auch werden die HAUPTerscheinungen der Satzlehre propädeutisch vorweggenommen. Bei den Aufgaben vermisse ich wiederholende Übungen und Zusammenstellungen aus der Lautlehre. Daß ein deutscher Offizier seinen Kindern englische Namen (*Charles, Mary*) gibt, klingt unglücklich. Auch ein Übungsbuch sollte das Selbstgefühl des deutschen Knaben nicht abstumpfen. Auf die Richtigkeit und Gleichmäßigkeit im Gebrauche der großen Anfangsbuchstaben wird nicht viel Wert gelegt (S. 61, 101 u. a.). Die deutschen Übungssätze enthalten mehrere Anglizismen. Das Wörterverzeichnis enthält manche Wiederholungen und Ungenauigkeiten, besonders in der Lautschrift. Im allgemeinen ist der erste Kursus recht brauchbar.

Dasselbe darf man von den 15 Kapiteln des zweiten Kursus sagen, nur empfinde ich es nicht als einen glücklichen Griff, wenn allzuviel geschichtlicher Stoff und insbesondere religiöse Streitigkeiten herangezogen und ausgeschlachtet werden. Allerdings ist der gebotene Stoff so reichhaltig, daß man getrost einige Stücke, die nicht zusagen, überschlagen darf; sie mögen dann später als Wiederholung grammatischer Einzelheiten ihre Dienste tun.

Am besten von den drei Bänden gefällt mir die Satzlehre. Durch die Entfernung der Formenlehre wurde ein Raum frei, der sehr geschickt ausgenutzt worden ist. Die Verwendung verschiedener Druckarten erhöht die Übersichtlichkeit. Durchweg gehen die Verfasser vom Englischen aus, nur selten werden die Regeln zu Übersetzungshilfen. Sprachgeschichtliche Erläuterungen und Hinweise werden nur in beschränktem Maße geboten. Besonders anschaulich ist die Lehre von dem Gebrauche des Konjunktivs und des Infinitivs geraten. Auf S. 102 hätte auf den Unterschied hingedeutet werden können, der zwischen *I heard her sing* und *singing* besteht. Schließlich wird auch der Gebrauch der englischen Verhältnißwörter, nicht der deutschen, wie viele Grammatiken tun, mustergültig veranschaulicht.

Die drei Bände, zusammen mit dem im gleichen Verlage erschienenen Lesebuch für die obere Klassen, bilden einen durchaus empfehlenswerten Lehrgang der englischen Sprache für Realanstalten.

Münsterberg i. Schl.

J. Mellin.

[19. 7. 22.]

I N H A L T.

	Seite
Ia. Lindsay, The Corpus, Epinal, Erfurt and Leyden Glossaries	161
Lindsay, The Corpus Glossary, with an Anglo-Saxon Index	161
by Helen McM. Buckhurst	168
Smith, "You all" as used in the South (Fischer)	168
Essays by Ralph Waldo Emerson (Fehr)	169
Ib. Holthausen, Zur vergleichenden Märchen- und Sagenkunde	170
Mutschmann, Macaulay und Milton	173
II. Thiergen, Grammatik der englischen Sprache (Ausgabe A).	173
Neubearbeitet von Dr. Bernhard Schulze	173
Thiergen-Schulze, Lehrbuch der engl. Sprache, Ausgabe A	173
Thiergen, Grammatik der engl. Sprache, Ausgabe C, bearbeitet von Prof. Dr. Otto Schöpke	173
Börner-Thiergen, Oberstufe zum Lehrbuch der engl. Sprache, Ausgabe C, bearbeitet von Schöpke	173
Uebe u. Müller, Gramm. der engl. Sprache f. Handelsschulen	173
Reichel u. Blümel, Lehrgang der engl. Sprache. Teil I: Elementarbuch, 1. umgearb. Aufl. Teil II: Lese- und Übungsbuch, 2. umgearb. Aufl. Teil III: Schulgrammatik (Satzlehre), 2. Aufl.	175

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXIII. Bd.

September 1922.

Nr. IX.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

R. W. Chambers, Beowulf. *An Introduction to the Study of the Poem with a Discussion of the Stories of Offa and Finn.* Cambridge, at the University Press 1921. XII + 417 pp. and 8 plates. 30 s.

A whole library has been written around Beowulf, and it becomes increasingly difficult for any but the specialist in the strictest sense to keep abreast of the literature on the subject, especially as important contributions are frequently published in more or less out of the way places. It is true very valuable bibliographies have been published, notably those of Brandl in his *Englische Litteratur* (Paul's Grundriss) and of Holthausen in his Beowulf edition. However useful, these cannot claim to be exhaustive, and they cannot be expected to give much more than titles. An Introduction such as Mr. Chambers's may be said to have been a long felt want, and it is a pleasure to be able to state at once that it meets this want in an admirable way. This was of course to be expected from a scholar like Mr. Chambers, who in his *Widsith* and in his edition of Beowulf has done such excellent work in this field. The book will for many years to come be an indispensable help to every Beowulf student. The volume, by the way, is magnificently got up and a pleasure to handle.

Besides a full bibliography, arranged systematically and provided with brief remarks concerning the various items, the book contains discussions of practically all the more important

Beowulf problems and reprints of the documents illustrative of the stories in Beowulf. This last-mentioned section, which forms Part II (pp. 129—244) and contains extracts in the original language (sometimes with English translation) from Saxo, Hrolfs Saga Kraka, Grettis Saga, Bjarka Rimur, the Old English Genealogies, the Lives of Offa I. and II., etc., is quite particularly welcome, as it renders the important documents easily accessible. This part will always retain its value. It may be added here that a great deal of valuable illustrative material is embodied in the other parts. Thus on pp. 304 ff. the examples of the name Grendel in Old English place-names are fully enumerated.

The bibliography is wonderfully exhaustive and reliable. I have taken some trouble to spot omissions, but without success. Nothing seems to have escaped Mr. Chambers. The only work missing that I might have expected to find mentioned is Grünbech's monumental *Vor Folkeæt i Oldtiden*. It is true the work does not primarily deal with Beowulf, but it offers many remarks on the poem and it throws new light on the old Germanic civilization and view of life. I have no doubt Mr. Chambers knows the book, so that the omission is intentional.

In a review the chapters that deal systematically with Beowulf problems claim first attention. They are Part I. (pp. 1—128), which forms the chief portion and is devoted to the various Beowulf problems proper, Part III., the Fight at Finnsburg (pp. 245—289), and Part IV., Appendix (pp. 291—382), which takes up for fresh discussion a number of problems and examines certain others not dealt with in the first part. The length of this appendix is somewhat out of proportion, but is explained by the fact that the printing of the book was begun before the war. In the intervening years some important new contributions have appeared, in which questions have been reopened. Also the author's opinions have no doubt had time to undergo some change. This seems to be the case at least in regard to the question of a connection between Beowulf and the old folktale of the Bear's son. This problem is discussed pp. 62—68 in the chapter *Parallels from Folklore*, and a good deal more fully on pp. 369—381 in the chapter *Beowulf and Bear's son*. I cannot help the impression that

in the latter place Mr. Chambers accepts somewhat more unreservedly Panzer's theory as regards the origin of the Beowulf story than in the former place. In a forthcoming new edition I have no doubt the first part and the appendix will be more perfectly balanced against each other than, for unavoidable reasons, they have come to be in this, the first edition.

The chief object of the book, I take it, is rather to sum up the results of Beowulf study than to give original contributions. So many first-rate scholars have been at work on Beowulf, that it is not easy to find a plausible theory that has not been already suggested by someone or other. Of course, the author has an opportunity of advancing his own opinions on special points and of contributing fresh arguments to the discussion. But to a great extent the task of the author of a work like this necessarily becomes one of judicious selection. Some parts of the book are more original than others, as those on the story of Offa and the Finnsburg story.

The task before Mr. Chambers in this book has apparently been one highly congenial to him. His way of marshalling the evidence for and against a theory is always admirably clear, logical and intelligent. Some of his elaborate pieces of criticism are masterly, as the section Schücking on the Date of Beowulf (p. 322 ff.), which shows a good deal of resemblance to Liebermann's article (of which it is of course independent), or Beowulf and the Archæologists (p. 345 ff.), which seems to prove definitely that no conclusions can be drawn from the antiquities in Beowulf as to a Scandinavian origin of the *poem*, and which contains extremely useful archæological material, which has not, I think, been hitherto generally known.

In Ch. I (pp. 2—13) and in the Appendix (pp. 333—345) Mr. Chambers deals fully with the question of the nationality of the Geatas. In this discussion the philological side is elaborated in a skilful and convincing manner, and I do not see that that part of the argument could be bettered. But the historical and geographical side is not equally convincing. Some of the arguments will hardly hold water, or will at any rate not convince historians. Of course I know that the arguments brought forward have been used before. Thus

the arguments in favour of the theory that the Gautar were once a maritime people are hardly sufficient, though I do not doubt that the theory itself may be correct. The statements of Adam of Bremen and the *Heimskringla* are not satisfactory evidence. The name *Väderöarna* (cf. *Weder-Geatas*) should no longer be adduced as evidence. The established opinion that the Gautic kingdom was conquered by the Swedes in the sixth century or thereabouts may have to be revised. The question of *Beowulf's* *Geatas* has recently been taken up for discussion by the able young historian Dr. Curt Weibull¹⁾ (of Lund university), who has made the early history of Scandinavia the object of special study. He identifies the *Geatas* with the Jutes. In his opinion, the fusion of the Swedish and the Gautic kingdoms did not take place until after the Viking age proper (ab. 1000). So far from admitting that the intimate relations between the *Sweon* and *Geatas* in *Beowulf* speak in favour of identifying the latter with the Gautar, Dr. W. holds that the Swedes were in the old days in reality nearer the Jutes than the Gauts, because it was easy to reach Jutland by sea, but a long journey over land from Sweden to Gautland. I have no doubt Dr. W. considerably exaggerates the difficulty of communication between Swedes and Gauts, but at any rate the argument that the Jutes were too far off from the Swedes for the two peoples to come into frequent contact must be dropped. On the whole the historical and geographical arguments in favour of *Geatas* = *Gautar* will have to be revised.

I do not think Dr. Weibull has proved his point, but he has certainly succeeded in disposing of some of the arguments of the opposite side. Dr. Weibull fails to account for the fact that the supposed Jutes are called *Geatas*²⁾ (= *Gautar*).

¹⁾ On det svenska och det danska rikets uppkomst. *Historisk tidskrift för Skåneland*, vol. VII, pp. 300—360.

²⁾ Dr. Weibull only remarks (p. 311) that linguistic arguments are not conclusive and points out that *Geatas* is used in the O. E. translation of Bede to render Bede's *iuti*. This latter argument is reduced by Mr. Chambers to its right proportions. In a foot-note p. 314 Dr. Weibull points out the fact that in Alfred's *Orosius Gotland* is used of Jutland. This form *Gotland* has been frequently adduced by advocates of the Jute theory

So long as it has not been proved that the Jutes were Gauts, the identification of Geatas with the Swedish Gautar must in my opinion be upheld.

The Grendel story is very fully discussed, as indeed it has always received the lion's share of attention from scholars. Mr. Chambers, like the majority of modern scholars, rejects a mythological interpretation. He thinks the Beowulf-Grendel story and the Biarki story are versions of the same tale. Likewise this story is related to well-known episodes in Grettis saga. All three are connected with the folk-tale of the Bear's son. Everyone, I think, will readily admit that there is a good case for all these identifications, but the question is if they go well together. There is much similarity between the Grendel-Beowulf episode and the two Scandinavian tales, but there is not the slightest resemblance between the Scandinavian tales themselves. If it had not been for Beowulf

in favour of identification of the Geatas with Jutes. This argument, however, should be dropped.

It would be extremely remarkable if in Alfred's time Jutland should have had a name otherwise unknown in history, as the other Scandinavian territorial names mentioned are still in use or at least well evidenced in early sources: *Langaland*, *Læland*, *Falster*, *Sconeg*, *Burgenda land*, *Blecinga eg*, *Meore*, *Eowland*, *Gotland*, etc.; *Sillende* is evidenced in early sources. The solution of the difficulty was found long ago. *Gotland* is to be read *Jotland*. O. E. *g* denotes both *j* and *g*. The correct explanation has been last put forward by Björkman, *Englische Studien* XXXIX.

Chambers, *Widsith*, p. 255, says it is not quite the case that there is no philological difficulty in taking *Gotland* as Jutland; *Jotland* should have been written *Geotland*; a similar statement is found Beowulf, p. 333. I do not think this is correct. Spellings such as *goc*, *gung*, it is true, are rare, but *gung* occurs e. g. in the translation of Bede and in the Anglo-Saxon Chronicle.

Chambers's contention that Alfred would have written *Geotland*, if he meant *Jotland*, is right only on the supposition that O. E. *ge* was merely a spelling for *j*. This theory has had its advocates, but is surely untenable. Spellings such as *geong*, *geomor* may to some extent denote *jung*, *jömor*, but often at least they signify a pronunciation with a real diphthong *eo*. This is proved conclusively by M. E. forms such as *geng*, *gegebe*, *gemer* etc. (see also Luick, *Hist. Gr.* § 169). If Alfred wanted to render a Scand. form *Jotland*, he could hardly use the spelling *Geotland*, for that would be read with a diphthong *eo*. He had the choice between *Gotland* and *lotland*. Both could be misunderstood one way or the other, but for some reason Alfred preferred *Gotland*.

hardly anyone would have dreamt of comparing the Biarki and the Grettir sagas. On the other hand, the likeness between the Grendel saga and Grettis saga is so striking that it is somewhat difficult to believe the two to be independent developments from a common base. I do not see any impossibility in the theory that the Beowulf story may have been carried over to Iceland from England. There was sufficient opportunity for that.

While the mythological interpretation is rejected for the Grendel story, it is unreservedly accepted in the case of the Scaef-Scyld-Beow pedigree. A mythological background, I take it, must also be assumed for the Breca incident, which is not dealt with in the book — perhaps because it is discussed by Mr. Chambers in his *Widsith*. This latter story seems to be of a character similar to the stories of Thor's feats in *Utgarrör* (the fights with Elli and the huge cat and the drinking feat). Like some other scholars, Mr. Chambers thinks the story of Scyld's arrival in a boat was originally told of Scaef. He looks upon Scaef and Beow as old corn-divinities. This is a reasonable theory, because if Scaef is the original hero, the origin of the story may be sought in old customs connected with the cult of the last sheaf. But it is a serious objection, which is hardly satisfactorily disposed of, that the authorities that make Scaef the hero are so much later than Beowulf. In support of the theory accepted Mr. Chambers adduces *Sceafa*, the name of the king of the Longobards in *Widsith*. But surely it is very doubtful if there is any connection between *Sceafa* and Scaef. It is by no means certain that the name had the form *Scēafa*: *Scēafa* would suit the verse even better, and is a conceivable name. Moreover, in explaining Scaef (and *Sceafa*) we must not necessarily start from O. E. *scēaf* in the sense 'sheaf'. In Old Norse *skauf* means 'a tuft, a bushy tail', and cognate words frequently have meanings such as 'hair' (O. H. G. *scopf*, Goth. *skuft*, O. N. *skopt*); O. E. *scyfel* means 'a woman's head-dress'. So it is not absolutely impossible that *Sceafa* meant something like 'the man with the bushy hair', and a similar meaning might be thought of for the epithet *Scēfing*. This is not meant as a definite suggestion, but I want to lay stress on the fact that the meaning of *Sceaf* and *Sceafa* cannot be looked upon

as settled. The whole problem offers difficulties which await clearing up. A genealogy in which Beow is made the son of Sceaf 'the sheaf' is easy to understand, but it is not obvious how Scyld got in between. The often quoted story of the Abingdon monks is a slender thread to use as a connecting link.

As regards the structure of the poem, Mr. Chambers, like most recent scholars, rejects the composite theory, also in the form supported by Schücking. Likewise he refuses to accept the theory that the Christian elements are interpolated. I have no doubt that this is in the main correct. At the same time it seems to me there is now — as a natural reaction against the earlier habit of rejecting passages that did not suit interpreters — a tendency to go too far in conservatism, so that every passage in Beowulf must necessarily be looked upon as genuine. To me it seems quite plausible that there are interpolated passages also in this poem; a very probable case is, in my opinion, the passage ll. 105 ff.

Part III. deals fully with the fight at Finnsburg, and Mr. Chambers tries to piece together the original story from the episode in Beowulf and the Finnsburg fragment. He takes the Eotens, whose treachery is alluded to, to be Jutes. Finn, he suggests, is free from treachery against his Danish guests. The Frisian king, he submits, had a band of Jutish retainers, or a Jutish clan belonged to his kingdom. These Jutes committed some treacherous act, which gave rise to the fight at Finnsburg, in which Hnæf, the king of the Danes, and the son (or, sons) of Finn were killed. As Finn himself was not guilty of treachery, the Danes led by Hengest could enter his service without violating the code of honour of an ancient Germanic warrior. Mr. Chambers takes some trouble to clear the characters of Finn and Hengest. The latter is made the central figure of the poem and is held to be a tragical figure torn between the impulse and duty to avenge his slain lord and the duty of keeping his oath towards Finn. He is egged on to action by Hunlafing, a young Danish prince, who places a sword in his bosom, which he accepts. "The placing of the sword, by a prince, in the bosom of another, is a symbol of war-service. It means that Hengest has accepted obligations to a Danish lord, a Scylding, a kinsman of the dead Hnæf, and consequently that he means to break the

troth which he has sworn to Finn." He then makes a great slaughter of Jutes, but "perhaps he so far respects his oath that he leaves the simultaneous attack upon Finn to Guthlaf and Oslaf [Ordlaf]". For Finn is not mentioned as present at the slaying of Finn.

The story hangs together, but it has its vulnerable points. There is the difficulty involved by ll. 1087 f., in which it is said that the Danes were to have "healfre geweald wið Eotena bearn". The most natural interpretation is no doubt that the Danes were to enjoy the same privileges as Finn's own people. But of course there may have been something in the lost parts of the poem that might account for the stipulation that the Danes were to have the same position as the Jutes. The interpretation may on the other hand give a good meaning in l. 1145. Unfortunately, so many of the vital passages in the Finnsburg poems are obscure that even the general outlines of the story cannot be looked upon as definitely settled.

The picturesque story of the young Danish prince and the tragic conflict of Hengest strike me as somewhat fanciful. Hunlafing is supposed to be a nephew of Ordlaf and Guthlaf, mentioned in the story, and son of a hypothetical Hunlaf. All four are taken to be princes belonging to the Scylding house. This theory is based on a statement in the Icelandic *Skiöldunga saga*, in which mention is made of a Danish king Leifus and his three sons Hunleifus, Oddleifus and Gunnleifus. The combination of the same (or practically the same) names in the saga and in the Finnsburg poems is certainly remarkable, but it is hardly wise to take the late Icelandic statement too literally. There is nothing in the poem to suggest that Ordlaf and Guthlaf were anything but Danish warriors. And how could the Danish band of warriors be said to be *peodenleas*, if they had three or even four princes of the blood among them? And does not the alliteration test apply to these names? If it may be relied on, Guthlaf, Ordlaf and Hunlaf cannot have been related to each other or at any rate not brothers, and the first two cannot belong to the Scylding family. The theory of Mr. Chambers as regards the Eotens is well worthy of serious consideration, but he has somewhat

weakened his case by rather fanciful and elaborate theories concerning details in the story.

It is naturally impossible to enter upon all the various problems discussed in Mr. Chambers's book. There is no doubt it will give rise to a good deal of discussion, probably also criticism, but this I am sure the author will be the first to welcome. The book is meant as an introduction to the study of Beowulf; I have no doubt it will for a long time to come form the chief starting-point for the discussion of the old poem.

One thing will probably strike many readers of the volume. It is curious, after all the ingenuity and learning that have been spent on the old epic, how little we really know with absolute certainty about it. Except for rather periferic details, there are very few points on which scholars agree. Unfortunately it is difficult to see from what quarter fresh material calculated to throw light on all the complicated problems is to come from. The material at present available has been so frequently sifted and examined that I have not much hope it will yield a final solution, unless some fresh material is added from some unexpected source.

Lund.

Eilert Ekwall.

Handbuch der Englisch-Amerikanischen Kultur. Herausgegeben von **Wilhelm Dibelius.** Die Englische Wirtschaft von Prof. Dr. Hermann Levy. Verlag und Druck von B. G. Teubner. Leipzig. Berlin. 1922. 153 Seiten.

Mit dem vorliegenden, der modernen englischen Wirtschaft gewidmeten Bande beginnt eine encyklopädische Fassung der anglistischen Wissenschaft, deren grundsätzliche Einstellung — in einigen Leitsätzen in der Verlagsankündigung formuliert — verdient von vorne herein beachtet zu werden. Sie wird bezeichnet durch die Hinwendung von der Sprach- und Literaturwissenschaft zur Kulturwissenschaft im Sinne der Forderung des ehemaligen Kultusministers Becker von 1917 und der Grundthese der Beschliefungen des Hallenser Philologentages von 1920. Für diese Forderung ist das von Dibelius herausgegebene Handbuch als Erfüllung beabsichtigt. In ihm sollen Volkswirtschaft, Staat, Kirche, Kunst und Philosophie etc. als

gleichberechtigte Teilgebiete einer zusammenfassenden Disziplin, einer nur regional begrenzten „Auslandskunde“ behandelt werden.

Der unmittelbare praktische Nutzen dieser Zusammenfassung für alle an England irgendwie Interessierten, welchen Berufen und Ständen sie immer angehören, ist einleuchtend. An Stelle einer fachlichen Spezialisierung ist eine gegenständliche getreten. Die uns lebendig als Einheit sich darbietende Gesamtkultur des fremden Volkes ist als maßgebend für die Wissenschaft erkannt, nicht die einem sekundär abgesonderten Teilgebiet des Lebens zugewandten Spezialistenorgane. So ergibt sich dem Praktiker, der den aus dem Leben gewonnenen Anreizen zur theoretischen Belehrung folgt, die ihm nötige gegenständliche Zusammenfassung, eine Befreiung von dem früheren Zusammensuchen der Belehrung aus fachspezialistischen Einzelwerken.

Aber auch für den Forscher stellt sich aus dieser Orientierung an der Gesamtheit der Nationalkultur, als der die Disziplin abgrenzenden Kategorie, ein methodisch neues Ergebnis heraus. Aus der Ermöglichung und Erleichterung eines Überblicks über die Teilgebiete einer Fremdkultur folgt das Zusammensehen dieser, die Ineinsschau des Ganzen. Und in dieser synoptischen Betrachtung stellt sich dann alles das heraus, was hinter den einzelnen Kulturgebieten steht und in ihnen sich bekundet. Diese Synopsis zeigt sich z. B. in der jüngsten Schrift von Fehr über das „England im Zeitalter des Individualismus 1830—1880“, St. Gallen 1921, wo das Problem gestellt wird, in welchem Verhältnis der tatsächliche Zustand des Kapitalismus, seine lebendige gesellschaftliche und wirtschaftliche Auswirkung am Anfang des 19. Jahrhunderts zu der gleichzeitigen nationalökonomischen Theorie und der religiösen und geistigen Literatur stand. Fehr kommt zu der Feststellung, daß die nationalökonomischen Theoreme von Malthus, Cobden etc. den in der Wirklichkeit sich ausprägenden Individualismus bejahten und rechtfertigten, während aus den religiösen Motivationen der Oxforder Bewegung, Carlyles und in gewisser Weise auch von Dickens und der sozialen Tendenzliteratur eine Bewegung gefördert wurde, die ihn überwand. Hier ist also Gegenstand nicht mehr die Literatur im engeren Sinne, ebensowenig die Volkswirtschaftslehre,

sondern diese werden benutzt, um im Zusammenhang mit den übrigen Geistesgebieten die Entwicklung des englischen Gesamtlebens zu verstehen. — Die hinter den einzelnen Kulturgebieten stehende Ganzheit, die gegenüber der wechselnden Erscheinungsformen ihrer Manifestationen etwas Dauerndes darstellt, erweist sich nun aber bei näherem Zusehen als von wesentlich verschiedenen Fundamenten getragen. In der Ankündigung des vorliegenden Handbuches wird vor allem der Volkscharakter als dasjenige genannt, zu dessen Erforschung es selbst mit seiner Nebeneinanderstellung der einzelnen Kulturgebiete die Möglichkeit bietet. Und hiermit wird zweifellos eine Gröfse berührt, die an ihren durch den Wechsel der Epochen beharrenden Merkmalen erkennbar, nur aus der Gesamtheit der Kulturgebiete zu fassen und andererseits als sie bestimmend, zum Verständnis ihrer Struktur eine ideale Voraussetzung ist. In der Blickrichtung auf den Volkscharakter, die der Weltkrieg mit Recht auch für die Wissenschaft in den Vordergrund rückte, haben wir dann ferner einen selektiven Gesichtspunkt, der geeignet ist, aus der positivistischen Aneinanderreihung von Tatsächlichkeiten, die zur Unübersehbarkeit führt und zu einer völlig schiefen Auffassung von historischer Kausalität,¹⁾ hinüberzuleiten zu einem systematischen Verständnis der bisher und neu herausgestellten Fakten. Wie gerade die phänomenologische Methode geeignet ist, diese geisteswissenschaftliche Einordnung zu leisten, ist schon von Deutschbein mit Recht hervorgehoben²⁾ und soll von Verf. dieses Referats an anderer Stelle ebenfalls und im Einzelnen gezeigt werden. Angedeutet mag hier nur noch sein, daß außer dem Nationalcharakter, der außerhalb der Zeitgeschichte steht, selbstverständlich noch andere geschichtlich-kausal irreducible, außerhalb der Geschichte überhaupt stehende Faktoren in Betracht kommen, die den Ablauf der Geschichte eingreifend bestimmen und in ihm zu erkennen sind: z. B. der persönliche Charakter und der Rassencharakter (als die Einheit der somatisch fundierten Merkmale im Gegensatz

¹⁾ Vgl. zur Aufzeichnung eines falschen Kausalbegriffs in Quellenuntersuchungen meinen Aufsatz: Swifts Gulliver's Travels und die Curiosity-Kultur, Neophilologus, Amsterdam 1922.

²⁾ Die Hilfe, Nr. 36, 5. Okt. 1920.

zum Volkscharakter, der eine Gemeinsamkeit verschiedener Rassen sein kann).¹⁾ Ist es hier gerade das Menschlich-Singuläre, das in einem wechselvollen Ablauf des historischen Geschehens sich als dauernd behauptet, so ist es andererseits das Menschlich-Allgemeine, das in den großen religiösen und künstlerischen Genies in Erscheinung tritt und das in einem übergeschichtlichen Grunde wurzelnd sich im Medium der Geschichte entfaltet. Bei Shakespeare oder bei Rolle de Ham-pole heben sich an ihrer Gesamterscheinung die Schichten des spezifisch Englischen und des spezifisch Individuellen ab von jenen, die in das Gebiet des „Ewigen im Menschen“ ragen.

Doch wenden wir uns nun dem ersten Teil, dem uns vorliegenden des Handbuches, zu, dessen programmatische Grundsätze wir besprachen: Levy behandelt zunächst als Grundlagen der englischen Wirtschaftsentwicklung: Territorium und Volkscharakter, den Einfluss von Ideen des Puritanismus und Utilitarismus und die Besonderheiten der geschichtlichen Ausgestaltung der Wirtschaft seit Beginn des 17. Jahrhunderts. In weiteren fünf Kapiteln wird dann England als Handelsmacht, als Industriestaat, die Entwicklung seiner Landwirtschaft, seine soziale Bewegung und die neubritische Wirtschaftspolitik dargestellt; nicht nur im letzten Kapitel wird dabei stets die neuere Zeit ins Auge gefasst. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der gründlichen Behandlung der Wirtschaftsorganisationen der letzten Dezennien unter selbständiger Benutzung von Quellenmaterial (amtlichen Gutachten etc.) und scharfsinniger Heraushebung der Entwicklungstendenzen auch der Nachkriegszeit. Dieser Hauptinhalt, verbunden mit zweckmäßigen bibliographischen Hinweisen vor jedem Kapitel, macht das Buch zu einem sehr empfehlenswerten Hilfsmittel im Rahmen jenes praktischen und theoretischen Interesses, der eingangs für das Handbuch im allgemeinen abgegrenzt wurde.

Es sei mir gestattet, zum Einzelnen die folgenden Bemerkungen hinzuzufügen, die zum Teil zu den von Levy berührten Problemen Stellung nehmen, zum Teil die Bedeutung der ganzen Fülle des von L. behandelten Sachgebietes für

¹⁾ Bezgl. Volkscharakter vgl. meine Besprechung von S. B. Liljegrens Schrift „American and European in the Works of Henry James“, Engl. Studien 1922.

eine synoptische Kulturbetrachtung exemplifizieren sollen. — L. läßt dem Typus des merry old England seit der Mitte des 17. Jahrhunderts den modernen englischen „homo oeconomicus“ entgegentreten. Es ist sicherlich richtig, vom 17. Jahrh. an von einer Vorherrschaft des ökonomischen Typus zu sprechen. Dagegen scheint mir durchaus deutlich, daß die Entstehung, das prägnante geschichtliche Hervortreten dieses Typus in das 14. Jahrh. zurückreicht. Damals löst sich markant in England bereits die Geldwirtschaft von der Naturalwirtschaft, und es zeigt sich an allen seinen Symptomen der „kapitalistische Geist“, der von da an den Kampf um die Vorherrschaft nie wieder aufgegeben hat. Ich kann hier, außer durch einen Hinweis etwa auf Lipson, *The Economic History of England, The Middle Ages*, London 1915, der diese Verhältnisse schildert, dieses nicht näher begründen, den ausführlichen kultur-synoptischen Beweis werde ich an anderer Stelle bringen. Es ist jedoch nötig, diese Entwicklungstendenz intern englischer Art zu kennen, um die eigenartig starke Befruchtung des puritanischen Engländer durch den Calvinismus zu verstehen. Es bliebe eine völlig rätselhafte Angelegenheit, daß der Calvinismus, der von der Schweiz aus gleichmäßig auf Europa wirkte, gerade in England so begeistert und tief aufgenommen wurde, wenn nicht dort bereits die kapitalistisch-utilitarische Bewegung seit dem 14. Jahrh. die Disposition für die Aufnahme der kaufmännischen Erfolgsreligion geschaffen hätte. Levy scheint mir daher die Funktion der seit Cromwell nach England einwandernden kalvinistischen Flüchtlinge nicht richtig anzusetzen, wenn er von ihnen sagt (S. 16), daß sie den kapitalistischen Geist der Wirtschaftlichkeit mitbrachten und „einbürgerten“, der nach ihm (S. 5) erst im 18. Jahrh. siegte. Ihre Rolle ist nur eine Verstärkung der alten internen Tendenz. — Mit dieser Erwägung wird aber natürlich nicht der Wert der deskriptiven Analyse des Aufbaus der modernen englischen Wirtschaft durch L. eingeschränkt. Hier tritt vor allem die für England eigentümliche Verbundenheit individualistischer Wirtschaftsstruktur und Wirtschaftsprogramme auf allen ökonomischen Gebieten mit gemeinschaftsorganisatorischen Bindungen gewerkschaftlicher und schutz-zöllnerisch-imperialistischer Art klar hervor. Um aus der von

L. gebrachten großen Tatsachenmenge nur einige Hinweise auf diese beiden Pole, die die englische Wirtschaftsform noch vereinigt, zu bieten: Für die alte Neigung Englands zum individualistischen Unternehmen ist bezeichnend, daß das Gebiet der Schifffahrt, auf dem es bis in die letzten Jahre hinein konkurrenzlos gewesen ist, im Gegensatz zur organisierten Linienschifffahrt, die Tramp-Schifffahrt ist, d. h. Fahrten ohne Bindung an eine bestimmte Route, Zeitchartergeschäft. Diese Form des Betriebes „paßt sich an“, wie L. sagt, dem englischen Geschäftssinn. Sie entspricht aber darüber hinaus auch dem tradierten englischen Volkscharakter, wie er sich dem durch Heimatliebe geöffneten Blick Kiplings zeigt. Nicht zufällig ist es, daß Kipling z. B. im „Day's Work“, Bombay Edition, vol. XIII, in den zähen, unternehmungsfreudigen, abenteuernden Semannstypen dieses Zeitchartergeschäftes Repräsentanten echt englischen Wesens sieht und preist. Im letzten Grunde bleibt auch die individualistische Betriebsform in der engl. Textilindustrie, die eine Vereinigung getrennter Unternehmungen in einem Fabrikgebäude aufzuweisen pflegt, nicht allein durch Zufälligkeiten äußerer Entwicklung oder den altliberalen Zeitgeist, sondern darüber hinaus durch den Volkscharakter bestimmt. — Im Gegensatz zu dieser individualistischen Wirtschaftsweise, die sich, auch theoretisch, am klarsten im manchesterlichen Liberalismus ausgeprägt hat, stehen in England vom Anfang des 19. Jahrh. an genossenschaftliche Grundsätze und Bestrebungen, die zunächst nur einen Schutz des Einzelnen gegenüber der erdrückenden Macht des individualistischen Unternehmertums durch Koalitionsfreiheit, Arbeiterschutz, Anfänge einer gegen die bisherige Form des Grundbesitzes gerichteten Kolonisation bewirken wollten, allmählich aber, wie Levy sehr überzeugend ausführt, hintendierten auf den „genossenschaftlichen Gemein Staat“ im Sinne Sidney Webbs, eine „nationale Organisation der wirtschaftlichen Verhältnisse“ unter dem Eingreifen des Staates. Hierdurch ergibt sich die Verbeamtung des heutigen wirtschaftlichen Englands, ein Verwaltungssystem, daß L. mit der Regierung Karls I. vergleicht, wegen seiner Basierung auf Ausschüssen (Committees). — Es kommen da z. B. in Betracht die während des letzten Krieges sehr wichtig gewordenen

Shop Stewards Committees (etwa mit „Arbeiterräten“ zu übersetzen), Trade Committees, Insurance Committees, Poor Law Committees etc. — Wenn L. am Schluß auf die Wirtschaftspolitik der jüngsten Vergangenheit eingeht, so ist er sich bewußt, hier Dinge zu schildern, zu denen wir noch nicht die nötige Distanz gewonnen haben, um ein abschließendes Urteil zu fällen. Auch erschwert uns ja der noch mangelhafte Kontakt mit England den Einblick in die dortigen Verhältnisse. Daher seien die folgenden Bemerkungen nicht als ein Vorwurf sondern als eine Ergänzung der Levyschen Darstellung aufzufassen. Levy entwirft folgendes Bild (S. 124): „An die Stelle der Altliberalen im englischen Parlamente sind die Radikalen getreten, die — an ihrer Spitze Lloyd George — für eine Umformung des Wirtschaftslebens nach Gesichtspunkten sozialer Art, den Beamtenstaat, die behördliche Kontrolle des Wirtschaftslebens usw. eintraten und deren Grundsätze — vor dem Weltkriege — nur noch das Freihandelsprinzip von den alten Parteigängern, wie etwa John Bright oder Gladstone es gewesen waren, mitnahmen. Die Konservativen dagegen (Unionists) sind es heute, die an den liberalen Ideen festhalten, deren Entstehung ihre Vorfahren, vielfach bis in die 70er und 80er Jahre hinein, bekämpften. Von ihnen wird der Fortbestand des Wettbewerbsystems gefordert, freier Spielraum für den Einzelnen verlangt, die Staatseinmischung abgelehnt. So sind in den für die innere englische Wirtschaftspolitik so entscheidenden Budgetjahren 1909/10 viele hervorragende Altliberale in das Lager der Konservativen abgewandert, weil sie dort — übrigens trotz des Schutzzollprogramms — die alten Grundanschauungen besser vertreten zu sehen glaubten als im „Sozialismus“ der Linken.“ An dieser Darstellung scheint mir das Wort „heute“ bei der Formulierung der konservativen Anschauung nicht berechtigt. Es wird der Zustand vor dem Kriege geschildert. L.s Quelle ist z. B. Lord Hugh Cecil mit seiner Schrift „Conservatism“ aus dem Jahre 1912. Demgegenüber scheint mir seit dem Kriege ein starker Frontwechsel in der konservativen Partei eingetreten zu sein. Ihr Gegner steht jetzt als die Plutokratie da, die sich ihr seit 1914 als die Hauptgefahr für Regierung und Staat erwiesen hat. Und sie greift diese Herrschaft des Geldes

in der Wurzel an, aus der sie hervorgegangen ist, nämlich in den Ideen des kapitalistisch-individualistischen Bürgertums. In seinem Buche: *Tory Democracy*, London 1918, ruft Lord Bentinck darum: Zurück zu der organischen Demokratie, zu der Idee des christlichen Staates, wie sie im Mittelalter vor der Auflösung durch das individualistische Bürgertum existierte! Zurück zu einer Demokratie, die nicht auf einer mechanischen Summierung von Individuen beruht, sondern wo alle dem Ganzen und damit einander dienen! Mit dieser Formel glaubt die tory-demokratische Richtung scheinbar deshalb im Gegensatz zu stehen zu den Radicals, weil diese nur halb dem Zuge zum genossenschaftlichen Gemeinstand gefolgt wären, ganz noch nicht dem kapitalistisch-individualistischen Boden verlassen hätten. In diesem Gegensatze gegen die plutokratische Bedingtheit der Radicals versuchen sich auch jetzt, durchaus konsequent, die Tory-Demokraten mit dem genossenschaftlich gerichteten Arbeitertum zu verbünden. Nur wer diese geistige Konstellation versteht, vermag m. E. den Schlüssel zu finden zu der Stellung der führenden Persönlichkeiten im gegenwärtigen politischen Leben Englands. Scheint doch z. B. Lloyd George durch die Umgruppierung der Konservativen die innere Möglichkeit für sein bedingtes Zusammenarbeiten mit ihnen gefunden zu haben, obgleich er selbst innenpolitisch die Unentschiedenheit der Radicals widerspiegelt, während andererseits eine Persönlichkeit wie C. F. G. Masterman mit seiner Kritik am individualistisch-kapitalistischen England z. B. schon in den Büchern: *In Peril of Change*, London 1905 und *The Condition of England*, London 1911, immer deutlicher sich der Idee der organischen Demokratie zuwendet.

Marburg a. L.

Gustav Hübener.

[18. 8. 22.]

INHALT.

Seite

I. Chambers, <i>Beowulf. An Introduction to the Study of the Poem with a Discussion of the Stories of Offa and Finn (Ekwall)</i>	177
Dibelius, <i>Handbuch der Englisch-Amerikanischen Kultur. Die englische Wirtschaft von Prof. Dr. Hermann Levy (Hübener)</i>	185

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXIII. Bd.

Oktober 1922.

Nr. X.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Paul Weimann, Über den Gebrauch des Artikels im Ormulum. Ein Beitrag zur historischen Syntax des Englischen. Diss. Kiel, 1920. 58 Ss. H. Jennes, O. Scheumann, Cöpenick-Berlin.

Die Arbeit bringt eine im Allgemeinen fleißige, jedoch nicht immer vollständige Zusammenstellung über die Anwendung des bestimmten und unbestimmten Artikels im Ormulum. Weimann gelangt zu dem Resultat, daß der Artikel nur erst in wenigen Fällen ausnahmslos sich durchgesetzt hat. Vielfach ist Schwanken oder noch Artikellosigkeit festzustellen. Einen Einfluß des Altfranzösischen in syntaktischer Hinsicht lehnt W. — gegen Eienkel — mit Recht ab. Der Materialsammlung ist in den einzelnen Paragraphen ein knapper Überblick über das Verhalten des Ae. sowie der späteren Sprache auf Grund der bereits vorliegenden Arbeiten vorangestellt, der der historischen Beurteilung dienen soll. Versuche zu einer wirklichen psychologischen Durchdringung sind kaum gemacht; die Darstellung bleibt durchgehend an der Oberfläche der Tatsächlichkeit der Erscheinungen haften. Zweifellos hätte vielfach die bloße Statistik durch eingehende individuelle Betrachtungsweise belebt und das Ergebnis präzisiert werden können. Bei der Untersuchung der Einzelfälle hätte die Bedeutung des Rhythmus eingehend berücksichtigt werden müssen. Ferner hätte dem in den Notes bei Holt gebotenen Material über die Korrekturen in der Handschrift Beachtung geschenkt werden müssen. Trotz dieser Mängel behält die Arbeit ihren Wert als dankenswerte Materialsammlung. Eine weitere Er-

forschung der eigentlichen Übergangszeit wäre eine schöne Aufgabe, deren in dem Charakter der Überlieferung („Erneuerungen“) begründete Schwierigkeit indes nicht zu unterschätzen ist. — Im Verzeichnis der benutzten Literatur vermitte ich u. a.: Barbeau, *De usu articuli finiti Anglici*. Paris 1904; A. Biard, *L'article 'The' et les caractéristiques différentielles de son emploi*. Paris 1908; M. Schröter, *der bestimmte Artikel bei Flußnamen im Ne., Diss. Halle 1915*; Wallström, *Artikeln i engelske språket*, Stockholm 1881; Birger Palm, *Obestämda Artikeln vid ämnesuamn ock abstrakta i engelskan. Historik-syntaktisk undersökning*. Malmö 1916. Zu § 16, 2 vgl. die interessanten Ausführungen von Sigurd Holm, *Corrections and Additions in the Ormulum Manuscript* (Diss. Upps. 1922), p. 40—49.

Göttingen, den 13. August 1922.

Hermann M. Flasdieck.

Moore, Samuel and Knott, Thomas A., *The Elements of Old English*.
George Wahr, Ann Arbor, Michigan. 1919. 8°. 209 Ss.
Preis Doll. 1,50.

Das Buch zerfällt in zwei Teile: Die *Elementary Grammar* will in 24 Lektionen die Flexionslehre und die zu ihrem Verständnis notwendigen Tatsachen der Lautlehre vermitteln. Die *Reference Grammar* bietet einen knappen Überblick über die Laut- und Formenlehre und soll auf die umfangreicheren Grammatiken vorbereiten.

Der Benutzer des Buches muß unbedingt den Eindruck gewinnen, als ob das Ws. das Ae. schlechthin sei. Zwar beabsichtigten die Verfasser nur eine Darstellung der intern-ae. Grammatik zu geben, aber auch hierbei sollten doch stets sprachhistorische Gesichtspunkte leitend sein, und um die Grundzüge der geschichtlichen Entwicklung zu begreifen, ist vor allem Kenntnis des Angl. nötig. Die histor. Gramm. hat alle Maa. zur Darstellung zu bringen. Dadurch würde auch die historische Durchleuchtung der Tatsachen der ae. Gramm. wesentlich gefördert.

Dagegen gehört der Abschnitt, der über ganz elementare Dinge der Phonetik orientiert (z. B. stimmhafte und stimmlose Laute, Verschlusslaute und Spiranten u. ä.) nicht in eine

ae. Grammatik. Die Benutzer könnten zudem dadurch viel zu leicht verführt werden, die Phonetik lediglich als Anhängsel der histor. Gramm. zu betrachten. Ähnliche Bedenken habe ich gegen die knappe Zusammenfassung der Haupttatsachen der urgerm. Grammatik, zu deren Verständnis der Anfänger einer eindringlichen Darlegung bedarf, um zu wirklicher Klarheit zu gelangen.

Auch innerhalb des Gebotenen steht das Buch nicht ganz auf der Höhe der Forschung. In meiner ausführlicheren Besprechung in den Engl. Studien habe ich auf eine Reihe von Punkten hingewiesen, an denen die Verfasser bei einer eventuellen zweiten Auflage bessernd Hand anlegen müssen. Jedenfalls genügt das Buch den berechtigten Anforderungen des deutschen Universitätsunterrichtes nach mehr als einer Hinsicht nicht.

Göttingen.

H. M. Flasdieck.

Thurneysen, Rudolf, Die irische Helden- und Königsage bis zum siebzehnten Jahrhundert. Teil I und II. Gedruckt mit Unterstützung der Abteilung für irische Sprache der Däil Eireanu. Halle a. Saale, 1921, Max Niemeyer. XI, 708 S. 8°.

Der Verf., der durch sein Handbuch des Altirischen mit Recht an die erste Stelle der Keltologen gerückt ist, stellt hier jenem philologischen Werke ein an Bedeutung und Wert gleich wichtiges Werk auf dem Gebiete der literarischen Forschung zur Seite. Obwohl schon seit einiger Zeit alle wichtigen Sagentexte gedruckt vorliegen, hatte es noch nie jemand unternommen, Ordnung in das Chaos zu bringen und die literarische Abhängigkeit der einzelnen Versionen von einander sowie das Alter der Texte festzustellen. Dieser schwierigen Aufgabe hat sich Th. mit ebensoviel Ausdauer wie Glück unterzogen und dem Keltologen ein Textbuch der irischen Literatur geschaffen, eine gefestigte Grundlage, auf der weitere Detailforschung aufzubauen im Stande sein wird. Dem Aufsehenstehenden gibt es ein zuverlässiges Bild von der Reichhaltigkeit und dem Stoff der irischen Sagenliteratur.

In philologischer Hinsicht ist somit ein Meisterwerk ersten Ranges geschaffen worden. Nur der Sagen- und vergleichende

Literaturforscher wird gelegentlich anderer Meinung sein und sich mit der Ansicht, daß abweichende oder erweiterte Versionen ihre Gestalt der „Erfindung“ eines Schreibers verdanken sollen, nicht zufrieden geben. Mit einer solch mechanischen Erklärung wird man sehr vorsichtig sein müssen und es geht z. B. nicht an, die Geschichte vom Tode des Fergus (S. 575) als rein literarische, aus anderen Sagen geschöpfte Kompilation zu erklären, da die Analogie zum Tode Baldrs allzu deutlich alte Überlieferung verrät.

Derartige Ausstellungen tun aber dem Werte des Buches keinen Abbruch, da es jedem Sagenforscher ebenso unentbehrlich sein wird, wie sein Handbuch des Altirischen dem Sprachforscher.

Daß die irische Regierung dem Verf. einen namhaften Beitrag zu den Druckkosten gewährt hat, ist um so anerkennungswerter, als sich damals Irland in einem Kampf auf Leben und Tod befand; kaum ein anderes Volk würde zu einer solchen Zeit Geld für wissenschaftliche Forschungen eines Ausländers zur Verfügung gestellt haben.

Berlin.

J. Pokorny.

Die englischen Quellen der Philosophie Miltons und verwandtes Denken.

Die Philosophie Miltons ist lange Zeit von der eigentlichen fachlichen Forschung unbeachtet, oder beinahe so, geblieben. Was in dieser Hinsicht z. B. von Masson geleistet worden ist, soll natürlich nicht verkannt werden, aber es ist ohne Weiteres klar, daß das Denken Miltons seinem Biographen nur einer der vielen Fäden gewesen, die zu verfolgen er bemüht war; daß er unzureichend befähigt zu dieser Aufgabe gewesen und vielfach darauf sich beschränken mußte, das Material für eine gründliche Untersuchung zusammentragen zu helfen.

Eine solche eingehende Untersuchung dürfte mit Saurats *La Pensée de Milton* vorliegen, wovon im Beibl. ausführlich gesprochen worden ist. Das große und scharfsinnige Werk Saurats war aber hauptsächlich darauf abgesehen, erst das System Miltons aus seinen verschiedenen Werken zusammenzustellen, einen Überblick und zugleich eine feste, durchge-

arbeitete Grundlage für den weiteren Ausbau zu gewinnen, weshalb zeitgenössisches oder früheres Denken nicht erschöpfend berücksichtigt werden konnte. Das in dieser Weise Versäumte hat aber Saurat sogleich nachzuholen begonnen, und er hat schon wenige Monate nach dem Erscheinen seines großen Werkes in *La Revue Germanique* einen Aufsatz veröffentlicht über *les Sources Anglaises de la Pensée de Milton*, dem in kurzer Zeit ein zweiter Artikel über Milton und die Kabbala folgen soll.

Die Überschrift des Aufsatzes ist irreführend, in so weit man eine Auseinandersetzung von Miltons Verhältnis überhaupt zum zeitgenössischen englischen Denken erwartet. Seiner Methode getreu, einen Teil nach dem andern der Gesamtaufgabe zu umgrenzen und sorgfältig durcharbeiten, hat Saurat eine bestimmte gedankliche Strömung des 17. Jahrhunderts, die der wenig bekannten Mortalisten, ins Auge gefaßt und ist dabei zu Ergebnissen gekommen, die sehr wichtig sind, nicht nur für unsre Auffassung von Milton, sondern auch für unsre Kenntnis der englischen Gedankenwelt der bezüglichen Zeit im übrigen.

Die Mortalisten sind bekannt hauptsächlich durch die Schrift *Man's Mortality*, von der man Abdrucke oder Ausgaben datiert 1643, 1644, 1655 und 1675 kennt. Diese Abdrucke hat Saurat einer eingehenden Prüfung unterzogen, wobei es sich erstens herausgestellt hat, daß schon 1644 eine Neuauflage nötig wurde, was von einer gewissen Popularität des Buches zu sprechen scheint; daß weiter die Ausgabe von 1655 einen völlig revidierten und neu ausgebauten Text bietet, was dem Forscher es ermöglicht hat, die genauen gedanklichen Beziehungen zwischen Milton und den Mortalisten festzustellen. Übrigens ist man schon dessen mehr oder minder gewiß, daß Milton dem mutmaßlichen Verfasser von *Man's Mortality*, Richard Overton, und den übrigen führenden Mortalisten nahe getreten ist. Overton war der Freund John Lilburnes und zugleich einer der Urheber der Levellers-Sekte, die Cromwell und seinem Kreis so viel Kummer verursachte. Über gewisse von diesen Verhältnissen hatte sogar Milton in seiner Eigenschaft als Staatssekretär, Staatszensor und Staatspamphletist zugleich Bericht zu erstatten.

Viel interessanter als diese rein äußeren Beziehungen sind die aus einer Vergleichung der verschiedenen Auflagen von *Man's Mortality* erhellenden. Saurats Untersuchung der ersten Ausgaben, 1643—44, stellt fest, daß Milton um diese Zeit noch nicht die charakteristischen Ansichten der Mortalisten sich angeeignet, daß er aber später, durch Studium der Schrift und durch Diskussion mit den ihm persönlich bekannten Vertretern dieser Sekte, von der Richtigkeit ihrer Auffassung überzeugt worden ist. Weiteres Heranziehen der späteren Ausgaben — von 1655 und der damit identischen von 1675 — macht es wahrscheinlich, daß die Diskussion mit Milton an dem Verfasser oder den Verfassern von *Man's Mortality* nicht spurlos vorübergegangen, sondern modifizierend auf die spätere Textrevision gewirkt hat. Das von Saurat dargebotene Material an Parallelstellen und identischen Gedanken aus den bezüglichen Schriften berechtigt offenbar seine zusammenfassenden Thesen, 1. daß die Gedanken in der ersten Ausgabe von *Man's Mortality* sich später bei Milton, besonders in seinem *De Doctrina Christiana*, wiederfinden; 2. daß Gedanken, Ausdrücke, Zitate oder Theorien, die Milton eigentümlich, in die spätere Edition von *Man's Mortality* eingeführt worden sind.

Der Angelpunkt der fraglichen Teile von Miltons Gedankenwelt war das Problem von der Sterblichkeit oder Unsterblichkeit der Seele. Der Name *Mortalist* wurde den Anhängern der so genannten Sekte zuteil auf Grund ihres Glaubens, daß die Seele zusammen mit dem Körper sterbe. Bei einer Umschau auf diesem Gebiete der philosophischen Diskussion erinnern wir uns daran, daß die Streitfrage weder neu noch zur Zeit Miltons und der Mortalisten anderswo unbeachtet blieb. Wir sehen von der griechischen Philosophie, wo schon z. B. Sokrates dem Glauben an die persönliche Unsterblichkeit der Seele skeptisch gegenüber gestanden, wie auch vom mittelalterlichen Denken ab, wo, seit Duns Scotus, Thomisten und Scotisten, Alexandristen und Averroisten sich wegen dieser Frage tödlich gehaßt, um die Renaissance-Philosophie etwas zu beobachten, die ja in gewisser Hinsicht die nächste gedankliche Quelle für Milton und seine Zeitgenossen war. Die Renaissance sah, wie bekannt, solch ein lebhaftes Interesse für die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele entstehen, daß man erzählt, in Italien sei jeder neuantretende

Professor oder Gelehrte in der ersten Vorlesung von den Studenten aufgefordert worden, über die Seele zu sprechen. Besonders Pomponazzo, der berühmteste unter den damaligen Alexandristen, vertrat in seiner Schrift über die Unsterblichkeit der Seele (1516) den radikalsten Standpunkt dieser Richtung, die sowohl den Monopsychismus verwarf als folglich auch die Sterblichkeit des von den Averroisten geretteten Teiles der Seele behauptete. Ihm war die Unsterblichkeitslehre ursprünglich nur erfunden, damit solche Menschen, die weder durch Hoffnung auf Lohn noch Furcht vor Strafe geleitet wurden, regiert werden könnten.

Wenn Pomponazzo mit Hülfe der Lehre von der zweifachen Wahrheit seinen Standpunkt in die Philosophie hinüber zu retten versucht, *salva fide* — freilich ohne Erfolg, denn er mußte sich mit dem von Leo X. auf ihn losgehetzten Averroisten Agostino Nifo abfinden —, so hat die Frage doch keineswegs innerhalb der Kirche geruht. Über *ἐνδελέχεια* statt *ἐντελέχεια* bei Aristoteles ist z. B. Amerbach mit Melancthon auseinander geraten.

Die großen französischen Denker des Miltonschen Jahrhunderts bezeugen auch ein lebhaftes Interesse für dieses Problem. Ganz sauber herauszuschälen sind kaum die Linien bei Descartes. Sei es, daß er aus Furcht vor der Kirche seinen Standpunkt oft im Unklaren gelassen — De la Mettrie sieht ja im Seelenbegriff Descartes' eine unverhohlene Konzession an den Klerus —, sei es, daß der bei ihm nicht seltene, ausgesprochene oder involvierte, Widerspruch hier auch ohnehin bestanden hatte, so bietet doch sein System eben bezüglich der Lehre von der Seele dem Materialismus Anknüpfungspunkte in solch einem Maße, daß *L'Homme machine* als folgerechter Cartesianismus von seinem Verfasser erklärt werden konnte. Eine scharfe Auseinanderhaltung der organischen und der unorganischen Natur vermißt man bei dem französischen Rationalisten, nachdem Pflanzen und Tiere als Maschinen dargestellt worden waren; die Zustimmung Descartes' zu der Harveyschen Entdeckung von der Zirkulation des Blutes war materialistisch bedingt; seine Lehre von den Lebensgeistern steht völlig unter dem Banne seines mathematisch-physikalischen Denkens; der Tod folgt ihm nicht nur aus dem Lösen der Seele vom Körper, sondern auch aus der Zerstörung

der körperlichen Maschine selbst. Wenn man hinzufügt, daß die Tierpsychologie gerade zur Zeit Descartes' zuweilen den Tieren mehr Vernunft als den Menschen zusprach,¹⁾ so versteht man, daß es Elemente im Cartesianismus gab, die unsrer Problemstellung nicht fremd gegenüber standen.

Der Gegner Descartes', Gassendi, versucht es gar nicht zu verhehlen, daß sein eigenes Setzen eines unsterblichen Geistes ganz irrational, außerhalb seines Systems fallend, ist. Dieses System kann innerhalb seiner Grenzen nur eine materielle, atomistische Seele vertragen.

Die Kommentatoren Spinozas sind zu konträren Meinungen gekommen über seine Auffassung des Problems von der Unsterblichkeit der Seele. Wenn Camerer glaubt, Spinoza habe die Unsterblichkeit vindizieren wollen, so sind Sigwart, Pollock und andere gerade der entgegengesetzten Meinung. Es dürfte aber bei dem holländischen Philosophen eine Entwicklung vorliegen, die von seinem ausgesprochenen immortalistischen Standpunkt in *Cogitata Metaphysica* (II, c. 12), wo die Seele noch Cartesische Substanz ist, über z. B. die Schrift *De Deo* — hier ist die Seele wohl ein Modus des Attributs des Denkens geworden²⁾ — zur Etik führt, die das Wort „unsterblich“ nicht

¹⁾ Nicht Descartes selbst, der z. B. im *Discours V* sagt: 'Et ceci ne témoigne pas seulement que les bêtes ont moins de raison que les hommes, mais qu'elles n'en ont point du tout.'

²⁾ Laut *De Deo* II, Vorrede, sei die Seele die Kenntnis ihres Körpers, weshalb der Tod des Körpers die Vernichtung der Seele bedeute, insoweit diese die Kenntnis eines Körpers mit gewissen Proportionen von Bewegung und Ruhe sei. Aber die Seele bedeute mehr als Kenntnis des Körpers, sie sei zugleich ein Modus in der denkenden Substanz, weshalb sie auch diese Substanz als Gegenstand der Kenntnis und Liebe habe; und durch Vereinigung mit der denkenden Substanz könne die Seele ewig werden. Wir erinnern uns dessen, daß Kenntnis für Spinoza Vereinigung mit dem Gegenstand der Kenntnis bedeutet; die formale Essenz wird objektiv in unseren Gedanken, was auch Liebe mit einschließt als Befriedigung des *conatus* der Vernunft. Unter diesen Voraussetzungen hat Spinoza in der Kurzen Abhandlung über Gott den Satz aufgestellt, daß, wo der Gegenstand der Kenntnis und der Liebe ewig sei, müsse auch die Seele es sein. Es ist vielleicht nicht ganz ausgeschlossen, daß hinter der Spinozistischen Entwicklung Averroistische Gedankenvorgänge liegen, wo ja „der vernünftige Teil der individuellen Seele, insofern er beim Tode in die allgemeine Weltvernunft zurückfließe, als unsterblich angesehen werden müsse“ (Windelband, *Gesch. d. neu. Phil.*, I, 16). Auf dem Punkte aber,

mehr verwendet, sondern statt dessen „ewig“. Die Linien sind hier außerordentlich verwickelt, man hat das Epithet „ewig“ als bewußtes Eliminieren von Anfang sowohl als von Ende deuten wollen. Dieses Attribut ist übrigens wohl nicht der individuellen Seele beigelegt. Mit Individuation meint Spinoza offenbar Negation, was ja ewiges Sein ausschließt. Sieh hierzu auch Windelband, Op. cit. 221.

Dieselbe lose hinzugefügte Konzession an Kirche, Glauben und zarte Gemüter bei wachsender Abneigung gegenüber der Unsterblichkeitslehre, deren man Spinoza in Verdacht hat, findet man in England, wo Bacon eine *anima sensitiva* folgerecht in materialistischem Sinne angenommen, offenbar im Anschluß an antikes Denken. Die *anima rationalis* setzte er zwar aus religiösen Gründen an, hatte aber für sie keinen organischen Platz in seinem System. Robert Boyle fußte in dieser Hinsicht auf der griechischen und römischen Atomistik und legte die Richtigkeit des Descarteschen Satzes vom Zusammenhang zwischen Tod und körperlicher Zerstörung experimentell dar; dabei hatte er offenbar tiefe religiöse Bedürfnisse.

Wohin man auch sich wendet — gleichgültig ob zu Cudworths Platonistischem Behaupten der Präexistenz der Seele oder zum Materialismus Hobbes' — es ist klar, daß die Unsterblichkeitslehre mit der Renaissance praktisch stark in Fluß geraten, und daß man sich immer noch zur Zeit Miltons damit sehr viel abgab. Wir erinnern uns der Abhandlung Digbys, *A treatise declaring the operations and nature of man's soul, out of which the immortality of reasonable souls is evinced*, Paris 1644, London 1645, 1657, 1669, gleichzeitig mit *Man's Mortality*. Die Cambridger Platonisten, z. B. More und John Smith, beschäftigten sich viel mit der Unsterblichkeitslehre usw. Es lohnt die Mühe, die Bedingungen und Voraussetzungen des Miltonschen Ringens mit diesem Problem etwas näher anzusehen.

Erstens fragt man sich, ob mit dem Satze: die Seele stirbt mit dem Körper und ist bis zur Auferstehung tot, Milton dem katholischen Dogma vom Fegefeuer beikommen

wo oben Spinoza stehen geblieben, hat die Unsterblichkeit nichts zu tun mit der Geschichte des *Individuums*.

wollte. Es erhellt keineswegs unzweifelhaft aus seiner Darstellung: "for no one supposes that the souls of men are occupied from the time of death to that of resurrection in endeavours to render themselves acceptable to God in heaven; that is the employment of the present life, and its reward is not to be looked for till the second coming of Christ" (p. 283). Diese Bemerkung kann natürlich eine ganz bestimmte Destination haben, braucht es aber notwendig nicht. Die Vorstellung von einem Reiche der Toten wenigstens war aber doch nicht immer Milton so fremd gewesen, wie sie es offenbar später ward. Vor seinem dreißigsten Jahre rief er Plato in der Schattenwelt an:

"Or let my Lamp at midnight hour,
Be seen in som high lonely Towr,
When I may oft out-watch the *Bear*,
With thrice great *Hermes*, or unspear
The spirit of Plato to unfold
What Worlds, or what vast Regions hold
The immortal mind that hath forsook
Her mansion in this fleshly nook:"

(Il Penseroso vv. 85—92.)

Seine Heterodoxie in dieser Hinsicht ist also ein Resultat seiner späteren Prüfung herkömmlicher Dogmen, die in Miltons Werken die meisten Ketzereien der Zeit hineintrug.

Milton hat sich aber nicht nur gegenüber der Annahme einer unmittelbar nach dem Tode fortgesetzten Individualexistenz der Seele ablehnend verhalten. Auch der Lehre von der Präexistenz der Seele wie ihr aus den dionysischen Mythen auf Platon gekommen, z. B. von den Neuplatonikern mehr oder minder unverhehlt gehuldigt wurde,¹⁾ ist er ent-

¹⁾ Cudworth hebt immer mit dem größten Nachdruck hervor, daß Seele früher als Körper sei. Dagegen sagt er nicht ausdrücklich, daß die Individualseele schon vor dem Individualkörper existiere. Er stellt jedenfalls fest, daß sie geschaffen sei, also einen Anfang habe: "Now this Philosopher, that he may evince that Ethics, Politics and Morality are as real and substantial Things, and as truly natural as those Things which belong to Matter, he endeavours to shew that Souls and Minds do not spring secondarily out of Matter and Body, but that they are real Things in Nature, superior and antecedent to Body and Matter. His Words are these: 'These Men are all ignorant concerning the Nature of Mind and Soul, as

gegentreten. Er behauptet — gerade gegen die Meinung Cudworths —, daß die menschliche Seele von der Kraft der Materie hervorgebracht sei: "It is acknowledged by the common consent of almost all philosophers, that every *form*, to which class the human soul must be considered as belonging, is produced by the power of matter" (De Doctrina Christiana, Bohn's Ed., vol. IV, S. 193). Oder wie er es anders ausdrückt: "body up to spirit works". Vgl. auch: "Your bodies may at last turn all to spirit". Das ist diametral entgegengesetzt der Platonistischen Lehre von der Reinigung und Befreiung der Seele von der Materie und vom Körper.

An anderen Stellen leugnet er, daß Gott neue Seelen unaufhörlich schafft. Dies ist durchaus Angelegenheit des Menschen. Wie der Samen die Substanz des Körpers fortpflanzt, so übermittelt er auch die der Seele oder die Seele, denn Milton leugnet energisch jede wesentliche oder substantielle Verschiedenheit zwischen Körperlichem und Seelischem. "It would seem, therefore, that the human soul is not created daily by the immediate act of God, but propagated from father

in other Regards, so especially in respect of its Original, as it is in Order of Nature before Matter and Body, and does not result out of it; but does command it, govern it, and rule it'.

And I have in like manner in this antecedent Discourse, endeavoured to shew that Wisdom, Knowledge, Mind and Intellect, are no thin Shadows or Images of corporeal and sensible Things, nor do result secondarily out of Matter and Body, and from the Activity and Impressions thereof; but have an independent and self-subsistent Being, which in order of Nature, is before Body, all particular created Minds being but derivative Participations of one Infinite Eternal Mind, which is antecedent to all corporeal Things." (A Treatise concerning Eternal and Immutable Morality, Book IV, Ch. VI, 7.)

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß, auf den folgenden Seiten, Cudworth auf die Philosophie Descartes' hinweist als eine mustergültige Darlegung der Grenzen der Atomistik, woraus besonders klar hervorgehe, daß die Materie etwas von der Seele ganz verschiedenes sei, so daß die letztere niemals aus der ersteren verstanden werden könne. "And here we can never sufficiently applaud that antient atomical Philosophy, so successfully revived of late by Cartesius, in that it shews distinctly what Matter is, and what it can amount unto, namely, nothing else but what may be produced from meer Magnitude, Figure, Site, local Motion, and Rest; from whence it is demonstrably evident and mathematically certain, that no Cogitation can possibly arise out of the Power of Matter."

to son in a natural order" (S. 189) "man is a living being, intrinsically and properly one and individual, not compound or separable, not, according to the common opinion, made up and formed of two distinct and different natures, as of soul and body, — but that the whole man is soul, and the soul man, that is to say, a body, or substance individual, animated, sensitive, and rational;" (S. 188).

Es scheint also bezüglich der Präexistenz der Seele die Meinung Miltons zu sein, daß die Seelen weder vom Anfang an von Gott geschaffen noch später nach und nach für jedes geborene Kind, sondern der erste Mensch erhielt ein einheitliches Wesen, Körper und Seele genannt, und ihm entstammen dann alle Menschen, Körper und Seele, durch den natürlichen Vorgang der Befruchtung. Daraus folgt, daß der Tod den ganzen Menschen treffen muß, Körper und Seele. Bei der Auferstehung muß also die Partikel der Seele, wenn man es so ausdrücken darf, wieder zusammengefunden werden, ganz wie die des Körpers. Milton zitiert Euripides:

*"ὅθεν δ'ἕκαστον εἰς τὸ φῶς ἀφίκετο,
ἐνταῦθ' ἀπελθεῖν, πνεῦμα μὲν πρὸς αἰθέρα,
τὸ σῶμα δ'εἰς γῆν"*

und deutet dies etwas willkürlich folgendermaßen: "That is, every constituent part returns at dissolution to its elementary principle ..", und erklärt später: "For why should not the spirits of the elect be as easily gathered together as the smallest particles of their bodies, sometimes most widely dispersed throughout different countries" (SS. 278—9). Im Zusammenhang mit einander verstanden, berechtigen wohl diese Stellen zur Annahme, daß Milton sich die Seele als in Partikeln auflösbar vorstelle. So hat es auch Saurat aufgefaßt.

Dieses organische Einssein von Körper und Seele hat aber nicht nur zur Folge, daß der Körper sozusagen potentiell vergeistigt wird, sondern auch, daß das Seelische mehr am Wesen des Körperlichen teil hat. Die übersinnliche Welt wird Milton materiell greifbarer, der menschliche Körper ist ihm vom Anfang an, d. h. vor dem Sündenfall, unsterblich eben wie die Seele usw.¹⁾

¹⁾ Anderweitige, hierher gehörige Fragen sind von Saurat ausführlich behandelt. (La pensée de Milton S. 146 ff.)

Das Gesagte dürfte die wesentlichen Punkte einer ersten Orientierung über das Miltonsche Denken hinsichtlich des Unsterblichkeitsproblems im Zusammenhange mit zeitgenössischen Lösungsversuchen hervorheben. Miltons Grundlage war offenbar mehr theologisch als philosophisch, aber seine Methode war überwiegend rationalistisch. Alle irrationalen Elemente, die er als solche erkannte, hat er ausgeschieden. Ihm gilt kein *Credo quia absurdum*. Wo die Bibel unvernünftig spricht, muß man sie vernünftig umdeuten. Auch die naturwissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit sind nicht ohne Einwirkung auf Miltons Seelenlehre geblieben.

Wo die philosophischen Grundlagen der bezüglichen Ansichten Miltons zu suchen sind, scheint keineswegs klar. Der Rationalismus Descartes' ist wohl jedenfalls nicht unter diesen Grundlagen. Das naturwissenschaftliche Element, das Milton mit Descartes gemeinsam hat, ist wohl eher aus der englischen Atmosphäre heraus zu erklären. Saurat hat auf Fludd hingewiesen. Auch Bacon könnte hier in Betracht kommen, wiewohl ein Einfluß m. E. nicht nachzuweisen ist.

Der pantheistische Zug bei Milton wäre eine Veranlassung, die Aufmerksamkeit auf Spinoza oder Bruno zu lenken. Über den Italiener soll anderswo gehandelt werden.¹⁾ Die metaphysische Realität des Spinozistischen Systems scheint mir aber Milton gegenüber ein gutes Kriterium, um festzustellen, nicht nur ob eine Beeinflussung durch Spinoza, sondern geradezu ob Kenntnis seines Denkens von Seiten des englischen Dichters vorliege. In beiden Hinsichten dürften wir uns ablehnend zu verhalten haben. Die Verschiedenheit ist nicht nur die zwischen Philosophie und Theologie — Milton war übrigens kein reiner Theologe —, sondern auch die zwischen einem innerweltlich orientierten und einem extrem transzendental orientierten System, zwischen überwiegendem Konkretismus und die Sinnenwelt zu Gunsten einer transzendentalen Wirklichkeit eliminierender oder wenigstens verunwirklichender Abstraktion. Der starke Individualismus Miltons dürfte übrigens, trotz seinem Pantheismus, eine Spinozistische Verwischung des Individuums ausschließen. Noch mehr, die Philosophie Miltons

¹⁾ In einem Aufsatz, *La Pensée de Milton et Giordano Bruno*, in *La Revue de Littérature Comparée*.

scheint mir nicht einmal eine auf Kenntnis beruhende Stellungnahme zu Spinoza zu verraten.

Die von Saurat nachgewiesenen Beziehungen zu den Mortalisten ausgenommen, steht also nichts fest hinsichtlich bestimmter Spuren philosophischer Systeme in Miltons Unsterblichkeitstheorie. Dem Geiste nach scheint mir — auf Grund gelegentlicher Ausdrücke und des Wortlauts der Ausführungen Miltons — seine Seelenlehre mit der Aristotelischen Entelechie verwandt. Woher das auf ihn gekommen, ist kaum zu entscheiden. Milton befragt ja meist religiöse Verfasser und die Kirchenväter. Vielleicht wird Saurats Untersuchung von Miltons Verhältnis zur Kabbala hier Aufschluß geben.

Lund.

S. B. Liljegren.

Split Genitive.

Krüger, Vermischte Beiträge zur englischen Syntax, 1919, p. 31 ff. bespricht unter „Zwischenschiebung“ u. a. die als Split Genitive bekannte Erscheinung. Er sagt darüber: „Diese Einklammerung ist eine Art Vorwegnahme. Sie hat außer diesem Vorteil der Abrundung, der Stellung der wichtigsten Teile an den Anfang und Schluß der Gruppe, den, daß die nähere Bestimmung früher genannt, also dem Geiste des Hörers eher zur Verwendung geboten wird, wofür man den Nachteil, daß eng Zusammengehöriges, wenn auch nur für kurze Zeit, auseinander gerissen wird, in den Kauf zu nehmen hat.“ Als einzige Einschränkung für den Gebrauch wird die Rücksicht auf Klarheit angegeben; die denkrichtigere Ausdrucksweise sei nicht nur möglich, sondern auch üblich. Treten zu einem Substantiv mehrere andere präpositionale Verbindungen, die kein so enges Verhältnis zum regierenden Hauptwort haben, so könne keine von ihnen Anspruch auf Vortritt erheben; man ordne sie daher logisch und weiter nach ihrer Länge. — Wendt, Syntax d. hent. Engl., II, p. 83, sagt allgemeiner: „Wenn nachstehende Attribute miteinander oder mit Ergänzungen konkurrieren, so folgen sie im allgemeinen der im (vollständigen) Satz herrschenden Ordnung, soweit dieselbe für die Wortgruppe durchführbar ist. Oberstes Gesetz bleibt indessen, daß falsche oder unklare Beziehungen ausgeschlossen werden.“ — A. Schulze, E. St. 22, 259, erklärt den Split Genitive für „besonders dann beliebt, wenn der Genitiv einen näheren Zusatz hat“. — Ellinger, E. St. 23, 462, leitet die Erscheinung ab aus Analogie zur Stellung « Infinitiv + Adverb + Akkusativobjekt », wenn dieses zusammengesetzt oder durch einen Relativsatz erweitert ist. — Ihm schloß sich Eienkel, Historische Syntax¹, p. 190 f. („die adv. Best. des Regens eines analyt. Gen. tritt zwischen diese beiden, wenn der letztere von einem Relativsatz begleitet oder sonst sehr umfänglich ist oder in anderer Stellung dem Ganzen einen nicht gewollten Sinn geben

würde“) und Deutschbein, System d. neuengl. Syntax, p. 58 f., an, der die Trennung nur für möglich hält, wenn das Regens (gewöhnlich ein Verbalabstraktum) stark verbalen Charakter hat.

Alle diese Erklärungen treffen, glaube ich, nicht den Kern. Der heutige Gebrauch läßt sich auf Grund der zahlreichen Beispiele an den angeführten Stellen und meiner eigenen Beobachtungen dahin bestimmen, daß der Genitiv dann nachsteht, wenn er der schwerere Satzteil ist, zunächst der rhythmisch schwerere: *the celebrated picture by Gainsborough of the Duchess of Devonshire* (Krüger). Mindestens muß rhythmisches Gleichgewicht zwischen Einschüßel und Genitiv bestehen: *we regret the departure from among us of Doctor Alsopp* (Krüger). An die Stelle rhythmischer Schwere kann Tonschwere treten, die darauf beruht, daß der Genitiv das Wichtigste, ja, das einzig Wichtige der Mitteilung bringt. Das extremste Beispiel dafür, bei ungewöhnlicher Länge des Einschüßels, bringt Ellinger, E. St. 30, 849 ff.: *we have to announce, too, the death last week, at Wickham, Hants — wither he had gone for the benefit of his health, — of Mr. David Robinson*. Die Forderung der Klarheit (Krüger, Wendt) bleibt natürlich bestehen. Dagegen geht aus den Beispielen nicht hervor, daß das Regens stark verbalen Charakter haben muß; vgl.: *the line ... seems to be turning the flank, without knowing it, of the parliamentary forces; after an absence from Paris of nearly a fortnight* (Ellinger, *ibid.*).

Wenn die Erscheinung so ihre Grundlage im Satzrhythmus hat, liegt keine Veranlassung vor, sie mit Ellinger aus der entsprechenden Verbal-konstruktion herzuleiten, um so weniger, als nach den von Eienkel gegebenen Beispielen beide Erscheinungen mindestens gleich alt sind (a. a. O. § 64 φ und ι); das dort gegebene Beispiel für den Split Genitive führt sogar etwas weiter zurück. Beide Erscheinungen sind vielmehr aus derselben Wurzel, den satzrhythmischen Verhältnissen, die die Verlegung des schwereren Satzgliedes ans Ende fordern, entsprungen.

Hirschberg, Schl.

Walther Preusler.

II. UNTERRICHTSWESEN.

Pennsylvania. *A Glympse of the University, its History, Equipment, and Advantages with some account of its Requirements.* Philadelphia. Published by the University (*The University Bulletins*. Fourteenth Series Nr. 3. Part I).

Der Titel dieses Heftes kennzeichnet seinen Inhalt hinreichend. Es ist eine Art Prospekt, ähnlich denen, die in der guten alten Zeit bei uns z. B. von technischen Lehranstalten oder Landerziehungsheimen ausgesandt wurden, nur ist er, dem Gegenstand entsprechend, umfang- und inhaltreicher. Wer seinen Schülern eine klare Vorstellung von dem Leben und Treiben in einer amerikanischen Universität vermitteln

will, wird die obige Schrift mit Nutzen verwenden können, zumal sie die älteste Hochschule der U. S. A. behandelt und mit vielen hübschen Bildern ausgestattet ist.

Frankfurt a/M.

Max Friedrich Mann.

Lehrbuch der englischen Sprache für Lyzeen, Oberlyzeen und Studienanstalten von Dr. R. Dinkler, Anna Mittelbach und Prof. Dr. Th. Zeiger. Grammatik, verkürzte Ausgabe. B. G. Teubner, Leipzig - Berlin, 1920. 109 ss.

Im Jahrgange 1916 d. Beibl. habe ich das vier Teile umfassende engl. Unterrichtswerk aufs beste empfohlen. Insbesondere traf dies für den 3. Teil, die Grammatik, zu, von der heute eine Neubearbeitung vorliegt. Trotz der Kürzung ist die §§-Zählung dieselbe geblieben, so daß oftmals mehrere, auf S. 94 sogar 32 §§ vereinigt wurden. Andere, so 48—57, sind in eine knappere, klarere, übersichtlichere Form gegossen worden. Durchweg umweht einen der Hauch der Treffsicherheit des letztgenannten Verfassers; es erfreut das zielbewusste Ausgehen vom englischen Texte, das die Übersetzungshilfen in das Übungsbuch verweist. Letzteres mutet besonders bei den Präpositionen wohl an. Grammatische Unterweisungen, nach solch einem Lehrbuche betrieben, müssen ein Genuß sein.

Münsterberg i. Schl.

J. Mellin.

III. MITTEILUNGEN.

Angekündigte Schriften.

In Greifswald liegen fertig vor oder stehen unmittelbar vor dem Abschluß und werden in gekürztem Volldruck erscheinen die Dissertationen:

1. W. Last, Das Bahu-vr̥thi-Kompositum im Englischen (ae. me. ne.).
2. W. Eichler, Wortschatz und Wirtschaft im großbritannischen Kriegsenglisch.
3. W. Rehfeld, Der Vergleich bei Dickens.
4. K. Westendorph, Das Prinzip der Verwendung des Slang bei Dickens.

[3. 9. 22.]

I N H A L T.

	Seite
Ia. Weimann, Über den Gebrauch des Artikels im Ormulum	193
Moore and Knott, The Elements of Old English	194
Thurneysen, Die irische Helden- und Königsage bis zum siebzehnten Jahrhundert. Teil I und II (Pokorny)	195
Ib. Liljegren, Die englischen Quellen der Philosophie Miltons und verwandtes Denken	196
Preusler, Split Genitive	206
II. Pennsylvania (Mann)	207
Dinkler, Mittelbach und Zeiger, Lehrbuch der englischen Sprache. Grammatik (Mellin)	208
III. Mitteilungen: Angekündigte Schriften	208

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXIII. Bd.

November 1922.

Nr. XI.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Walt Whitman, Ich singe das Leben. Auswahl von Gedichten. Deutsche Übertragung von **Max Hayek**. Einleitender Aufsatz von **Hermann Bahr**. E. P. Tal & Co., Leipzig, Wien, Zürich 1921.

Walt Whitman, Grashalme. Neue Auswahl, deutsch von **Hans Reisiger**. S. Fischer, Berlin 1920.

Walt Whitman, Gesänge und Inschriften. Übertragen von **Gustav Landauer**. Kurt Wolff, München 1921.

Die Woge der Whitmanbegeisterung in Deutschland, die schon vor der Jahrhundertwende anhub und bei der 100. Wiederkehr des Geburtstags des Dichters (31. Mai 1819) ihre bisher stolzeste Kammhöhe erreichte, hat neuerdings drei Übersetzungen an den Strand geworfen, die zu eingehender Betrachtung auffordern. Reisiger hatte in eigenem lyrischen Schaffen Verwandtschaft mit dem großen Amerikaner bekundet, Landauer fühlte sich Whitman in seiner kosmischen Liebe, seiner Auffassung von Kameradschaft und Demokratie jüngerhaft verbunden. Befeuert wohl auch von dem als verschwistert empfundenen Fühlen der Revolutionszeit mögen sie wie Hayek an ihre Arbeit gegangen sein.

Dem Nachprüfenden wird die Arbeit von keinem von ihnen leicht gemacht. Weder Hayek, noch Landauer oder Reisiger geben darüber Auskunft, aus welchen Abteilungen der *Leaves of Grass* ihre Stücke entnommen sind. Landauer ist wenigstens in der äußeren Reihenfolge der Ordnung der Originalausgabe von Small, Maynard & Co., Boston gefolgt, während bei Hayek und Reisiger die aus den einzelnen Abteilungen gewählten

Stücke ganz durcheinanderlaufen. Macht man sich die Mühe einer planvollen Zusammenfassung, so ergibt sich, daß Hayek das Vorgedicht *Come, said my soul . . .*, den *Song of the Open Road*, *A Song of the Rolling Earth*, *Proud Music of the Storm*, *The Sleepers*, *Prayer of Columbus* ganz übertragen hat, dann die *Songs of Parting* bevorzugte (5 Beispiele und 1 Bruchstück aus *So long!*, das als selbständiges Gedicht figuriert). Dann folgen *Calamus*, *Whispers of Heavenly Death* und *Drum-Taps* (3), dann *From Noon to Starry Night*, *By the Roadside*, *Autumn Rivulets* (2), dann *Inscriptions*, *Sea-Drift*, *Children of Adam*, *Old Age Echoes* (je 1). Endlich bietet Hayek noch ein Bruchstück aus *Thou Mother with thy Equal Brood* und dem *Song of the Broad-Axe*. — Landauer hat seine Proben in erster Linie den *Inscriptions* (10) entnommen. *Calamus*, *Song of the Open Road*, *Drum-Taps* und *From Noon to Starry Night* liefern 2—3 Stücke; *Salut au Monde!*, *By the Roadside*, *Autumn Rivulets* and *Sands at Seventy* müssen sich mit einer Probe begnügen. Nirgends ist Zyklisches einmal ganz wiedergegeben. Aus *Starting from Paumanok* sind nur 11 von 19 Stücken da, aus *Salut au Monde!* nur 1 von 13, aus *Song of the Open Road* 3 von 15. Das ist, milde ausgedrückt, doch recht kurzatmig und bequem. — Demgegenüber hat Reisiger bei einer Anzahl zyklischer Gedichte die wünschenswerte Totalität gewahrt (*Salut au Monde!*, *Crossing Brooklyn Ferry*, *A Song of Joys*) und daneben aus *Calamus* (8), *Drum-Taps* (11), *Children of Adam* (9), *From Noon to Starry Night* (4), *Songs of Parting* (3), *Whispers of Heavenly Death* (5) hinreichende Proben gegeben.

Spricht hier schon Äufseres zu Ungunsten Landauers, so findet das Urteil seine Bekräftigung auch hinsichtlich der Qualität der Leistung. Sie ist nicht immer einwandfrei. Genauer Vergleich Zeile für Zeile lehrt das. Dabei soll es nicht schwer in die Wagschale fallen, daß hier und da bewußt verwandtes Kunstmittel (Stabreim!) unbeachtet bleibt, daß Mißverständlichkeiten oder leichtere Fehlgriffe vorkommen. Auf ihre Anführung sei verzichtet. Auch über Ungenauigkeiten und kleinere Nachlässigkeiten sei weiter kein Wort verloren. Wozu man aber nicht schweigen darf, das sind die an Zahl recht beträchtlichen Übersetzungsfehler, die den Text oft in Widersinn oder Sinnlosigkeit stürzen und die

man entweder auf Flüchtigkeit oder mangelnde Sprachkenntnis zurückzuführen gezwungen ist. Zum Beleg ein paar Stellen, in Klammer die Seitenzahl der Bostoner Ausgabe von 1898. In dem Gedicht *In Cabin'd Ships at Sea* wird 'the melancholy rhythm' (10) mit „das Maß der Schwermut“ übersetzt. 'The great pride of man in himself' (11) erscheint bei Landauer als „die große Pracht des Menschen in sich“!! 'Not to-day is to justify me and answer what I am for' (18) lautet bei Landauer: „Nicht heut ist's an dem, mich zu rechtfertigen und gut zu sagen (?), wer ich sei“. Die klare Zeile 'I but advance a moment only to wheel and hurry back in the darkness' (18) wird zu dem unverständlichen: „Ich trete nur kurz vor zu Schwung (!) und in Hast zurück in die Dunkelheit“. 'Leaving it to you to prove and define it, Expecting the main things from you' (18) heißt recht unklar: „der euch Beweis und Erklärung vertraut, die Hauptsache euch vermacht“. In dem Zweizeiler *To you* (18) wird 'Stranger, if you passing meet me' willkürlich mit „wenn du mich flüchtig streifst“ wiedergegeben, was zudem gar nicht in den Zusammenhang paßt. Wenn man die Stelle 'I believe these are to found their own ideal of manly love' (21) wiedergibt mit „Ich glaube, diese sollen ihr eigenes Bild männlicher Liebe finden“, so bleibt keine andere Erklärung, als daß 'to found' mit einem (hier ganz unmöglichen) 'to be found' durcheinandergeworfen wurde. 'Those being born' (24) sind nicht „die Neugeborenen“, sondern die noch Ungeborenen. Die Wiedergabe von 'I scan you with kindred eyes' (24) mit „ich banne (!) euch sanften (Verwechslung von kind und kindred!) Blicks in meine Verse“ (?) könnte recht gut von einem nicht ganz sattelfesten Sekundaner herrühren. Und überboten wird dieser Schnitzer durch den noch übleren 'the riches' (24) = „die Reichen“. Am Schluß von *Starting from Paumanok* heißt eine Zeile: 'O a word to clear one's path ahead endlessly!' (29). Ihr entspricht in der Übersetzung die Zeile „O nun ein Wort zum Weiterschreiten, zwecklos klar!“ Hier ist weder Sinn noch Konstruktion verstanden, das Ergebnis istbarer Nonsens. — Daneben gehalten ist 'undemonstrable' (29) = „beweislos“ fast verzeihlich. Das Ende von *The Base of all Metaphysics* ist ganz mißverstanden. 'I see ... See the philosophies all, Christian churches and tenets see, Yet under-

neath Socrates clearly see, and underneath Christ the divine I see, The dear love of man ...' (102). Da schreibt Landauer: „Unterirdisch aber und hell sehe ich Sokrates, und unterirdisch Christus den Göttlichen seh ich, die Liebe des Menschen ...“ Was Landauer sich wohl bei diesem „unterirdischen“ Sokrates gedacht haben mag? Wenn in dem Gedicht *I Saw in Louisiana a Live-Oak Growing* (105) von der Eiche gesagt wird: 'Without any companion it grew there uttering joyous leaves of dark green' und wenn der Übersetzer dafür sagt: „Ohne Genossen wuchs sie und äufserte immergrün dunkel und froh ihre Blätter“, so könnte man sich zwar die Neuschöpfung „äufsern“ für hervorbringen ebenfalls gefallen lassen, wie man aber „immergrün dunkel und froh Blätter äufsert“, das sich vorzustellen, ist nicht ganz einfach. Amüsant ist auch die Stelle aus *The Song of the Open Road*: 'Here is realization, Here is a man tallied — he realizes here what he has in him' (124). Ein schwieriger Fall für den Übersetzer. Was meint das Wörterbuch dazu? — Es liefert: Auf das Kerbholz geschnitten. Ratlosigkeit. Aber mit leichter Hexerei wird ihr abgeholfen. Ein s statt eines f, ein n statt eines b, eine kleine Kasusretouche, und schon lächelt das Resultat: „Hier ist der Mensch aus dem Kernholz geschnitten“!! Neben solcher Probe wirkt 'you peering' (119) = „du Starrer“ statt „Starrender“, 'low life' (215) = „niederes Leben“ statt „Leben der niederen Stände“, 'attempted to be hid' (215) = „mit Mühe zurückgedrängt“ statt „vergeblich versteckt“, 'workings' (215) = „Werke“ anstatt „Wirkungen“ fast harmlos. In *Adieu to a Soldier* (= „Leb wohl, Soldat“) heisst es 'Red battles with their slaughter, the stimulus, the strong terrific game, Spell of all brave and manly hearts' (253). Dafür sagt Landauer: „Die roten Schlachten mit ihrem Gemetzel, die Wut, das wilde, gräfsliche Spiel, Alles zeugt von tapferen, männlichen Herzen“. Was hat 'spell' mit „zeugen“ zu tun? — Noch schlimmer ist es in dem Gedichte *Turn o Libertad* (254). Dort wird die Freiheit angeredet: 'Turn from lands retrospective recording proofs of the past, From the singers that sing the trailing glories of the past'. Dafür steht bei Landauer der Galimatias: „Wende dich ab von nach hinten schauenden Ländern, die Abzüge des Gewesenen häufen, von den Sängern, die nachschleifend den Ruhm

des Gewesenen singen“. Wie man „Abzüge des Gewesenen häuft“ oder „nachschleifend Ruhm singt“, das zu sagen, wäre dem Verfasser dieser Nachdichtung wohl ebenso unmöglich gewesen wie dem unbefangenen Leser. 'Grime-faced cannoneers' (357) sind nicht Kanoniere „finsteren Blicks“, sondern „rufsgeschwärzte“; 'denouements' (370) bedeutet nicht „Schürzungen“ sondern gerade das Gegenteil. 'With tender pride' (372) heißt ebensowenig wie bei Hayek „mit zarter Pracht“, sondern „mit zärtlichem Stolz“. Zum Schluß noch die Zeile 'Like a grand procession to music of distant bugles pouring, triumphantly moving, and grander heaving in sight' (369). Sie lautet deutsch: „Wie ein gewaltiger Zug, der Musik ferner Signale zuströmend, im Siegerschritt und Herrlicheres vor Augen“ (!) und gibt ein artiges Beispiel für die Art, wie Landauer mit unverständenen Stellen fertig wird: Er macht es wie ein Schüler. Weiß er nichts, so sangt er sich etwas aus den Fingern. — Genug der Beispiele. Sie waren nötig, um das Urteil zu begründen, daß Landauers Arbeit an sehr zahlreichen Stellen nicht anders als skrupellos zu bezeichnen ist. In ihrer unbekümmert schlampigen, gelinde gesagt fingerfertigen Methode gehört sie zu jener leider nur zu weit verbreiteten Gattung von Übersetzung, die man nicht unpassend die Übersetzung des „als ob“ benennen könnte, als ob — nämlich der Übersetzer den Text verstanden hätte. Man staunt über die Kritik der Tageszeitungen, die über das Ergebnis derart fragwürdiger Übersetzerei das Füllhorn überquellenden Lobes auszugießen vermag. Man bedauert den Leser, der diese Sinnwidrigkeiten, Mißverständnisse und Vertuschungen als Whitmansche Poesie und Tiefe hinnehmen soll. Die Frage erhebt sich, wie Landauer, der doch auf literarische Reputation halten mußte, sich zu so unsolider Arbeitsweise verstehen konnte.

Landauer hat mit der Mehrzahl seiner Proben kein Neuland betreten. Das meiste, was er bietet, ist schon vor ihm von andern geboten worden. Worin also liegt der Gewinn seiner Arbeit? Er beruht in einer begrüßenswerten Neuprägung und Erfrischung des sprachlichen Ausdrucks, denen hübsche Einzelheiten gelingen, wie „ruppig“ für 'rude', „Sasse“ für 'habitant', „dwars“ für 'athwart' u. a. Daneben ist starkes Streben nach Gedrungtheit und Bändigung unverkennbar.

Landauer besaß den Sinn für das Pathos der Whitmanschen Prophetie. Was Intuition und Fähigkeit der Einfühlung erreichbar machten, ist erreicht; was Hingabe, Fleiß und Treue hätten hinzubringen müssen, fehlt. Einem an sich guten Wurf ist die Sorgfalt der Ausführung versagt geblieben. — Der einleitende Aufsatz präludiert und stimmt zum Genieße. Whitmans Schaffen wird zu verwandtem Geist und verwandten Geistern in Beziehung gesetzt. Der Aufsatz ist geschickt und, an Vieles flüchtig regend, anregend im wörtlichen Sinne.

Mit Landauer verglichen, ist Hayeks Übertragung, die zeitlich vorausgeht — Reisiger steht in der Mitte —, zweifellos die verlässlichere. Hayek war, was Landauer anscheinend unterließ, klug genug, sich bei Johannes Schlaf (Übersetzung der 'Grashalme', Reclam), dem er „reichen Dank zollt“, Rats zu holen. Indessen hätte er nicht zu betonen brauchen, daß es ihm „nicht auf Philologenarbeit ankam“ (S. 92). Man sieht ohnehin nur zu bald, daß es ihm an der wünschenswerten Akribie (worin sollte sonst die Philologenarbeit beim Übersetzen bestehen?) fehlt. Seine Behauptung, daß er aufs innigste bemüht war, dem Original in jedem Worte getreu zu sein (was anderes ist, beiläufig bemerkt, „Philologenarbeit“?), scheint mir nicht ganz berechtigt. Als Beispiel gleich das Geleitgedicht *Come, said my soul* (17). Ist es etwa „getreu“, wenn man das Wörtchen 'such' in der zweiten Zeile, das für deutliches Verständnis unerläßlich ist, einfach wegläßt oder wenn man 'I may keep on' mit „bei ihnen verweilen möge“ übersetzt? Und übertrifft die nüchterne Wiedergabe von 'the chants resuming' mit „diese Gesänge wieder vorbringen“ philologisches (= bescheidenes) Vermögen? Der Philologe hätte, um aus der Fülle verfügbarer Beispiele nur ein paar herauszugreifen, 'well grain'd manhood' (216) wohl kaum mit „wohlbenarbttes Mannestum“ wiedergegeben. Auch nicht 'for none more than you' (178) mit „für keinen größeren als dich“, und 'nothing is to be lost' (180) mit „nichts ist verloren“. Auch nicht 'drooping eyes' (326) mit „tränennden Auges“, 'truant lover' (327) mit „schweifender Geliebter“, 'weeping drops' (329) mit „klagenden Tropfen“, 'lowing cattle' (312) mit „gebeugtem Hornvieh“. Der Philologe hätte sich weder den Genitiv Plural „der Werfte“ (leider auch bei Schlaf!), noch das niedliche Femininum „deine Pré-

hude“ gestattet. Er hätte gewußt, daß das ‘native of the Mediterranean’ (330) keineswegs „der im Binnenlande geborene“ ist und daß ‘deific’ (339) nicht „vergöttlicht“, sondern „vergöttlichend“ heißt. Er hätte gewußt, daß Whitmans ‘I sing to the last’ in dem *Song at Sunset* (376) doch nicht heißen kann „ich singe dem Letzten“ — wobei dann Whitman offenbar die Rolle des Vorletzten hätte spielen müssen! —, sondern „bis zum letzten Atemzuge“. Der Philologe hätte ‘the bugle-calls of camps’ (315) zweifellos lieber etwa mit „militärischen Hornsignalen“ als mit „Stiergebrüll der Felder“ (!) wiedergegeben. Er hätte ‘I ... enter lists with thee’ (428) doch wohl lieber mit „ich trete mit dir in die Schranken“ übersetzt als „ich trage nun Verzeichnisse vor dich“ (!). Und wenn er an die Stelle der *Sleepers* gekommen wäre ‘Perfect and clean the genitals previously jetting, and perfect and clean the womb cohering’ (331), so hätte er, ehe er das mit „Vollkommen und rein zuvor das Geschlecht abwerfend und vollkommen und rein den Schoß in Einklang bringend“ (!) übertrug, sich sicher erst einmal die Frage vorgelegt: wie wirft man eigentlich Geschlecht ab und bringt dann Schoß in Einklang? Auch ohne des weiteren dichterisch oder nachdichterisch begnadet zu sein, wäre es dem Philologen nicht eingefallen, Whitmans „große, freiflutende Rede, diese majestätischen Zeilen, die wie aus dem Herzen des Weltalls wellengleich heranrollen“ (Hayek, Nachwort S. 92) durch Reime eigener Erfindung zu „verschönern“, wie das in der Übertragung von *We two Boys together Clinging* (108) geschehen ist. Ihm wäre die Wendung „laß mich deine Tränen wegtun“ etwas ledern vorgekommen. Und er hätte es wohl kaum über sein (zaghafteres) Herze gebracht, einmal zwei Drittel eines Gedichtes (*Ashes of Soldiers*) zu streichen und den Krüppel Rest gleichwohl unter dem Titel des Gesamtgedichtes herumlaufen zu lassen, ein andermal (*Song of the Broad-Axe* 5.) die ganze Einleitung zu kassieren und damit den auf bewußte Kontrastwirkung zielenden Aufbau des Gedichtes zu zerstören.

Soviel (mit Auswahl) von den wunden Punkten dieser Übersetzung, die bei einer Neuauflage zu beseitigen wären. Im Übrigen kann sich die Arbeit recht wohl sehen lassen. Der Sprachgeist des Originals ist im allgemeinen recht glück-

lich getroffen. Besonders anerkennenswert ist die Neuübertragung manches prächtigen, von den Vorgängern ignorierten Gedichtes (ich denke an *A Song of the Rolling Earth*, *Proud Music of the Storm*, *Prayer of Columbus*). Alles in allem eine respektable Leistung. — Wertsteigernd für das Buch ist der einleitende Essai über Whitman, worin Hermann Bahr erneut seine glänzende Fähigkeit beweist, in fremde Wesenheiten zu schlüpfen. Die biographische Skizze, der Umriss des menschlichen und künstlerischen Problems Whitman ist von entzückender Leichtigkeit und reich an fesselnder Analyse.

Der Übertragung Reisigers ist nur Rühmliches nachzusagen. Den groben Übersetzungsfehlern anderer Übersetzer begegnet man bei ihm nicht. Auch kleinere Versehen laufen nur selten unter. (Ein Kuriosum in Klammer: von den *Sleepers* ist unter dem Titel „Die Schläfer“ nur das 1. und 8. Gedicht des Originals zu finden, während 3 und 6 herausgetrennt sind und an weit entfernter Stelle gebracht werden. Warum?) Aber das sind Schönheitsfehler. Die majestätisch andonnernde Woge des Whitmanschen Verses zerrinnt hier nicht an den Sandbänken sprachlicher Unfähigkeit. An Fülle des Gebotenen übertrifft Reisiger sowohl Hayek wie Landauer; er hat auch in den versteckteren Buchten des Ozeans Whitman mit Glück seine Netze geworfen. Treue Sorgfalt und dichterische Kraft sind ehrfurchtsvoll in den Dienst einer fremden großen Kunst gestellt. Die Aufgabe ist meisterlich gelöst. Man steht nicht an, diese Nachdichtung für die gelungenste zu erklären; in ihr braust wahrhaft Whitmanscher Atem und Whitmanscher Rhythmus.

Frankfurt a. M.

Gustav Noll.

Handbuch der Englisch-Amerikanischen Kultur, herausgegeben von Wilhelm Dibelius.

Religiöses und kirchliches Leben in England von Otto Baumgarten. Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1922. 122 S.

Die Bedeutung der von Dibelius bei der Herausgabe seines Handbuches angewandten Grundsätze sind an dieser Stelle bei der Besprechung des von Hermann Levy verfaßten Bandes

über die englische Wirtschaft bereits gewürdigt worden. Der bekannte Theologe Baumgarten stellt sich nun nicht nur inhaltlich sondern auch schon in der äußeren Anlage der vorliegenden Schilderung durchaus auf den Boden dieser Grundsätze. Er schildert das religiöse England, nicht auf seine geschichtliche Entwicklung, auf die Abfolge und den kausalen Zusammenhang seiner kirchlichen und konfessionellen Formen eingehend, sondern seine typischen Erscheinungen heraushebend, deren Wesen beschreibend. Nach einem kurzen Abriss der englischen Kirchengeschichte ihrem äußeren Verlauf nach zeichnet B. in den ersten beiden Paragraphen den Typus der staatskirchlichen und der kleinkirchlichen Durchschnittsfrömmigkeit. Dann differenziert er diese beiden großen allgemeinen Gegensätze durch Darstellung eines hochkirchlichen, eines evangelikalen und eines breittkirchlichen Typus innerhalb des Staatskirchentums, eines methodistischen, puritanischen, lebensreformerischen, chiliastischen Typus innerhalb des Freikirchentums. Jenseits des organisierten Kirchentums scheidet B. dann noch den christlich-sozialen und den ästhetisch-religiösen Typus. Mit diesen Typen sind nicht in der Wirklichkeit ausgebildete religiöse Charaktere gemeint, sondern Idealtypen, wie sie seit Dilthey und auch schon von dem Kulturhistoriker Riehl, von Max Weber und Troeltsch angewandt wurden, Idealtypen, „die so, wie sie hier charakterisiert werden, in keinem einzelnen Exemplar restlos wiederzufinden oder aus einem einzelnen Lebensbild einfach abzulesen sind, aber doch die wesentlichen unterscheidenden Eigenschaften einer ganzen Gruppe charakteristisch zusammenfassen“ (Einführung S. 5). Die Fülle der Lebensbilder, aus denen B. diese Idealtypen herauszieht, gewinnt er erstens aus der Geschichte und zweitens vor allem aus der Dichtung. Er nennt selbst hierbei Sir Walter Scott, Dickens, Kingsley, George Eliot, Maclaren, Humphrey Ward als seine wichtigsten Quellen. In der Verschiedenartigkeit der Idealtypen aber sucht B. dann am Schluß nach dem gemeinsamen Englischen in ihnen. Und so erweist sich die ganze Untersuchung zuletzt auf den leitenden Gesichtspunkt des gesamten Handbuches hin geordnet: zum Verständnis des englischen Volkscharakters zu dienen. — Es ist unmöglich, hier mit wenigen Worten zu schildern, welche Lebendigkeit und Plastik sich in der Durch-

führung dieses Planes im einzelnen zeigt. In der Nebeneinanderstellung der verschiedenen Typen englischer Frömmigkeit gewinnen wir, zum ersten Male wohl, einen eindrucksvollen Überblick über die ganze Spannweite jedenfalls des modernen religiösen Erlebnisses dieses gerade hierin schwer durchschaubaren Inselvolkes. Durch längeren wiederholten Studienaufenthalt in England, ausgedehnte Belesenheit und ein starke religiöse Intuition voraussetzendes Wissen um die Art der verschiedenen Frömmigkeitsformen gelang es B., diese in ihren englischen Abwandlungen nicht nur äußerlich abzugrenzen, sondern auch bewundernswert weit in das Verständnis ihrer lebendigen Erscheinung einzudringen. Die vom Verf. erfüllte Bedingung für das Erfassen der Religionsformen des fremden Volkes liegt nämlich darin, daß er bei keinem seiner Typen außer Auge gelassen hat, vor allem in die absolute Sphäre allgemeinemenschlichen Gottes- und Christuserlebnisses einzudringen, und erst von dieser Tiefe her gleichsam nach aufsen hin die nationale Relativiertheit der Religion erlebenden Psychen abzugrenzen sucht. So gelangt er dann auch zuletzt dazu, die Gefahr einer zu starken Determinierung seiner religiösen Typen durch eben jene gewisse geistesgeschichtliche Epochen überdauernden Nationalgeistesformen, die wir „Volkscharakter“ nennen, glücklich zu vermeiden. Er gibt ein Hauptergebnis seines Buches in den Worten an (S. 113): „Wenn wir nun zurückblicken auf die reiche Mannigfaltigkeit englischer Frömmigkeit, so wird uns diese wohl warnen vor übereilten generellen Urteilen über englische religiöse Art. Wir werden weder den Zug zum Katholisieren, noch den zum Moralisieren, noch den zur bloßen praktischen Nutzbarkeit, noch den zum Handgreiflichen ohne weiteres für das Entscheidende erklären, da uns alsbald entgegengesetzte typische Erscheinungen in Erinnerung kommen werden.“ Wie dann B. mit besonderen Vorbehalten die als das gemeinsam Englische an den verschiedenen Frömmigkeitstypen auffallende Gebundenheit an die Bibel, den Zug zum Moralisieren, den sogenannten Utilitarismus und den ausgebildeten Formensinn in sein Bild der gesamten englischen Frömmigkeit einordnet, das ist nur andeutungsweise nicht wiederzugeben.

B.'s Bild besitzt seinen Hauptwert seiner ganzen Anlage nach in dem Aufweis der vor allem im 19. Jahrhundert — das

Mittelalter skizziert er nur historisch — lebendigen religiösen Kräfte Englands. Diese faßt er in den besprochenen Idealtypen aus der Analyse von Persönlichkeiten und Institutionen zusammen. Eine Frage, die er nicht berührt, aber zu der er anregt durch die Ermöglichung eines Überblicks über die Wesensbestandteile der vergangenen Epoche, wäre die nach dem geschichtlichen Verhältnis der geschilderten Religiositätstypen zueinander. Die Frage stellt sich, welche Frömmigkeitstypen im 19. Jahrhundert am stärksten vergangenheitsbestimmt sind, mehr durch nationale, traditionelle Formen geleitet werden, und welche ein ursprüngliches und daher auch zukunftsreiches, unmittelbar religiöses Erlebnis darstellen. Ohne die Frage nach dem absoluten Werte des Puritanismus anzuschneiden, läßt sich rein historisch im 19. Jahrhundert feststellen, daß die Welt- und Gottesauffassung Cromwells und seiner „Heiligen“ immer mehr als „Erbe“ empfunden wird, und daß gerade die kräftigen und unabhängigen Persönlichkeiten dieses Erbe nicht mehr antreten wollen. Das Gemeinsame der Rekatholisierung der Hochkirche durch Pusey und Newman, des ehrfürchtigen, „weitstrahlsinnigen“ Blickes (Goethe) der breitkirchlichen Maurice und Kingsley in die weite Gotteswelt (vgl. die treffliche Charakteristik B.'s S. 54), der Kritik Samuel Butlers am Puritanismus in seinem Roman „The Way of all Flesh“ (vgl. meinen Aufsatz über ihn, Intern. Monatsschrift, Jahrg. 1920) und der Stellungnahme und Gegensätzlichkeit sowohl von Elizabeth Barrett-Browning wie von R. L. Stevenson gegenüber ihren puritanisch gestimmten Vätern — das Gemeinsame dieser verschiedenartigen Bewegungen und Persönlichkeiten liegt in der Abwendung von dem Weltbeherrschung erstrebenden Selbstgefühl des calvinisierten Englands. Und zwar ist es mit gewissen Abwandlungen in den erwähnten Fällen (auch Ruskin gehört in seiner Weltfrömmigkeit hierher) eine nicht unreligiös bestimmte, skeptische, sondern positiv gerichtete Haltung Gott und der Welt gegenüber, die zu dieser Abwendung führt: ein Sich-schenken, ein Sich-öffnen, nicht in flach-optimistischer aber in tief-froher Demut und Ehrfurcht vor der Gotteswelt, im Gegensatz zu dem dieser Zeit als finsternste Selbstbehauptung und Weltmeisterung erscheinenden Puritanismus. Diese Haltung der Gottesweltgeöffnetheit ist zweifellos das „Neue“ des 19. Jahrhunderts im religiösen Eng-

land und als solches von den tiefsten Persönlichkeiten erlebt. Wenn wir die sich im Puritanismus bekundenden Wesenszüge des Utilitarischen und Betont-Politischen, wie es für die neuere Zeit mit Recht geschieht, als spezifisch für den englischen Volkscharakter ansehen wollen, so müssen wir jedenfalls die dem Puritanismus entgegengesetzte geschilderte Richtung als spezifisch unenglisch ansprechen. B. hat mit feiner Intuition auch z. B. an den breitkirchlichen Vertretern die tiefe Verwandtschaft dieses Frömmigkeitstypus mit den völlig unutilitarischen deutschen *homines religiosi* hervorgehoben. Wenn wir dann weiter uns fragen, wohin die neue religiöse Richtung führen wird, so läßt sich aus dem geschichtlichen Restitutionstrieb jeder starken christlichen Religiosität, die immer wieder den Anschluß sucht mit der stärksten metaphysischen Kraftquelle, der Person des Stifters, aber auch mit einem Ideal der Nachwirkung Christi in der Vergangenheit, die Prognose stellen, daß die beschriebene religiöse Haltung, geschichtlich betrachtet, eine Wiedergeburt des vorpuritanischen Englands bedeutet. Denn wenn wir von den wenigen Mystikern um 1800, etwa von Coleridge und Blake, absehen, haben wir zu den *homines religiosi* der Renaissance und vor allem des Mittelalters zurückzugehen, um den geschilderten Frömmigkeitstypus in größerer Reinheit anzutreffen. Ihre Wesensverwandtschaft mit dieser weit zurückliegenden Vergangenheit wurde von den genannten Führern, von Ruskin etwa ebenso wie von Newman, empfunden. —

Nur eine eingehende Analyse dieses skizzierten Zusammenhangs, vor allem auch der mittelalterlichen Frömmigkeit Englands, vermöchte die Frage nach der vollen religiösen Spannweite und Potenz des englischen Volkes, nach der wesentlichen und vielleicht der zeitlichen Begrenztheit seiner bisher für es allein als gültig oder als beherrschend erkannten Charakterzüge zu beantworten.

Ich möchte aber nicht den Fehler begehen, dieses Desideratum als eine Lücke des in sich abgeschlossenen inhaltsreichen und anregenden Baumgartenschen Buches erscheinen zu lassen.

Königsberg i/Pr.

Gustav Hübener.

Sigurd Holm, Corrections and Additions in the Ormulum manuscript.
XL + 117 SS. Diss. Uppsala 1922.

Die Arbeit, die noch auf eine Anregung Björkmans zurückgeht, füllt eine merkliche Lücke in der Literatur über das O. aus. So viel Anlaß zu Erörterungen Orms Schreibung gegeben hat, so ungenügend ist die Untersuchung der handschriftlichen Unterlage. Seit der Ausgabe von Holt (1878) sind 4 Jahrzehnte verstrichen, obwohl bereits Kölbing das Unzureichende dieser Ausgabe aufzeigte. (Die von Kölbing geplante Ausgabe ist leider nicht zur Ausführung gekommen.) Holm hat das MS. im Sommer 1920 durchgesehen; seine Kollation des engl. Textes verzeichnet gegen 1000 Korrekturen der Ausgabe von Holt, von denen bereits über ein Drittel von Kölbing notiert sind. Besondere Berücksichtigung haben die Nachträge am Rande erfahren, die bisher vielfach übersehen worden sind, weil sie oft weit von dem zugehörigen Text abstehen. Indes macht auch H. keinen Anspruch darauf, eine gründliche Revision des ganzen MS. zu geben.

Hinsichtlich der verschiedenen beteiligten Hände kommt H. im wesentlichen zu dem Ergebnis von White. Der Hauptteil des Autographs (S. 83) stammt vom Autor (A), dessen Werk von einem offenbar gleichzeitigen Schreiber B in etwas blasserer Tinte korrigiert ist, von dem auch etwa 200 der 250 Nachträge am Rande stammen. Die Änderungen betreffen sowohl die Form wie den Inhalt. Zu den ersteren zählen z. B. die Einführung von *wifmann* für *wimmann*, die Regelung der Flexion von *self-selfenn* und der Bildung des gen. sgl. der Feminina, die Regelung des *-n* in *a*, *na*, *mi*, *þi*, *o*, eine Reihe von Änderungen im Wortschatz wie Ersatz von *giferr* durch *gredig* und eine Anzahl stilistisch-syntaktischer Korrekturen. Eine kleine Gruppe von Korrekturen, die aus paläographischen Gründen wahrscheinlich ebenfalls von B stammen, kommt in Kap. VI zur Sprache. Die zahlreichen inhaltlichen Änderungen sind wesentlich theologischen Charakters, und lassen den Schlufs, daß der Schreiber B Orms Bruder *Wallterr* ist, ganz plausibel erscheinen, zumal B denselben Dialekt spiegelt und auch das orthographische System getreulich nachgeahmt hat. In Kap. III 'The spelling eo' ergeben sich eine Reihe von Einzelbemerkungen, die über

Bülbring hinausführen, indes für die Gesamtauffassung nicht wesentlich sein dürften. Die Nachtragung des *o* in *e[o]* stammt von späterer Hand, die Holm S. 104 als die des 4. Schreibers feststellt. B braucht ausschließlich *e*. Von den 18 Einschiebseln auf 29 Blättern gehören die meisten A, 4 der Hand B und 1 dem Schreiber C. Weniger umfangreich sind die Korrekturen von A: in Betracht kommen vermutlich nachgetragene Doppelkonsonanten, vor allem *n*, *m* und *r*, gelegentlich auch *c*, *d*, *s*, *l*. Besonders auffällig ist, daß *gh* ständig als $\frac{h}{g}$ geschrieben ist; eine ebenso konsequente Ausnahme macht *gho*, das übrigens in der ursprünglichen Fassung von v. 452 als *ho* erscheint. Selbstverständlich sind bei dem komplizierten System Orms eine ganze Reihe Schreibfehler stehen geblieben, was namentlich bei der Beurteilung der Quantitätserscheinungen mehr beachtet werden muß.¹⁾ Die dritte Hand C, die leicht von A und B zu scheiden und später ist, hat nur geringen Anteil am MS.; z. T. wiederholt sie nur die Randkorrekturen von B, um sie näher an die zugehörigen Textstellen zu bringen. Sie zeigt eine Reihe von Abweichungen von Orms System. Eine letzte Gruppe meist unbedeutender Änderungen sind einem 4. (oder mehreren) späteren Schreibern zuzuweisen; hierher gehört namentlich die Wiedereinführung des *o* in *eo*.

Die fleißige Arbeit scheint im allgemeinen recht zuverlässige Ergebnisse zu liefern, deren Verwertung ein Index erleichtert. Die Ausführungen werden durch 3 wohlgelungene Faksimiles erläutert. Hoffentlich legt Holm uns recht bald eine wirklich zuverlässige Ausgabe vor, für die allerdings eine nochmalige gründliche Durchsicht des MS. unerläßlich wäre, da in den jetzigen Ausführungen d. ö. seine Materialsammlungen nicht ausreichen. Ein zuverlässiges Glossar, das auch die Wörter des radierten Textes usw. einbegriffe, wäre eine nicht minder dankenswerte Leistung.

Zu S. 91 ist zu bemerken, daß Orms Orthographie doch wohl nicht als eine so ganz einzigartige Neuerung anzusehen

¹⁾ So wird *dæpp* Ded. 201 lediglich Schreibfehler sein; vgl. Verf. St. E. Ph. 66₁₉. Zu ibd. 25 trage ich bei dieser Gelegenheit nach, daß Kölbing stets *mast* liest. Holm (S. 93 u. Fußn. 3) findet *masst* 8522 und 10 *mast*.

ist. Aus den eindringenden Untersuchungen anderer Denkmäler haben wir die Erkenntnis gewonnen, daß diese ursprünglich in gut geregelter Orthographie geschrieben waren, deren Ursprung in den Klöstern zu suchen ist. Orm hat nichts anderes getan als die übrigen Schreiber auch, und was er an Detailausarbeitung hinzutut, artet vielfach in Pedanterie aus, ähnlich wie seine metrischen Prinzipien. Zu S. 106: Die Behauptung, daß *þatt* nach vorausgehenden Dental in C nicht zu Orms Dialekt passe, scheint mir schief. Es handelt sich bei dieser von Blackburn AJPh 3, 46 ff. behandelten Erscheinung wohl kaum um eine dial. Eigenheit, sondern nur um eine genaue satzphonetische Schreibung, die allenfalls als Charakteristikum gewisser Schreiberschulen gelten kann. Zu S. 76¹: Die Schreibung *leuness* mit u = [u] schließt die Lautung [ū] in *Saul* u. ä. kaum aus. Jedoch ist aus anderen Gründen Reichmanns Ansicht (S. 46) kaum richtig. Vgl. übrigens *hurter* > *hirrtenn* (Lambertz § 69). Zu S. 94: *wreg-henn* 2889, 17843 neben sonstigem *wregenn* ist kaum Schreibfehler, sondern diese Doppelformigkeit ist lautlich, und historisch begründet in der Natur des ursprünglich folgenden Vokals. Zu S. 19¹: *bilefedd* stellt kaum die regelrechte Form zu ae. *belæfan* dar; e muß analogisch erklärt werden. S. 77 Z. 4 füge *are* ein.

Göttingen.

Hermann M. Flasdieck.

Ernst A. Kock, *Plain Points and Puzzles*. 60 Notes on Old English Poetry. Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1. Bd. 17. Nr. 7. [1922]. 26 Ss.

Kock beschäftigt sich in diesem Beitrag hauptsächlich mit der a.e. Genesis, auf die 35 der Erörterungen entfallen. Ferner haben Crist, Daniel, Exodus und Gnom. Exon. stärkere Berücksichtigung gefunden. Wie in früheren Arbeiten, insbes. neuestens *Fornjermansk forskning* (Lund 1922), richtet Kock sein Hauptaugenmerk auf Parallelismen. Das in den Erörterungen zu Tage tretende Streben nach konservativer Textbehandlung ist sehr anerkennenswert. Eine Reihe von Emendationen bietet manches Anregende; doch sind die Vorschläge nicht immer überzeugend.

Göttingen.

Hermann M. Flasdieck.

W. F. Bryan, *The Midland Present Plural Indicative Ending -e(n)*.
S.-A. aus *Modern Philology*, Vol. XVIII, No. 9, January
1921. 17 Ss.

Die frühesten sicheren Belege für den Gebrauch der charakteristischen mittelländischen Endung weist B. in den jüngeren Teilen der Peterborough Chronik nach; mit Recht zweifelt er den Wert der von E. M. Brown (Teil II, Seite 40 ff.) aus Ru.¹ nachgewiesenen Belege unter Hinweis auf den allgemeinen sprachlichen Charakter der Glosse an. Hauptsächlich erörtert B. in dem Aufsatz die Frage nach dem Ursprung der neuen Endung, den er in der Analogie nach der Pluralform der verba präterito-präsentia sowie der von diesen beeinflussten, wesentlich anglischen Formen sindon, earon, bidon sieht. Diese von B. vorgetragene Erklärung ist bereits von O. P. Behm in der von Bryan nirgends erwähnten Abhandlung 'The Language of the later part of the Peterborough Chronicle', Diss. Upsala 1884, p. 66, vorgeschlagen worden. Zur Erklärung sind m. E. beide Faktoren, die von B. so energisch verfochtene Analogie nach den verba präterito-präsentia sowie die bisher gewöhnlich angezogene Übertragung vom Optativ und vom Präteritum zu berücksichtigen, was bei B. zwar angedeutet (Seite 466), jedoch nicht genügend stark betont wird.

Göttingen, 15. Aug. 1922. Hermann M. Flasdieck.

[6. 10. 22.]

INHALT.

	Seite
I. Whitman, Ich singe das Leben. Auswahl von Gedichten. Deutsche Übertragung von Max Hayek. Einleitender Aufsatz von Hermann Bahr	209
Whitman, Grashalme. Neue Auswahl, deutsch von Hans Beisiger	
Whitman, Gesänge und Inschriften. Übertragen von Gustav Landauer	
Handbuch der Englisch-Amerikanischen Kultur, herausgegeben von Wil- helm Dibelius. — Religiöses und kirchliches Leben in England von Otto Baumgarten (Hübener)	216
Holm, Corrections and Additions in the Ormulum manu- script	221
Kock, Plain Points and Puzzles	
Bryan, The Midland Present Plural Indicative Ending -e(n)	

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen

über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXIII. Bd.

Dezember 1922.

Nr. XII.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

John Edwin Wells, Professor of English in Connecticut College, **A Manual of the Writings in Middle English 1050—1400**. Published under the Auspices of the Connecticut Academy of Arts and Sciences. New Haven, Yale University Press 1916. XV + 941 Ss. Dazu: First Supplement: Additions and Modifications to September 1918. 1920. S. 947—1037. Preis \$ 5,50.

Das vorliegende Handbuch des m. Schrifttums ist eine recht gründliche und gediegene Leistung, die fortan eine der Grundlagen für alle Arbeiten auf dem behandelten Gebiet bilden wird. Mit großer Umsicht und staunenswertem Fleiß hat Wells alle gedruckt vorliegenden Denkmäler der Epoche zusammengetragen und die einschlägige Literatur verzeichnet. Nicht nur die umfangreichen Werke von künstlerischer Bedeutung sind berücksichtigt, sondern auch die kleinsten Stücke der Überlieferung haben Aufnahme und liebevolle Beachtung gefunden; selbst Glossen, Urkunden u. ä. sind berücksichtigt. Dieser gewaltige Stoff wird in 16 Kapiteln, die sich aus der stofflichen Zusammengehörigkeit ergeben, vorgeführt: I. Romances. II. Tales. III. Chronicles. IV. Works dealing with contemporary conditions. V. Homilies and legends. VI. Works of religious information and instruction. VII. Proverbs and precepts, and monitory pieces. VIII. Translations and paraphrases of the Bible, and commentaries. IX. Dialogues, debates, catechisms. X. Science, information, documents. XI. Rolle and his followers. XII. Wycliffe and his followers. XIII. Pieces

lyrical in impulse or in form. XIV. Dramatic pieces. XV. The Pearl Poet; Gower. XVI. Chaucer. Man sieht, die Kapitel stehen etwas willkürlich nebeneinander. Merkwürdigerweise ist so der Gaweindichter vom Dichter der Perle usw. weit getrennt, und letzterer mit Gower zusammen behandelt. Ebenso ist die Trennung Wycliffes von der Bibelübersetzung kaum sehr glücklich zu nennen. Wells verzichtet bewußt darauf, das allmähliche Anschwellen des breiten Stromes der me. Literatur darzustellen. Ist somit die einzig richtige wissenschaftliche Einstellung für eine Beurteilung der Literatur vergangener Epochen nicht gewählt und ein klarer Durchblick nicht ermöglicht, so hat W. jedoch die denkbar beste Vorarbeit für eine wirkliche Geschichte der me. Literatur geleistet. Und wie hoch diese Vorarbeit zu bewerten ist, wird jeder ermessen, der sich nur irgendwie mit dem behandelten Gebiet befaßt hat. Innerhalb des gewählten Rahmens ist W. meist von überraschender Vollständigkeit, indem er die behandelten literarischen Erscheinungen in den großen stoffgeschichtlichen internationalen Zusammenhang hineinstellt. Nur wäre ab und an vielleicht eine stärkere Berücksichtigung der mhd. Literatur wünschenswert. Knapp, aber klar und übersichtlich stellt er die Ergebnisse der bisherigen Forschung objektiv zusammen; nur in wenigen Fällen gibt er seine eigene Meinung. Seine Darstellung führt stets an die Quellen heran; sie berichtet über die handschriftliche Überlieferung, über Dialekt, Zeit, Metrik, Quelle, Autor und gibt eine meist wohlgelungene künstlerische Würdigung. Leider versäumt es W. öfters, eine direkte Fühlung zwischen Text und Bibliographie herzustellen, indem er im Text die verschiedenen Ansichten in einer wissenschaftlichen Streitfrage ohne Namensnennung der Urheber vorbringt. Ebenso würde einer schnelleren Orientierung in der Bibliographie wesentlich gedient sein, wenn dort bei Zeitschriftenartikeln stets die Verfasser mitverzeichnet wären. Damit würde zugleich einer Pflicht der Gerechtigkeit und Dankbarkeit gegen vergangene Forschergenerationen Genüge getan.

Von ganz besonderem Werte für die weitere Forschung sind die recht sorgfältig ausgearbeiteten Bibliographical Notes, die die bis zum September 1915 erschienene Literatur zu-

sammenstellen. Für Kapitel XVI beschränken sie sich verständigerweise auf eine Ergänzung von Hammond's 'Chaucer'. Ein Supplementband führt das Werk auf Grund der bis zum September 1918 erschienenen Veröffentlichungen weiter, wobei namentlich aus C. Brown, A Register of ME Religious and Didactic Verse, I. Oxford 1916 (Bibliographical Soc.) reicher Nutzen gezogen wird. Die deutsche Forschung seit 1914 soll in einem neuen Supplement Berücksichtigung finden. Weitere Ergänzungen zur Bibliographie sind für die Veröffentlichung in Zeitschriften beabsichtigt. Besonders erfreulich ist die Mitteilung, daß für die Übergangszeit des 15. Jahrhunderts ein ähnliches Handbuch folgen soll.

Die Darstellung der literarhistorischen Tatsachen und Probleme, sowie die Ausarbeitung der Bibliographie sind mit gewissenhafter Sorgfalt durchgeführt, so daß hier ein recht zuverlässiges, umfassendes Handbuch vorliegt, für das jeder Anglist dem Verfasser zu Dank verpflichtet sein wird.

Bei der bisherigen Benutzung sind mir eine Reihe von kleineren Versehen und Druckfehlern aufgefallen, aber es wäre kleinlich, wollte ich sie hier aufführen, da sie der Benutzer meist ohnehin erkennen wird. Bei der Nachprüfung der Bibliographie fand ich mich vielfach angenehm enttäuscht. Einige Kleinigkeiten zur Ergänzung mögen hier Platz finden; z. T. sind diese Arbeiten erst nach Abschluß des Supplementbandes veröffentlicht: Lay of Havelok p. 763 [5]: Z. 3 ist Arch. 108₁₉₇ irrtümlich zweimal aufgeführt. Zu G. Storm E. St. 3₃₃₃ ff. vgl. auch Acad. 1880, p. 343. Ferner Gollancz Athen. 1896 no. 3603, p. 687 über schott. *ablach*. — Guy of Warwick p. 764 [6]: Vgl. auch P. Man, Gydo u. Thyrs. Diss. Jena 1909. — Sir Beues of Hamtoun p. 765 [13]: Kölbing E. St. 2₃₁₇ ist irrtümlich zweimal aufgeführt. Z. 3 v. u. lies *Stimming*, dessen letzte Publikationen zum Boeve nachzutragen sind. — Arthurian Legends p. 766: F. Puetz, Zur Geschichte der Entwicklung der A. Sage. Diss. Bonn 1892; H. Pyle, The story of King A. and his knights, L. 1903. — Sir Gawayne and the grene Knight p. 770 [31]: Zu Thomas (1883) vgl. G. Paris Rom. 13₃₇₆ ff. Zu Kittredge (1916) vgl. Ekwall E. St. 51₁₂₁ und Arch. 135₄₆₆. Zu Jackson Anglia 37₃₉₃ vgl. Jahresbericht 1913, S. 85. Ferner Jahrmann NSpr. 26: Stokes Acad.

1892³⁹⁹ und Nutt ibd. p. 425; Foster MLQ 2³³, Napier MLQ 2³². — Libeaus Desconus p. 772 [43]: Vgl. R. Bethge, Wirnt v. Grafenberg, Berl. 1881 und dazu Rohde E. St. 7¹⁵⁰; ferner Saran PBB 21²⁵³ ff., 22¹⁵¹ ff. über die Quelle des mhd. Wigalois. Vgl. auch den von F. Heuckenkamp herausgegebenen Prosaroman vom Chevalier du papegeau (Halle 1895). — Perceval p. 772: Zu Nutt (1888) sollte auf Zimmer GGA 1890⁴⁸⁸⁻⁵²⁸ u. G. Paris Rom. 1889⁵⁸⁵ ff. verwiesen werden. Vgl. ferner W. A. Henderson Athen. 1914 II^{234, 285}. — Zur Metrik des Sir Percyvelle s. jetzt F. Finsterbusch, Wien. Beitr. 49. — Sir Firumbras p. 776 [50]: Browne MLN 12⁴⁴⁶ zu v. 3555. — Octovian p. 782 [84]: Über den Privatdruck von J. J. Coneybeare und E. M. Goldsmid in den Aungervyle Society Publications wäre zu berichten; vgl. Jahresbericht 1882, 209. — Lai le Freine p. 783 [88]: Garnett AJPhil 1⁴⁹⁵ über die Lokalisierung. — Sir Orfeo p. 783 [89]: Zu Zielkes Ausgabe vgl. auch Varnhagen DLz 1881⁸⁷. — Floris and Blancheflur p. 785 [99]: Vgl. Leendertz' Ausgabe von D. van Assenedes F. ende Blancfloer, Leiden 1912. — Sir Degrevant p. 785 [100]: Zur Metrik vgl. F. Finsterbusch, Wien. Beitr. 49. — Richard Coer de Lion p. 786 [105]: Zu Brunner vgl. Arch. 134⁴⁹⁴, DLz 35²³⁷⁵, Ctbl. 65⁴⁸⁰, AB 27¹³¹. Zu Jentsch vgl. Liebermann, D. Zs. f. Geschichtsw. 1892 E 61. — Dame Siriz p. 790 [20]: E. Wolff, Unters. über d. Gesch. v. d. weinenden Hündin. Münchener Habilitationsschrift 1911; Holthausen AB 29²⁸⁴. — Peniworp of witte p. 790 [21]: E. Schröder E. St. 55⁴⁷⁴⁻⁸. — Bestiary p. 791 [24]: Vgl. auch A. Robin, The old physiologi in E. lit. Lond. 1912. — Lazamon p. 792 [3]: Zu Gillespy vgl. Binz Lbl. 40¹⁵⁵ ff. — Laurence Minot p. 797 [12]: Zu Scholle vgl. auch Brandl AfdA 11³⁵ ff. — Vision concerning P. Pl. p. 800 [51]: Zu S. 801 Abs. 2 v. u. ergänze: L. Cazamian, Etudes de psychologie littéraire, Paris 1913 passim über soziales u. religiöses Leben im 14. Jh. Ferner O. Eberhard, Der Bauernaufstand vom Jahre 1381 (A. F. 51). Zu Görnemann vgl. Arch. 134⁴⁶⁴, AB 27²⁷⁵, Lbl. 37¹⁷³, E. St. 50⁴²⁸. — Ormulum p. 804 [14]: C. A. E. Jessen, 'Om Betegnelsen af Selvlyds Tidsmaal i et Gammel-Engelsk Skrift', Tidskrift for Philologi og Pædagogik I (1860) 202 ff., vgl. auch ibd. 369 f. B. Laesecke, Ein Beitrag zur Stellung des Verbuns im O. Diss. Kiel 1917. P.

Weinmann, Über den Gebrauch des Artikels im O. Diss. Kiel 1920. Sigurd Holm, Corrections and additions to the O. MS. Diss. Upps. 1922. — Osbern Bokenam p. 808 [27]: Zu Horstmanns Ausgabe vgl. E. Schröder AfdA 9₃₉₀₋₃, Brandl Lbl. 1884₁₀₁. Auch auf Horstmann E. St. 10₁ ff. könnte hier verwiesen werden. — Juliana p. 811 [49]: Vgl. Pearce MLN 7₁₈₆. — Thomas à Becket p. 812 [55]: H. Thiemke, Die me. Th. B. legende des Gloucesterlegendars krit. hrsg. mit Einltg. Pal. 131 (1919). — Cursor Mundi p. 816 [1]: O. Strandberg, The rime-vowels of C. M. Diss. Ups. 1919. Zur Metrik vgl. Crow. Diss. Göttg. 1892 §§ 14—27. — Handlyng Synne p. 816 [2]: Vgl. Zupitza Arch. 82₂₀₆ ff. über Benutzung in den Isländzk Æventýri ed. Gering. — Azenbite of Inwyt p. 817 [4]: Textbesserungen von Stratmann E. St. 2₁₂₀. — Ancren Riwele p. 820 [40]: Joel Pahlsson, The Recluse ... jetzt vollständig. Lund 1918. — Proverbs of Alfred p. 822 [5]: Vgl. auch A. Egge, Notes on Specimens of E. E. Lond. 1887. — Erthe upon erthe p. 823 [26]: Vgl. jetzt M. Förster Arch. 138₃₉₋₆₁. — Poema Morale p. 823 [25]: Zu Lewin vgl. auch Varnhagen DLz 1882₄₃₁. Ferner sollte auf Brandl Berl. Sitz. Ber. 1908, S. 724 ff. verwiesen werden. — Genesis and Exodus p. 825 [1]: Zum Text Schumann Angl. 6 Anz. 1—32. — p. 827 [21] l. Adler Diss. Breslau 1885. — Debate between body and soul p. 829 [1]: Über frz. u. lat. Versionen vgl. Th. Batiouchkof Rom. 20 (1891) p. 1 ff., 513 ff. Zu Buchholz Erl. Beitr. VI vgl. insbes. Zupitza Arch. 85₇₈₋₈₃. Ferner Heesch, Über Sprache und Versbau des halbsächsischen Gedichtes ... Halle 1885. — Owl and Nightingale p. 831 [8]: Holthausen AB 30₂₄₂ ff. — Thrush and Nighthingale p. 831 [9]: Holthausen Anglia 43₅₂ ff. — Cuckoo and Nightingale p. 831 [12]: Zu Vollmer vgl. Arch. 103₁₇₉, AB 9₂₆₆. Ferner Liddell Acad. 1896. II. 116. — Travels of Mandeville p. 834 [31]: J. Vogels, Das Verhältnis der ital. Versionen M's zum Original. Festschrift des Adolphinums zu Mörs 1882, S. 37 ff.; Toynbee Rom. 1892₂₂₈ ff. über Benutzung in Chr. de Pisan, Livre du chemin de long estude v. 1191 ff. — On god ureisun of ure lefdi p. 854 [207]: Vgl. Brandl Berl. Sitz. Ber. 1908, p. 724 ff. — Patience p. 864 [3]: Zur Ausgabe von Gollancz vgl. Brunner Arch. 132₁₈₄, Fehr AB 26₁₀₅, MLR 9₄₀₃; zur Aus-

gabe von Bateson vgl. Arch. 129₅₁₆. Zur Textkritik: Ekwall E. St. 47₃₁₃, 49₄₈₃. Onions E. St. 47₃₁₆. — Pearl p. 864 [2]: Vgl. Brandl Berl. Sitz. Ber. 1908, p. 724 ff. Übersetzung von O. Decker Progr. Schwerin 1916, dazu Lindner E. St. 51₁₂₄. — Gower p. 865: [8]: Zu Stengel AA 64 vgl. H. Suchier Lbl. 1887₁₄₁₄. [7]: Zu Fowler vgl. Spies NPhR 1905₅₉₅; zu v. 23449 Hamilton MLN 19₅₁. [13]: Eberhard AF 51; Cook, Dante and G. Arch. 132₃₉₅. Über einige Reime Skeat Acad. 1892, no. 1035, p. 230. F. Steinhoff, Über den Gebrauch des Artikels in den engl. Werken J. G.'s Diss. Kiel 1916. — Chaucer p. 868 Language: R. Nöjd, The vocalism of Romanic words in Ch. Diss. Ups. 1919. — Readers p. 759: J. Hall, Selections from Early Middle English. I/II. Oxf. 1920. — Seven Sages p. 792 [27]: Brunner Arch. 140₁₉₉ ff.: über die Reimsprache der kent. Fassung.

Göttingen, 26. Juli 1922. Hermann M. Flasdieck.

Samuel Moore, Historical Outlines of English Phonology and Middle English Grammar. George Wahr, Ann Arbor, Michigan 1919. VII + 83 Ss. \$ 1,50.

Das Buch soll einem dreifachen Zweck dienen: der Einführung in die Chaucerlektüre, in die me. Grammatik und in die historische Grammatik. Der Verfasser beschränkt sich auf eine dürftige Zusammenstellung der wichtigsten Daten, ohne Neues zu bieten.

Die Einleitung, ein Wiederabdruck des ersten Kapitels von Moore-Knott, The Elements of Old English ringt die Hauptbegriffe der Phonetik. Im Anschluß daran werden in Teil I die ne. Laute behandelt. In Teil II wird die Sprache Chaucers mit besonderer Berücksichtigung des auslautenden -e erörtert, in Teil III die Geschichte der Laute, in Teil IV die der Formen vom Ae. bis zum Ne. In Teil V sind die wichtigsten me. Dialektkriterien zusammengestellt. Ein Anhang behandelt die me. Schreibung.

Sämtliche Kapitel behandeln nur die wichtigsten Dinge in einer meist recht äußerlichen Zusammenstellung. Man vermifft vor allem ein Kapitel über die gemeinsprachlichen Be-

wegungen im Verlauf der englischen Sprachgeschichte und über die Verschiedenheit der dialektischen Basis der ae. und ne. Schriftsprache. Sprachgeschichtliche Gesichtspunkte fehlen also ganz. Zum Vergleich werden durchgehends die ws. Entsprechungen herangezogen; nur in den unumgänglichsten Fällen wird die historische Vorstufe der mittelländ. Form erwähnt. Auch hätte über die Handhaben zur Feststellung von Chaucers Sprachgebrauch und über seine Stellung zur Sprache seiner Zeit gehandelt werden sollen.

Auf Grund einer kurzen Durchsicht habe ich folgende Einzelheiten zu bemerken:

Im Literaturverzeichnis sind die Grammatiken von Horn (1908) und Luick (1914 ff.), ferner die Arbeiten über Chaucers Sprache von Frieshammer St. E. Ph. 42 (1910) und Wild Wien. Beitr. 45 (1915) nachzutragen. — § 29. Bei *pl. thes, these* wäre die Aussprache anzugeben, vgl. Luick AB 16, 151; 16, 168; Pogatscher AB 16, 336; 17, 32. — § 25. Ch. kennt drei lange e- und o-Laute: [æ] < ēa, [ē] < e-, [ē] < ē, ēo; [ā] < ā, [ō] < o-, [ō] < ō; vgl. die Reime in *Troilus* V, 22 und dazu Morsbach Me. Gr. 147, 155 und Luick § 391 A. 4. — § 32. Zum p. pt. der st. v. vgl. P. Marquardt, *Das starke p. pt. im Me.*, Diss. Berlin 1920. — § 33. Zu *sholde* [šōldə] vgl. Morsbach Arch. 100, 71 Anm. und Wild 352. — § 34. Bei *wolde* kann [wuldə] gestrichen werden, da nicht genügend bezeugt. — § 40. Für ae. [tš] wäre besser č zu schreiben, und ċ für den palatalisierten Verschlusslaut zu reservieren. Ae. eo ist als [eo], nicht [eo] anzusetzen. Ebenso sind ē und ö geschlossen: also nicht [hēlpān], [krōp]. — § 42. Me. *arm* ist nicht die direkte Entsprechung von ae. *earm*. — § 43⁴¹. Vor *st* wurde in flektierten Formen durchgängig gekürzt; ne. [kraist] < me. *Crist* ist durch romanischen Einfluß zu erklären; vgl. Reichmann St. E. Ph. 25, 44 und Sievers Metr. Stud. IV. 1. 106. — § 43, 2. Die Entwicklung der me. Diphthongbildung ist viel zu summarisch und im Einzelnen nicht immer richtig dargestellt. — § 43⁴². Me. *oughte* geht nicht auf ae. *āhte* > *āhte* > *ōhte* zurück, sondern auf Anlehnung an das prs. *qwen* < *āgan*. — § 44, 4. Ne. [ā] in *example, chant, command, danse* usw. geht auf me. *au*, nicht *ā* zurück; vgl. Horn S. 114, Albert St. E. Ph. 63, 24. — § 44, 7. *en* > *in* ist bereits me. — § 46, 1. Der Abfall von -n

wäre genauer zu besprechen. — § 82, 1. Ae. *ȝ* ergab auch wohl im Süden in einzelnen Gebieten *ȝ*; vgl. H. C. Wyld E. St. 47, 145. — S. 75⁸⁴. Das Beispiel *efter* ist unglücklich gewählt, da hier die Analogie hineinspielt. — S. 76⁹⁰. Die Angaben über die 3. Pers. Sgl. im Mittelland sind nicht korrekt; vgl. Holmqvist, *On the history of the English present inflections*. Heidelberg 1922. — § 89, 3. Nach H. Marcus, *Die Schreibung ou in frühme. Hss.*, Diss. Berlin 1917, S. 141 f. ist die Schreibung *ou* nicht als schlechtweg aus Frankreich entlehnt zu betrachten.

Auch in der phonetischen Umschrift von C. T. Prolog v. 1—117 (S. 15 f.) sowie des ae. Textes (S. 38) wäre noch manches zu korrigieren.

Druckfehler: S. 23, Z. 4: 1. *hōli*. — S. 26, § 27: 1. *Adjectives*. — S. 39^{39 b}. Am Schlufs fehlt *r*. — Zwei Paragraphen haben die Zahl 40.

Göttingen, 15. Aug. 1922. Hermann M. Flasdieck.

Will Shakespeare. An Invention in 4 Acts. By Clemence Dane. London, W. Heinemann, 1921. 131 S. 6 s. net.

Shakespeare ist als Dramenheld zuletzt vor dem Kriege im Jahre 1910 auf der Bühne erschienen (Frank Harris, „Shakespeare and His Love“ und B. Shaw, „The Dark Lady of the Sonnets“). Dann brachte das Jahr 1921 gleich zwei Dramatisierungen der Lebens- und Kunstentwicklung des Nationaldichters. Die eine, „Shakespeare“ von Rubinstein und Bax, ist in unverkennbarer Nachfolge von John Drinkwater's „Abraham Lincoln“ in fünf „Episoden“ lockerster Struktur aufgebaut und vom Ref. im „Archiv f. d. Studium d. n. Spr. und Literaturen“ angezeigt worden: sie bringt uns trotz höchst aner kennenswerter Vertrautheit der beiden Verfasser mit dem Leben und der Zeit des Stratforders, trotz einer bis in die Sprache hinein stilvollen Milieugebung den aus Stellen und gedanklichen Tendenzen seiner Dichtung frei erschlossenen Menschen ebensowenig näher wie die Größe seiner Kunst. Sie ist keine gottbegnadete Leistung, denn sie führt nicht zu einem Schicksal hinauf.

Zum Unterschiede von diesem Stück ist das der Mifs Dane voll dichterischen Aufschwungs, der auch Ursache zu dem anfänglichen Erfolg der Aufführungen im Herbst 1921 am Shaftesbury-Theater in London gewesen sein muß, ein Erfolg, der freilich bald entschiedener Ablehnung wich. Weshalb, erkennt man aus einer knappen Analyse und aus der unbefangenen Beurteilung des naiven englischen Publikums.

Mifs Dane arbeitet mit frei erlesenen und reich erlebenden Figuren. Ihr erster Akt spielt etwa 1584 im Winter zu Stratford a. A. Der bereits dramatisch tätige junge Ehemann wird von seiner gewöhnlich denkenden und fühlenden Frau nicht verstanden, läßt sie aber auch instinktiv nicht in seine Seele Einblick nehmen. Ihre hausfrauliche Geschwätzigkeit zerrt an seinen Nerven und der Lockruf der Wandertruppe von Londoner Schauspielern, der mit Laute und Gesang ins Stübchen hereinklingt, läßt ihn, der für sein erstes Stück (welches das ist, erfahren wir nicht) schon Beziehungen in der Hauptstadt gefunden hat, hoffnungsfroh aufspringen. Anna kann trotz der Mahnungen ihrer Mutter, die namentlich das Kind im Leibe der Tochter nicht zu Schaden kommen lassen will, ihre Unruhe nicht bemeistern, ihre bösen Ahnungen, Will werde sie verlassen, nicht fortscheuchen. Der Führer der Mimen, Henslowe, den auch der Ruf von Shakespeares Liedern (!) angezogen hat, betritt das Haus, reizt Will zum Weggang nach London, verrät dabei den alle Menschen in der Umgebung der Königin, nur diese selbst nicht, unterjochenden Zauber einer dunkelhaarigen jungen Hofdame und erweckt so Annas rasende Eifersucht, die sich in Beschimpfungen Henslowes Luft macht. Die Mutter führt die Tobende mit Gewalt ab. Henslowe lockt, fast mephistophelisch, weiter — mit dem Gold, dem Ruhm, dem Leben der großen Stadt: schwach sträubt sich noch Wills eheliche Liebe, die Rücksicht auf die bevorstehende schwere Stunde der Gattin. Henslowe verläßt ihn mit der Versicherung, daß ihm die Frau, wenn sie klug sei, den Weg zum Wohlstand, der nur über London führe, nicht hemmen könne. Im Gespräch mit Anna findet Will sie bereit, mit ihm nach London zu ziehen: das schüttelt er ab, harte Worte fallen (ihr höheres Alter, ihre voreheliche Preisgabe) und die Szene steigert sich bis zur Enthüllung falscher An-

gaben über die Zeit der Kindesempfangnis, durch welche sie Will in die Ehe gezwungen. „Weil ich dich so liebte“, schluchzt sie — „Lüge!“ schäumt es aus ihm. Trotz ihrer heißen Liebesschwüre, fühlt er sich nun frei und schnürt sein Bündel. Vergeblich macht sie ihm baldige Niederkunft geltend, er glaubt nun auch das nicht mehr: da flucht sie ihrem Weibeslos und sinkt betäubt zu Boden. Wieder lockt durchs Fenster der Gesang der Komödianten „Nach London“! Henslowe steckt den Kopf herein und fragt wie zum letzten Male; Shakespeare eilt in den Oberstock, sich ganz fertig zu machen. Grauererregend drängen die Spieler in Masken und Kostümen in die Stube ans Feuer, in das Anna, von Sinnen, ihre Hand strecken will. Ein Theaterkind erzählt der Erschütterten von Orpheus und Eurydice in einem Stück, von der Höllenwanderung des alten Griechen zur Wiedergewinnung seiner Frau. Inzwischen stirbt die Glut ab und wie Schatten des Totenreiches wimmeln immer mehr Spieler im beengten Raum, während Will den Weg zur Türe sucht. Alle wollen sie von ihm, daß er ihre Geschichte erzähle, als Mautgeld fürs Hindurchgelassenwerden: Lukrezia, Ophelia, Cressida, Desdemona, Othello, Prinz Arthur, Duncan, Shylock, Caesar, Julia, Prospero, Lear u.s.f. Alle verheißten ihm, ihn bis an sein Ende nie mehr zu verlassen. Die drei Parzen weissagen Anna ihr Geschick, die zweite zeigt ihr Gesicht als das der „Dark Lady“, die dritte als das der Königin Elisabeth, die erste als das Annas selber. Diese kreischt entsetzt auf — da entweichen diese Schattenbilder, Will steht neben ihr, um Abschied zu nehmen. Das alte Lied von der Stadt London wird draussen zum Abmarsch der Truppe gesungen. Verzweifelt beschwört Anna den Gatten zu bleiben: er ist entschlossen zu gehen. Sie aber weiß, daß er nach einem Leben voller Enttäuschungen doch wieder und nur zu ihr zurückkehren wird; im kalten finstern Zimmer findet die Mutter sie allein: „Was tust du da?“ — „Ich warte!“ —

Zehn Jahre später führt uns der zweite Akt zunächst in Elisabeths Arbeitszimmer, wo die alte, aber ungebrochene Königin mit Henslowe wegen Förderung des Theaterwesens und Heranziehung bedeutender Dramatiker unterhandelt. Obwohl Shakespeare noch nichts Überraschendes geleistet hat, hält

Henslowe — und zu seiner Verwunderung auch die schier allwissende Herrscherin — große Stücke von ihm. Nur mußte man seine Leidenschaft wecken. Dazu wird Mary Fitton, die schon ihr Auge auf ihn geworfen hat, ausersehen. Elisabeth befiehlt ihr, Shakspeare zu erobern, und trotz ihrer spielerischen Neigungen zum bejahrten Grafen von Pembroke und zum Feuergeist Marlowe fügt sie sich. In einem wortspielreichen Auftritt entfaltet Mary ihre wohlgeschulte Koketterie. Dem Angebot Wills „Give and take“ weicht sie jedoch aus und reizt ihn solange, bis er eine Liebestragödie, „Romeo and Juliet“, ihr als Geschenk in den Schoß zu legen verspricht, wofür sie seine Juliet sein soll. — Nach drei Monaten hat er seine Zusage erfüllt und wir werden Zeugen der Erstaufführung des Trauerspiels in der zweiten Szene. Sie geht in einem kleinen Nebenraum der Bühne vor sich, deren Gänge und Geräusch mithineinspielen. Mary und Will schwelgen im Anhören des Beifalls, doch will sie noch nichts geben, bis das Stück mit Huldweisen der Königin zu Ende sei. Sie eilt wieder in den Zuschauerraum, während sich Will in seinem endlich erreichten Glück — „der goldene Apfel nun in meiner Hand“ — sonnt. Da erscheint Frau Hathaway aus Stratford, sucht Erinnerungen an Weib und Kind in ihm zu wecken und faßt ihn schließlich rauh an mit der Kunde, der Knabe sei todkrank und verlange fiebernd nach dem Vater. Erschüttert sagt Shakespeare zu, um Mitternacht Frau Hathaway an der Londoner Brücke zu treffen, um mit ihr heimzureisen. Doch da kommt Marlowe, ihn zur Majestät zu holen, die ihm ihre Anerkennung aussprechen will. Mary erscheint und bezeigt schon Neugier auf Marlowes Liebeswerben. Henslowe sucht verzweifelt nach Shakespeare, der helfen soll: Der Darsteller der Juliet hat sich den Arm gebrochen, und so ist der Fortgang der Vorstellung in Frage gestellt. Frischweg springt Mary in die Bresche, während Will dem Freunde Marlowe die schlechten Nachrichten aus Stratford andeutet. Mary hat ihre Aufgabe glänzend gelöst: das Haus schreit nach dem Dichter, dieser aber schickt Marlowe, den Dank für ihn einzuhelmsen: er müsse fort. Der Freund geht — und Will zweifelt an dessen Seelenfreundschaft und am eigenen Bühnendichterberuf — da überrascht ihn Mary, noch ganz

Wirbel und Glut, und umklammert Will, den Annas Stimme von ferne und der Gedanke ans sterbende Kind fruchtlos mahnen. Mitternacht ist vorbei, Eva erstickt seine letzten Gewissensregungen und vollführt ihr Werk in dieser schwülen Stunde. „Du trinkst meine Seele wie ich deinen Leib“, ruft er noch kämpfend; sie aber bloß: „Küsse mich!“

Der dritte Akt zeigt uns in Wills Zimmer diesen und Marlowe in gemeinsamer Kunstbetrachtung traut vereint; doch merken wir, daß der Freund Mary nachstellt, daß diese Wills überdrüssig geworden ist und auch er nicht mehr das rechte Verhältnis zu ihr findet. Er denkt an Stratford und den sicherlich toten Hamnet: das nagt an ihm. Als Henslowe erscheint, drückt sich Marlowe rasch, da er geschäftlich nicht gut mit ihm steht, doch leuchtet böses Gewissen aus seinem Abschied. Henslowe hat eine erfolgreiche Gastspieltour mit „Romeo“ hinter sich; er war auch in Stratford und fand Anna in teilnahmsloser Verlassenheit. Nur karge Botschaft hat sie ihm für Will mitgegeben: „Die Wälder um Stratford sind noch grün“, und — nach vielem Drängen: „Sag ihm, die Tage sind lang!“ Schließendlich mahnt Henslowe den blassen, innerlich ganz zerrissenen Will an das Stück, das er der Königin schulde — aber noch ist keine Zeile davon geschrieben. Henslowe ist bestürzt und skizziert dem Säumigen eine Umwelt ‘As we like it’ dafür — „As you like it!“ pariert Shakespeare, gibt aber keine Hoffnung, daß er es zu schreiben gedenke. Es erscheint der sehnlichst erwartete Bursche, den Will auf Botschaft zu Mary gesendet, und berichtet, sie sei in Männerkleidung nach Deptford (dem Wohnorte Marlowes) geritten. Henslowe öffnet Will die Augen über das bereits stadtbekannte Verhältnis Marys zu Marlowe und Will versteht nun erst manche Andeutung Marlowes aus dem Beginn der Szene — wie von Sinnen stürzt er hinaus. Henslowe will, schwer bekümmert, der Königin diese Verwicklung melden.

Die zweite Szene versetzt uns in einen Kreis wüster Zecher um Marlowe im Wirtshaus zu Deptford. Groteske Trinklieder werden da im Chor mit Kehrreim gesungen. Mary tritt als Bursche verkleidet ein und bleibt dann mit Kit allein. Sie ist stolz darauf, Shakespeares Herzlieb gewesen zu sein, meint aber, sie habe nun seine ganze große Seele ausgesogen.

Als sie durch Marlowes Unvorsichtigkeit erfährt, daß Will längst verheiratet sei, ist sie damit, daß sie ihn nun betrügt, völlig ausgesöhnt. Im dunkler werdenden Zimmer kosen die Liebenden, da schwingt sich Will durchs Fenster herein, tritt zwischen sie, Marlowe zückt das Messer, verfängt sich jedoch und durchbohrt sich selbst die Stirn. Entgeistert starrt Will auf den Toten, Mary mahnt in kalter Angst zur schleunigen Flucht, Annas Stimme weht herüber: „Gedenke!“ Will wirft Mary ihre Dirnenhaftigkeit vor, sie ihm, dem Verheirateten, seinen Betrug an ihr; doch ist sie fest überzeugt, daß die Königin sie töten werde, wenn sie ihr Schuld am Tode Marlowes beimessen sollte. In die Erinnerung an Marys anscheinend selbstlose Hingabe nach der Romeoaufführung mischt sich für Will wieder Annas Stimme, die von Wald und Flur daheim flüstert. Mary liebt ihn nicht mehr; sie schlüpft hinaus, singt notgedrungen noch mit den Trinkern im Vorraum, während Will des Dichterfreundes Ende tief bejammert. Mit Gewalt und List reißt ihn Henslowe, der besorgt im Auftrag Elisabeths heibegeeilt ist, endlich von der Leiche hinweg, neben der nun ein grausiges Trinklied mit „Tod“ als Refrain ertönt, denn noch ist das Sterben Kits im finstern Gemach nicht allgemein entdeckt worden.

Der vierte Akt spielt am nächsten Morgen in einem Staatssaal der Königin. Elisabeth erfährt durch eine als Kressenhändlerin wandernde Spionin vom Tode Marlowes. Sie läßt Henslowe holen und Mary für ihre Befehle bereit halten. Auf dem Throne sitzend, empfängt sie den alten Spieler und überrascht ihn durch die Kunde vom Geschehenen: sie, die Fürstin, erfährt eben alles. Henslowe erkennt Mary als den Burschen, der ihm, zu Pferde von Deptford wegstürmend, begegnete; die Königin entlockt Mary listig den Bericht des Vorganges und verbannt die Anstifterin des Unheils („dirt“, wie sie ihr zuruft). Vergebens hämmert Shakespeare, der sie nicht lassen will, an der eisenbeschlagenen Türe, durch welche sie reuelos abgegangen ist. Erbarmungslos hält ihm Elisabeth seine Ohnmacht vor, mahnt ihn an sein verheißenes Stück, noch mehr aber an seine große Dichteraufgabe überhaupt und spricht ihm das Recht auf Lebens- und Liebesfreuden ab, wie es auch ihr vom Schicksal versagt ward, im Gegensatz

zur bühlerischen Maria Stuart. Als Verkörperung Englands krönt sie Will zu ihrem geistigen Sohn, denn auch sie fühlt sich nur als play-queen, die ihre Rolle spielt, so gut sie eben kann. Blutenden Herzens tritt er das Erbe an; nun öffnet sich die Eisentüre und er schaut einen langen dunklen Gang, durch welchen Mary spurlos verschwunden ist. Shakespeare soll und will nun sein neues Stück zu Papier bringen. Schon hat er das Szenar fertig, da klingt Annas Stimme, alle ihre tiefe duldende Liebe, alle Heimatsehnsucht, alle Jugend aus der Ferne zu ihm. Kann er diesem Ruf auch noch nicht folgen, so will er doch, eben um der Liebe willen, sein Lebenswerk für die Menschheit beginnen und Stoffe um Stoffe steigen vor ihm auf. Wenn er aber einmal gealtert ist, wispert Annas Stimme, wird er eines Tages zu ihr zurückfinden zu ihrer pflegenden Hand, an ihr Herz, um dort zu sterben. "Vielleicht!" murmelt er; und wie am Ende des ersten Akts antwortet es leise: „Ich warte!“

Der Ehebruchskonflikt dieses Dramas ist schlicht und tief dargestellt, wickelt sich rasch ab und rüttelt und schüttelt den ganzen Menschen Will in seinen Grundfesten auf. Er wirkt untragisch, weil am Ende ein langes, willenskraftuntergrabendes Dulden im Dienste einer Idee steht, ein Kämpfen auf verlorenem Posten, ein täglich neu verbitterndes Verzichten auf alles Freudige im Leben, also der Sapphokonflikt, der aber hier, wohl ganz entgegen seinen angeborenen Entwicklungsmöglichkeiten, dort endet, wo eben eine Tragödie erst begänne, nämlich bei der Herzbluttaufe des Genies. Den Dornenweg eines solchen hat Mifs Dane in einer Beleuchtung geschaut, die man nicht unhistorisch schelten darf, so ungeschichtlich sie selbst alles Äußerliche an ihrem Phantasiespiel — denn das soll „Invention“ hier doch wohl bedeuten — empfunden haben mag. Ihre Charaktere sind keine fertigen Theater-typen, sondern alle durchweg selbständig, leibhaftig und seherisch verkündete Menschen, zeitlose Menschen, die nur gelegentlich etwas zu schwer an der unzweifelhaft dichterischen Idee des Stückes zu tragen haben. Anna, das ursprünglich, instinktiv, physisch, mütterlich liebende Weib nimmt zu viel Prophetisches auf sich, verleugnet in ihren elementaren Auseinandersetzungen mit Will im ersten Akt allzu oft das ein-

fache, ungebildete Landmädchen, dessen Verständnislosigkeit ja gerade Will hinaus in die Welt des Scheins treibt. Aber dieser Gegensatz ist sonst kräftig und bleibend: an ihm scheitert der Abenteuerner, keine Muse der Hauptstadt, des Hofes, kein Lorbeer kann ihm dies Heimatliche, dies Bodenständige, das in der sinnbildlich tönenden Stimme Annas mit Naturlauten nach ihm ruft, je ersetzen. Die Seifenblasen des Ruhms, der Dichterfreundschaft, der im Grunde käuflichen Liebe können ihn nur für kurze Zeit täuschen; auch die nationale Mission, die ihm Englands Monarchin in ganz erhabenen Worten auferlegt, ist nicht Ausfüllung seines Ich, sondern Bußübung zum Ziele der Wiedervereinigung in Liebe. Ist diese Mission für unsern Geschmack vielleicht auch nach Art und Umfang zu eng für den „myriad-minded“ Shakespeare, so sieht sie doch die Läuterung des Menschen wie des Künstlers genügend vor und wird ihn, so muß man hoffen, eben nach ihrer Erfüllung an die Wiege seines Seins zurückkehren lassen: die dritte Parze (= Elisabeth) schneidet ja im ersten Akt den Faden nicht entzwei, sondern gibt ihn der ersten (= Anne) zurück. Es ist bezeichnend für die philiströse Kurzsichtigkeit des Londoner Publikums, daß es an der harten Behandlung, die Anna von seiten des jungen Gatten und dann von seiten des Entfernten zuteil wird, Anstoß genommen hat. Der Verfasserin war offenbar kein Seelenbad beizend und stark genug, die Reinigung des Genius von allem Menschlich-Irrtenden vorzunehmen: sie brauchte geradezu eine große, schwere, unaufhörlich nachwirkende Schuld. Wenn sie dabei irgendwie fehlgegriffen hat, so ist das höchstens im Punkte allzu moderner Erfassung der frühneuenglischen Figuren geschehen. Dieses Unhistorische jedoch, so handgreiflich es dem Shakespeare-Kenner hier allenthalben entgegentritt, vom rein biographisch-chronologischen bis zum kulturgeschichtlichen oder sprachlichen Einzelzug herab (was schon unsere knappe Analyse klar gemacht haben muß), darf keinen Anklagepunkt gegen Mifs Dane und gegen ihre 'Invention' bedeuten. Sie hat geschichtliche Wahrheit und Wahrscheinlichkeit von vorneherein offensichtlich bewußt dem höheren, der psychologisch äußerst fein gegliederten Charakteristik und der in deren Dienst stehenden Handlungssymbolik geopfert. Nicht

so bühnengewandt und theatralisch berechnend wie das technisch und historisch ganz anders veranlagte Stück von Rubinstein und Bax, konzentriert es weit besser und ist auch an Tiefen und Schönheiten im Ganzen wie im Besondern wesentlich reicher als dieses.

Nur ein Wort noch über die Sprache: sie ist nicht zeitstilgemäß (wie bei Rubinstein und Bax, die darin virtuoser arbeiten) bis auf etliche Liedeinlagen, wechselt aber von einem plastischen, flüssigen Blankvers zwanglos in eine ausdrucksvolle Prosa und umgekehrt, ganz biegsam nach Schwung oder Logik auch bei derselben Person. Sie ist bilderreich, aber nicht stets merklich nach Temperament oder Schichtung der Sprechenden abgestuft. Ihr Pathos ist zumeist phantasiemäßige, nicht rhetorische Steigerung und verrät, wie so manches andere, ungewöhnliche Begabung der Dichterin. Trotz aufwühlender Rührung meidet Mifs Dane das wohlfeil Melodramatische, gibt auch der Dark Lady Leidenschaft und Charakter genug, um trotz Elisabeths harter Aburteilung — man ist versucht *dirt* hier auf *firt* zu reimen — Wills Verblendung fälschlich und ergiebig erscheinen zu lassen. Will selber scheint uns freilich zweier Eigenschaften zu entbehren, die, bei aller Unzulänglichkeit des Bildes seiner wahren Persönlichkeit, doch aus seinen Werken erschlossen werden müssen: er hat keinen Sinn für Humor in Tun und Ausdruck und er ist zu wenig Gentleman im idealen Wesenssinn. Und der letztgenannte Mangel mag vielleicht der nur dunkel gefühlte maßgebende Grund für die Ablehnung des Dramas seitens des modernenglischen Durchschnittspublicums gewesen sein.

Graz, im März 1922.

Albert Eichler.

[6. 10. 22.]

I N H A L T.

	Seite
I. Wells, A Manual of the Writings in Middle English	225
1050-1400	225
Moore, Historical Outlines of English Phonology and	230
Middle English Grammar	230
Dane, Will Shakespeare. An Invention in 4 Acts (Eichler)	232

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

DO NOT CIRCULATE



